

TYROL,

*vom Glockner zum Orteles, und vom
Garda- zum Bodensee.*

Von

AUGUST LEWALD.

1 8 3 3 — 3 4.

Z w e i t e r B a n d.



MÜNCHEN,

in der Literarisch - artistischen Anstalt.

1 8 3 5.

TYROL

von Glocker zum Oberger, und von
Gardner zum Hohen.

AUGUST LIEBOWITZ

1888

1888

MÜNCHEN

in der Bibliothek der Stadt München

1888

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Südtliche Thäler.

II.

	Seite
I. Capitel. Trient.	3
(Unterhandlungen mit dem Vetturin. — Lob des Pafs- wesens. — Letzte Wegzehrung eines Kranken. — Leichen- ausstellung. — Hausknechte. — Bewirthung in der Rose. — Vogelfang. — Geschichtliches. — La Fiera di San Vi- gilio. —)	
II. Capitel. Sanct Vigilius in Trient.	11
(Ansehen der Stadt. — Vorabend des Festes. — Dom. — Sta. Maria Maggiore. — Das Concilium. — S. Simonin. — Die Orgel in St. Maria. — Trienter Sagen. — Der Palast des Teufels. — Signor Felice Mazzurana. — Der Podestà, Graf Giovanelli. — Eine Oper von Pacini. — Italienischer und deutscher Theatergeschmack. — Ambulante Virtuo- sen. — Der Quacksalber. — Die Predigt im Dome. — Die Procession. — Der Fürstbischof. — Die schönen Mäd- chen aus Roveredo. — Vergnügungen im Freien. — Das Feuerwerk. — Eine Oper von Donizetti. — Der Morgen nach dem Feste.)	
III. Capitel. Roveredo.	34
(Ansicht von Italien. — Der Corso. — Il Cavalletto. — Die Hüche. — Deutsche Hausfrauen. — Das Oel in der Küche. — Die Roveredanerinnen und die deutschen Beam- ten. — Der Phantast. — Der Seidenhandel. — Ala. —	

Filanda Bettini und Filatorio Tacchi. — Inschrift an der Toilette. —)

IV. Capitel. Valle Lagarina. 45

(Lavini di Marco. — La Chiusa di Volargne. — Das abenteuerliche Wirthshaus. — Die zwei Worte. — Der Capaun und die gute Nacht. —)

V. Capitel. Lago di Garda. 51

(Vorwitz. — Loppio-See. — Nago. — Torbde. Riva. — Die Sonne. — Sra. Trasselina. — Gewitter auf dem See. — Nachtinsecten. — Italienische Betten. — Morgen am See. — Das Dampfschiff. — Ein Spaziergang durch Riva. — Schiffbrüche. — Arco. — Hebräische Inschrift. — Nuestra Senora de la Guadeloupe. — Der Ponal. — Orcan. — Vereitelter Reiseplan. — Reinlichkeit der Italiener. — Anekdoten. — Desenzano. —)

VI. Capitel. Val Sugana. 77

(Bassano. — Eintritt ins Thal. — Nachtherberge. — Primolano. — Sette Comuni. — Bilderhändler von Tesino. — Borgo. — Levico. — Pergine. —)

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler und Vorarlberg.

I. Capitel. Val di Non und Val di Sol. 91

(Charakter des Thals und der Einwohner. — Mord und Straßenraub. — Sagen und Aberglauben. — Deutsch-, Wälsch- und Kron-Metz. — Die Braut von La Nave. — Die Rocchetta. — Anblick des Val di Non. — Denno. — Der Wirth. — Nachtrag zur Braut von La Nave. — Herr von Einsiedeln. — Der Monte Tobal und das Val Trassenga. — Tueno. — Cles. — Aquila Imperiale. —)

Abendlandschaft. — Val di Sol. — Castelfondo. — Ritt
über den Gampen. — Das Etschthal.)

II. Capitel. Das Mutterländchen und die Stadt. . . 114

(Das Landl. — Ansicht des Thals. — Meran. — Klima. —
Lana. — Die Töll. — Alte Inschriften. — Das Badl. —
Partschins. — Schloß und Dorf Tyrol. — Sanct Zeno-
berg. — Margaretha die Maultasche. — Alte Portale. —
Löwenberg. — Schenna. — Menschenracen. — Obermais. —
Labers am Naiferbruch. — Rubein. — Rametz. — Der
Freiberg. — Fragsburg. — Heutiges Leben auf einer
alten Burg. —)

III. Capitel. Fortsetzung des Vorigen. 140

(Frohnleichnams - Processionen und andere Feierlichkei-
ten. — Der Heilige in der Kraxen. — Anton Immerhofer. —
Hell. — Joseph Kleinhanns. — Maler. — Gelehrte. — Land-
bau. — Lebensweise im Etschlande. — Weinbau. — Sprach-
eigenheiten. — Mittheilungen über eine Gletscherreise. —
Der versunkene Mefsner. — Abschied von Meran. —)

IV. Capitel. Am Sand in Passeyer. 163

(Charakter des Thals. — Der König auf der G'feis und der
Kaiser in Verdins. — Die Passeyerer. — St. Martin. — Die
Cigarre. — André Hofer. — Seine Anrede an die Inns-
brucker. — Das Wirthshaus am Sand. — Frau von Hofer. —
Unsere Bewirthung. —)

V. Capitel. Episoden von 1809. 182

(1) Hofers Adjutant. — 2) Hofers Schreiber. — 3) Ab-
schiedsbrief Hofers an Herrn von Pühler in Neumarkt, vier
Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Ein Tags-
befehl Hofers.

VI. Capitel. Die Straße über das Wormser Joch. 228

(Das untere Vintschgau. — Stilfs. — Trofoi. — Glet-
scher. — Der Orteles. — Das Joch. — Die Galerien. —
Schneeregion. — Italienische Seite. — Spondalunga. —
Die Adda. — Die Quellen von Bormio. — Das Valtelin. —
Die Stadt. — Unglücksfälle.)

VII. Capitel. Das obere Vintschgau. 245

(Scenerie. — Alterthum. — Etymologisches. — Glurns. —
Der Mäuseproceß. — Mals. — Die Malser Nationalgarde. —

Planailer- und Matscherthal. — Ursprung der Etsch. —
Nauders. — Finstermünz. — Martinsbruck im Engadin. —)

VIII. Capitel. Das Oberinntal. 259

(Landeck. — Imst. — Stama. — Die Verschütteten. — Die
Rosana. — Der Arlberg. — Die Stiftung des Findlings. —
's Haimgarteln. — Schnodahupferln und Jägerlied. — Probe
französischer Uebersetzung.)

Der Bodensee 270

Anhang.

Touren in Tyrol.

I. Capitel.

Dritte Abtheilung.

Südliche Thäler.

II.

Unter ungeheurer Hitze hatte sich der Tag
mit seinen sengenden Strahlen, wie ein
schweres Pflaster, auf das Land gelegt. Die
Lugten im Thale waren wie ein Feuer, und
die Menschen, die in den Thälern wohnten,
fühlten sich wie in einem Ofen. Die Hitze
war so groß, dass die Menschen, die in
den Thälern wohnten, sich nicht mehr
bewegen konnten. Die Hitze war so groß,
dass die Menschen, die in den Thälern
wohnten, sich nicht mehr bewegen konnten.
Die Hitze war so groß, dass die Menschen,
die in den Thälern wohnten, sich nicht
mehr bewegen konnten. Die Hitze war so
groß, dass die Menschen, die in den Thälern
wohnten, sich nicht mehr bewegen konnten.

Die Hitze war so groß, dass die Menschen,
die in den Thälern wohnten, sich nicht
mehr bewegen konnten. Die Hitze war so
groß, dass die Menschen, die in den Thälern
wohnten, sich nicht mehr bewegen konnten.
Die Hitze war so groß, dass die Menschen,
die in den Thälern wohnten, sich nicht
mehr bewegen konnten. Die Hitze war so
groß, dass die Menschen, die in den Thälern
wohnten, sich nicht mehr bewegen konnten.

I. Capitel.

T r i e n t.

Unterhandlungen mit dem Vetturin. — Lob des Pafswezens. —
Letzte Wegzehrung eines Kranken. — Leichenausstellung. — Haus-
knechte. — Bewirthung in der Rose. — Vogelfang. — Geschicht-
liches. — La Fiera di San Vigilio. —

Unser singender Vetturin hatte kurz vor der Stadt sein Singen eingestellt, um, wie sie es gewöhnlich zu machen pflegen, sich auf seinem Sitze nach den Leuten im Wagen zurück zu wenden, und vor allen Dingen zu fragen, ob man mit dem Fuhrwerke zufrieden sey, wohin die Reise gehe, und ob man nicht gesonnen wäre, weiter zu accordiren. Ist man Neu-ling genug, dieses Entgegenkommen zu erwidern, und vor den Thoren einer Stadt den Vetturin aufs neue zu dingen, so ist man aller Wahrscheinlichkeit nach der Geprellte, weil in jedem Gasthofe sich Gelegenheiten darbieten, die, durch die Concurrrenz gezwungen, sehr billige Preise machen.

Mein Reisegefährte wies den Vetturin zur Ruhe, indem er ihm das Gesuch rund abschlug, und erklärte, er wolle in Trient einen bequemen, zweispännigen Wagen nehmen. Hiemit gab sich der Arme jedoch nicht zufrieden. Er versicherte, daß es ihn unendlich freue, so artige und respectable fremde Herren zu fahren, und daß er sich nur schwer dazu

entschließen würde, sie einem Andern zu überlassen und anzuvertrauen. Er versprach die größte Billigkeit und die unglaublichste Schnelligkeit, er wollte uns bis Venedig führen, in Mestre oder Fusina unsere Rückkehr erwarten, und dann mit uns nach Deutschland reisen, ein Land, das er schon längst zu sehen wünsche, und so fort. Ich ergötzte mich sehr daran, aber mein Freund nahm es ernst, und schnitt mit einer barschen Verneinung, der sich ein bitterer Tadel des Pferdes und des Wagens hinzugesellte, die Suade des guten Pietro ab, der sich schnell zurechtsetzte und nun gleichfalls ernst sein Pferd antrieb, ohne weder gute Worte noch Lieder mehr hören zu lassen.

Mein Reisegefährte sagte mir auf Englisch, man müsse nun schnell und vorsichtig einen neuen Veturin zu gewinnen bemüht seyn, weil dieser gleich bei seiner Ankunft in Trient intriguiern würde, um uns zu behalten, und seine Cameraden durch Vor Spiegelungen aller Art zu enormen Preisen oder gänzlicher Weigerung zu bewegen.

Wir kehrten in der Rose ein. Unser Pietro klagte gleich, während wir ihn bezahlten, dem Kellner und Hausknechte, daß wir ohne ihn weiter reisen wollten, obgleich wir durchaus keine Klage über ihn zu führen hätten. Und Kellner und Hausknecht unterfingen sich alsbald, der eine auf Deutsch, der andere auf Italienisch, uns sehr ernst zu fragen: „Warum geben Sie den Mann auf; er ist sehr brav, Sie finden keinen bessern!“

Pietro bedankte sich, und lief fort, als ob der Kopf ihm brennte. „Aha,“ sagte mein Freund, „folgen wir ihm. Er geht in die Europa, wo stets eine Menge Vetturine sind, um uns dort den Pafs abzuschneiden. Hier ist es schon geschehen.“

Ich folgte lachend meinem Gefährten, und schon aus der Ferne erblickten wir unsern Einäugigen,

wie er einige lumpige Kerle, von seinem Schlage, schnell um sich versammelte, und mit lebhaften Gesten sie bearbeitete. „Sehen Sie,“ sagte der erfahrene Mann, „wie ich meine Leute kenne? Hier ist nichts mehr zu machen. Er wird uns als Geizhälse schildern, oder uns ein so schweres Gepäck andichten, das jedes Pferd zu Schanden macht, kurz er versteht seine Sache so gut zu drehen, daß wir, wenn uns nicht der Zufall beisteht, gezwungen seyn werden, ihn noch zu bitten, uns weiter zu fahren. Das geschieht aber nicht, eher nähme ich die Post.“

Während der Vetturin in der Europa sich noch abmühte, seine Intrigue zu befestigen, gingen wir in die Rose zurück, um zu überdenken, wie wir seine arge List zerstören könnten. Hier fielen uns sogleich einige schöne Wagen auf, die in der Vorhalle standen. Wir öffneten einen davon auf gut Glück, und ein schlaftrunkener Kerl fuhr, sich die Augen reibend, in die Höhe, und fragte: „ob wir seiner bedürfen?“ Es war ein Kutscher aus Roveredo, der die Zeit über in seinem Wagen geschlafen hatte, und zu dessen Ohr die Verleumdungen Pietro's noch nicht gedrungen waren. Er konnte uns nicht weiter als bis Roveredo führen, versicherte aber, daß wenn wir um fünf des Morgens von Trient abreisen, wir Zeit genug nach Roveredo ankommen würden, um mit einer Retourgelegenheit nach Verona zu reisen, von der er wußte, daß sie sich in dem Gasthause zur Krone aufhalte. Dieß war meinem Freunde zwar nicht genug, aber der Signor Capo und mehrere Sensale, die sich sogleich um uns versammelten, und den Handel zum Abschlusse brachten, gaben vor von der Retourgelegenheit zu wissen, und es fehlte nicht an den kräftigsten Betheuerungen, so daß man die Capara annahm, und wir des Roveredans wurden. Unser bald darauf zurückkehrender

Pietro verbis nur mühsam seinen Aerger, als er den Handel erfuhr. —

Am Thore muß man den Paß abliefern, den ein Polizeisoldat nach einer Stunde visirt ins Wirthshaus bringt, wofür er ein kleines Trinkgeld in Anspruch nimmt. Wer Abends spät ankommt, muß warten, bis am andern Morgen die Polizeibureaux geöffnet werden. Viele Reisende finden dies sehr lästig, und man hört sie gewöhnlich über die Paßverordnungen schmählen, während sie doch nur ihre Sicherheit bezwecken, indem sie eine Controle von Seite der Behörde bilden, den Frevelmuth und das Verbrechen im Zaume zu halten. Vor hundert Jahren, und selbst später noch, war eine Reise nach Italien keineswegs so gefahrlos, als sich hie und da heute wohl Mancher denken mag. Hier in Trient fanden sich, beim Wiederaufbau des freundlichen Gasthauses zur Rose, wo ich stets gern einkehre, vor wenigen Jahren, Menschengelasse in einem tiefen Kellergeschoß, und dieser räthselhafte Fund wurde nur dadurch erklärt, daß frühere Besitzer des Hauses Reisende beraubt und ermordet haben müssen. Solche Reisende gingen dann verloren, und niemand war im Stande, ihre Spur zu ermitteln. Auch von der Europa sind solche Sagen im Umlauf, und wenn sie sich auch nicht verbürgen lassen, und größtentheils nur auf Muthmaßungen beruhen, so sind sie doch so allgemein verbreitet, daß man nicht ohne Schauer an jene Zeit zurückdenken kann, und gewiß mit einiger Beruhigung seinen Paß in das Register der Polizei eintragen läßt, sollte es selbst einen kleinen Aufenthalt verursachen. —

Ein lautes Singen und ein immer wachsender Auf-
lauf lockte uns ans Fenster. Ein langer Zug von Geistlichen, Fackeln tragend, kam die Straße herauf, mit Bildern und Fahnen, von einer ungeheuren Menge gefolgt. Es war keine Procession; sie schrit-

ten rasch, als wenn es Eile hätte, und sie irgendwo erwartet würden. Alle Leute, die auf der Straſſe waren, fielen auf die Kniee und bekreuzten sich. Man trug „das hochheilige Gut“ zu einem Sterbenden, der dem Gasthofs gegenüber wohnte. Der arme Sterbende! wenn er noch bei Besinnung war, so wurde der Trost, den ihm die Religion spendete, von dem Lärm, den das Volk dabei machte, gewifs sehr getrübt. Er ist wahrscheinlich bald nachher gestorben; denn am andern Morgen schon sah ich ihn im Sarg in der geöffneten Hausthür liegen, wodurch ein jeder mußte, der in dem Haus etwas zu thun hatte, und das waren Viele; denn das Haus war groſs und wurde von mancherlei Menschen bewohnt. Das war aber mit Vorbedacht geschehen. Denn an dem Sarge hing Weihkessel und Wedel, und keiner ging vorbei, ohne eine fromme Sprengung vorzunehmen und eine Gebetformel dabei zu murmeln. Auch keiner, der auf der Straſſe vorüberging, unterlieſs es. Um die Leute aufmerksam zu machen, waren lebensgroſse Bilder zu beiden Seiten der Thüre aufgehängt, Gerippe vorstellend, das eine mit einer Kutte behängt, das andere in militärischer Kleidung. Das Ganze machte einen barocken, und keineswegs tragischen Eindruck, wenn nicht unwillkürlich unser Blick wieder auf der Leiche haſtete. Ein Bilderhändler in der Nähe zeigte sich bemüht, auch sein Schärflein beizutragen, um die Vorübergehenden in die rechte Stimmung zu versetzen. Er hing zwei groſse geätzte Blätter vor die Fenster, von denen das eine die Unterschrift: *il giusto moribondo*, das andere: *il peccator moribondo* führte. Auf jenem erblickte man einen ruhig Entschlummernden, Engel zu Häupten seines Lagers, Päpste und Bischöfe tröstend zu ihm tretend, und in der Ferne Christus und die Heiligen bereit ihn zu empfangen. Auf diesem lag ein gräulich verzerrter Leichnam, von den Lüsten und Sünden der

Welt umgeben, und gräuliche Teufel, die sich um seinen Besitz zankten. Ein Haufe löste den andern vor diesen Bildern ab, und manch schönes, braunes Landmädchen athmete tiefer und seufzte wohl gar. Bei jungen Burschen habe ich diese Bewegung nicht gemerkt. Sie schauten nur etwas ernster drein. —

Fast in jedem Gasthofs Wälschtyrols sind die Hausknechte Deutsche. Erstens glaube ich nicht, daß man diese breitschulterigen, ehrlichen und arbeitsamen Bursche in den italienischen Thälern antrifft, zweitens geschieht es, um mit den deutschen Kutschern und Frachtfuhrleuten fertig zu werden, welche so häufig diese Strafe ziehen. Wer daher mit den geschniegelten Camerieren nicht Lust hat zu unterhandeln, frage nur gleich nach dem Hansel oder Seppel, und kann dann überzeugt seyn, eine genügende Auskunft über alles zu erhalten. Diese Hausknechte wissen auch gewöhnlich, wann deutsche Retourfuhrleute eintreffen, und haben Aufträge von diesen, ihnen Reisende zu werben. Diefs ist besonders bei der Rückreise nach Deutschland zu berücksichtigen. —

In der Rose findet keine Table d'hôte statt, sondern man sagt, was man zu essen wünscht, und wird zur festgesetzten Stunde bedient. Diese Art, seine Mahlzeit zu machen, ist zwar etwas theurer, als die in Deutschland gewöhnliche, aber ungemein bequem und angenehm. Man findet sie in mehreren Gasthöfen der Lombardie. Ich hatte hier, wo ich sie zum erstenmale fand, nicht Ursache, mich darüber zu beschweren, und war mit einem saftigen Beefsteak, einem Fische, und Francolini, herrlichem Vogelwilde, sehr zufrieden gestellt. Der Wein mundete mir nicht in gleichem Mafse. Der Trientiner ist dick wie Dinte, dabei hitzig, und mit Wasser vermischt nicht angenehm zu trinken. Hier muß man sich an Vinpiccolo (Halbwein) halten, der auch gewöhnlich in den Haushaltungen getrunken wird.

Es ist in dieser Gegend gewöhnlich, seinen Tisch wenigstens mit einer Schüssel der delicatesten Vögel besetzt zu sehen. Dieses findet man überall, in der gewöhnlichsten Kneipe, auf dem Lande, in der Stadt. Sie machen das saftige Beiessen zur trockenen Polenta, und Lerchen, Wachteln, oder gar Ortolane werden dazu beigegeben. Der Vogelfang wird daher hier mit Leidenschaft und im Großen getrieben. Zu diesem Ende werden Gruppen von Bäumen oben abgekappt und mit einem Netze versehen, während der Vogelsteller von einem seitwärts erbauten Thürmchen, oder einem höhern Baume, seine Observationen macht. Dergleichen Vogelherde sieht man ringsumher auf jeder Anhöhe, und sie erstrecken sich von nun an bis weit in Italien hinein. —

Trient ist bereits vor langen Zeiten von den Toscanern der Sage nach gegründet worden. Schon Strabo, Plinius und Ptolemäus erwähnen dieser Stadt. Nach und nach herrschten Gothen, Lombarden und die römischen Kaiser in ihr. Dann fiel sie den bayerischen Herzogen zu, bis ihr Bischof ihr Herr wurde, und den Titel eines Reichsfürsten erhielt. Das Bisthum von Trient begriff 70 Quadratmeilen, mit 150,000 Seelen.

Eine hohe Mauer umgibt die Stadt. Das Schloß, auf einem Hügel liegend, zum großen Theil aus gelb gesprenkelten Marmorquadern gebaut, ist leider ganz verfallen; es gewährt jedoch noch immer einen imposanten Anblick.

Die Domkirche ist ein schönes, gothisches Gebäude. Sie ist dem Bischof und Märtyrer S. Vigilius geweiht. Er lebte zu Ende des vierten Jahrhunderts, und wird im ganzen Lande sehr verehrt. Er starb durch Henkershand im Jahre 403, weil er den Zorn der Heiden auf sich lud.

An dem Tage dieses Heiligen zeigt Trient sich von seiner glänzendsten Seite; es ist für jeden Rei-

senden interessant, es dann kennen zu lernen, und obgleich ich mich am 26 Junius mehrere Stunden davon entfernt befand, so wollte ich doch nicht die Gelegenheit versäumen, daran Theil zu nehmen; und da aus allen Gegenden Tyrols Andächtige und Neugierige dahin zusammenströmen, so war es mir leicht, mich einer heitern Gesellschaft der letztern anzuschließen, um das Fest mitzumachen.

II. Capitel.

Sanct Vigilius in Trient.

Ansehen der Stadt. — Vorabend des Festes. — Dom. — Sta. Maria Maggiore. — Das Concilium. — S. Simonin. — Die Orgel in St. Maria. — Trienter Sagen. — Der Palast des Teufels. — Signor Felice Mazzurana. — Der Podestà, Graf Giovanelli. — Eine Oper von Pacini. — Italienischer und deutscher Theatergeschmack. — Ambulante Virtuosen. — Der Quacksalber. — Die Predigt im Dome. — Die Procession. — Der Fürstbischof. — Die schönen Mädchen aus Roveredo. — Vergnügungen im Freien. — Das Feuerwerk. — Eine Oper von Donizetti. — Der Morgen nach dem Feste.

Nichts wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provinzialstadt in Deutschland während vier und zwanzig Stunden eine so totale Umwandlung zu verleihen, als das Fest des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde sich wahrhaft in gewissen Stunden, z. B. Nachts, in den Zwischenacten der Oper, vor dem Kaffeehaus, oder Mittags bei der wohlbesetzten Tafel in fröhlicher Gesellschaft nach den bedeutendsten Städten versetzt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köstlichsten Genießens in den Mienen der Vornehmern, des Anstaunens in den Gesichtern der Andern zu lesen wäre. Kenner großer Städte und ihrer Sitten vermissen bald das scheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derselben aus-

zeichnet, die das Bewundern den Fremden überlassen und zu genießen verstehen, ohne durch übertriebene Aeufserungen sich nur den Genuß im geringsten zu verkümmern. Dieß abgerechnet, ist Trient während seines glänzendsten Festes eine große Stadt, und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit großem Geschick. Es hat seine Oper, sein Feuerwerk, seine Cafés, seinen Boulevard, seine nachlässigen Elegants, seine eleganten Mignonnen, einige Uniformen, ein paar Damen in höchster Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geschrei, Tumult, Musik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiken, zahllose Bauern in Festtagskleidern, Wein, Bier und Monferini.

Das thut der Charakter der Italiener und Franzosen. Man gibt sich auf ganz andere Weise solchen Festen hin, man will etwas dabei vorstellen. Trient ist das ganze Jahr nichts, am Vigiliusfeste erhebt es sich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten, nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zusehen wollen, wie der Geringere sich mit seinem Genuß abmüht, bestreiten hier vom frühesten Morgen bis spät nach Mitternacht die ersten Stände die Kosten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutsche Feste ändern nichts an der Physiognomie der Städte, wo sie gehalten werden, sie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur größern Nachdruck und Schärfe. So z. B. macht das Octoberfest aus München eine complete Landstadt, voll brüllenden, blöckenden und meckernden Viehes mit herumziehenden Schützenfahnen, einer sächsischen Vogelwiese u. s. w., und gibt somit, statt es großartig umzugestalten, seinem ursprünglichen, sehr anziehenden idyllischen Charakter ein bedeutenderes Relief.

Ich hielt am Vorabende des Festes meinen Einzug in Trient, als gerade mit allen Glocken geläutet

wurde, und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Musik von entgegengesetzten Enden in die Strada longa einritten, um ihre Künste für den Abend zu verkündigen. Die Gesellschaften waren ziemlich zahlreich, obgleich sie nur drei bis vier Pferde hatten, denn eben so viel Personen saßen auf einem jeden; ein Paar gingen noch überdiß zu Fuß. Es lief eine Menge Volks zusammen, Guitarren, Flöten, Geigen und der Gesang herumziehender Musikanten mischte sich in den Lärm; die Handelsleute liefen aus den Boutiken; an den Straßenecken klebten große Zettel mit schönen Verheißungen: *Li Arabi nelle Gallie* von Pacini bei beleuchtetem Hause, zwei blonde Engelsköpfe aus Roveredo, die einer meiner Reisegefährten genau kannte und freundlich grüßte — Alles verhiess Lust und Freude, und in angenehmer Stimmung rollte ich in den Thorweg des Signor Mazurana, über welchem der göttliche Stier mit der holden Prinzessin Europa, zierlich in Blech getrieben und vergoldet, prangte. Es waren noch Zimmer genug vorhanden, wie uns der Cameriere versicherte, und wir drei Personen erhielten vorläufig Eines mit zwei Betten und der Verheißung, noch eines mit einem dritten für die Nacht zu bekommen. Auf unsere Bemerkung, ein anstossendes, worin drei Betten befindlich waren, sogleich für uns in Beschlag nehmen zu wollen, ward uns sehr höflich entgegnet: „Diess sey zu schlecht für uns, man werde uns ein eleganteres einräumen.“ Wir beschieden uns damit, und nahmen in dieser Hoffnung Besitz vom Gasthof *all' Europa* für die Dauer des Vigiliifestes.

Dieser Vorabend brachte nichts Merkwürdiges. Alles, was wir beim Hereinfahren mit Einem Blicke übersehen hatten, wurde nun, die Blondinen ausgenommen, etwas genauer beaugenscheinigt, ohne dadurch interessanter zu werden. Jene lieblichen Roveredanerinnen waren aber vom Fenster und aus un-

serem Gesichtskreise verschwunden. In der Hoffnung, sie auf frommen Wegen zu finden, besuchten wir einige Kirchen. Wir fanden aber auch hier von ihnen keine Spur, wohl aber den Dom mit prächtigen Teppichen behängt, den Chor mit zeltähnlicher Draperie, den Thron des Fürstbischofs und die heiligsten Reliquien in kostbaren Gefäßen in langer Reihe auf dem Hochaltar aufgestellt. In Sta. Maria Maggiore sahen wir die getreue Abbildung des Conciliums, das in dieser Kirche gehalten wurde *), und in St. Peter den kleinen St. Simonin von Trient, den dreijährigen Knaben, der nun schon viele hundert Jahre, in seinem Glaskästchen liegend, angebetet wird, weil ihn einst die Juden zu Tode gemartert haben sollen, um sein Blut zu erhalten. Das Histörchen ist an zwei Gebäuden der Stadt, wo der kleine Simon gewohnt, und wo die Mordthat verübt wurde, in Stein versinnlicht. Zwei alte Juden schnüren ihm mit einem langen Handtuche die Kehle zu, während ein altes teufliches Weib dem in einer Schüssel stehenden Knaben mit einem langen Stilett recht vorsichtig die Seite öffnet, damit nichts von dem Blute verloren gehe.

Den armen Juden ist es nach dem Tode des kleinen Simon in Trient schlecht genug ergangen, und da sich zu gleicher Zeit eine ähnliche Geschichte bei Innsbruck zugetragen **), so gab dieß das Zeichen zu ihrer völligen Ausrottung. Ich konnte die vertrockneten Züge der kleinen Mumie nicht ohne innern Schauer betrachten, da sie gleichsam schmerzhaft verzogen zu seyn schienen, so z. B. der schiefe, geöffnete Mund, der die kleinen Milchzähne des Kindes weiß und glänzend sehen liefs. Der Körper war mit

*) Es währte bekanntlich von 1545 bis 1560, und während dieser 15 Jahre wogte ein Meer der glänzendsten Lustbarkeiten, ja Bälle sogar, um die in ernsten theologischen Streitigkeiten verwickelten Bischöfe und Gesandten.

**) Der heil. Andreas aus dem Dorfe Rinn.

schwarzen Flecken bedeckt, die von dem unterlaufenen Blut an den Stellen, wo die Nadeln eindringen, herrühren sollen. Jedenfalls ist an dem Kleinen ein Gräuel verübt worden, um frommen Wahn zu nähren und Fanatismus zu erregen. Der arme Simmerl von Trient, wie ihn das deutsche Landvolk nennt, muß sich jetzt an seiner vielhundertjährigen Heiligkeit für die schmerzvollen Qualen einer frühzeitigen Sterbestunde schadlos zu halten suchen.

Die Orgel in Sta. Maria Maggiore war ein bewundernswerthes Meisterwerk, von dem vielfältige Sagen berichtet werden. Dafs der Teufel dem Erbauer dabei geholfen habe, ist eine so gewöhnliche bei allen merkwürdigen Hervorbringungen des Mittelalters, dafs es fast überflüssig ist, sie hier zu erwähnen. Interessanter ist die, dafs die Trientiner den Meister blenden liefsen, um ihm dadurch die Mittel zu benehmen, jemals wieder ein ähnliches Werk zu schaffen. Dieser aber bat um die Gnade, noch einmal, geblendet, zur Orgel geführt zu werden, um einem kleinen Mangel abzuhelpen, den er nur allein kenne, und ihr dadurch die höchste Vollendung zu ertheilen. Als ihm seine grausamen Mitbürger willfahrten, ergriff er ein scharfes Instrument und zerstörte schnell einige Pfeifen, und würde die Orgel vernichtet haben, wenn er nicht sogleich in den Kerker gebracht worden wäre. Trotz dieser Verstümmelung blieb die Orgel bewundert, bis ein Blitzstrahl sie in Asche legte. Seit einigen Jahren ist eine neue erbaut, und obgleich sie der vorigen nicht ganz gleich kommen soll, so wird sie doch für eine der besten in Italien gehalten. Man glaubt Fagotte, Flöten, Clarinette, Posaunen zu hören, und nie noch vernahm ich eine vollkommeneren Nachahmung dieser Instrumente; alles horchte entzückt zu, und als am Schlusse des Amtes der Organist einen pomphaften Opernmarsch mit türkischer

Musik erklingen liefs, da fehlte nicht viel, dafs ein lauter Applaus in der Kirche ausgebrochen wäre.

Die Oper rief uns um acht ins Theater, das an das Hotel der Europa stöfst, und so wie dieses von Herrn Mazurana erbaut wurde. Trient ist eine sagenreiche Stadt, und die Trientiner scheinen Phantasie zu besitzen. Ich weifs nicht, ob zu der Zeit, als die Novelle in Italien blühte, sich ein Einwohner von Trient darin hervorgethan. — Der schöne Palast, den ich aus meinem Fenster sehe, mit der ächt italienischen Terrasse und der köstlichen Fernsicht auf grüne Feigenbäume und röthliche Berge, wird „der Palast des Teufels“ genannt, und dieser mächtige Herr soll ihn in Einer Nacht erbaut haben. Lange stand er unbewohnt, und erst seit kurzem kaufte ihn für einen mäßigen Preis ein Cavalier, der ihn so eben einrichten läfst. Und so auch hängt sich das lose Gespinnst der Sage um jenen langen, breitschulterigen Mann mit dem gelben, finstern Gesicht und den schneeweissen dicken Haaren, der in hinaufgeschobenen Hemdärmeln dort vor der Thür des Kaffeehauses steht und Eisstücke in einen kupfernen Zuber legt. Es ist der Erbauer der hübschen Häuser, die hier neben einander gereiht zu sehen sind, und die man ebenfalls gern dem Teufel zuschreiben möchte, wenn man nicht wüßte, dafs sie von Herrn Mazurana selbst herrühren. Man weifs es sich noch sehr gut zu entsinnen, wie der gute Signor Felice in Trient einwanderte, einige Rasirmesser, ein Becken und etwas Seife in seinem Bündel, wie er dann Cameriere wurde und nichts hatte als Mühe und Plage, und wie er nun Häuser hat und Geschäfte aller Art, und ein sehr reicher Mann ist, obgleich man nicht weifs, wie er es geworden, und allerlei davon fabelt. Der Mann, der das prachtvolle Kaffeehaus in Padua erbaute, hatte früher ein uraltes Häuschen erstanden, das er einreißen liefs, und bezahlte dann alle Kosten seines grofsen Baues mit

mit Zechinen altvenetischen Gepräges. Hier war der plötzliche Glückswechsel sehr erklärlich. Bei dem Parvenü von Trient kann er so klar nicht nachgewiesen werden. Herr Mazurana ist übrigens ein Mann von Energie und großer Thätigkeit. Einst wird vor seiner Thüre die Straße gepflastert. Es ist Sonnabend und bereits spät; er wünscht, daß die Arbeit bis zum Sonntag beendigt sey. Ein Platzregen treibt die Pflasterer unter Dach, und die Sache scheint unmöglich. Da stellt er hinter jeden Arbeiter einen Kerl mit einem Regenschirm, gibt Wein vollauf zu trinken, und die Straße wird während des heftigsten Regengusses gepflastert. Dergleichen Extravaganzen dienten aber nicht wenig dazu, den Mann bei seinen Mitbürgern in sonderbarem Rufe zu erhalten.

Das Pflaster in Trient ist übrigens vortrefflich; die Trottoirs wetteifern mit den schönsten, die ich kenne. Diese Zierde verdankt es, wie auch den prächtigen, noch nicht beendigten Campo santo und manches Andere, seinem verdienstvollen Podestà, dem Grafen Giovanelli. Wegen der Bestreitung des Pflasters entspann sich ein Zwist zwischen diesem und der Bürgerschaft; eben so wurden die Summen zum Ausbau des Rathhauses nicht bewilligt, die von dem Grafen, der gern großartige Plane entwirft, allerdings ziemlich bedeutend angeschlagen wurden. Die Folge ist, daß sowohl die Strada larga, eine der Hauptstraßen, noch in jenem kläglichen Zustande der Pflasterung sich befindet, der noch vor wenigen Jahren in Trient allgemein war, als auch, daß das Rathhaus, mit der Aufschrift: *Municipalità*, gerade nach dieser Straße hin, eine wahrhaft abschreckende Zierde durch kolossale Strebebalken und Stützen erhalten hat, die es vielleicht nicht einmal nöthig haben mag. Man sagt jedoch, daß der Podestà durch diese Maßregel seinen Zweck erreichen werde, und die stolzen Trientiner, um dieser Verunzierung abzuhelpen,

bereits in einer Unterhandlung mit ihm begriffen seyen.

Was die Oper betrifft, so kann ich wenig Gutes davon berichten. Das Theater ist schön; es hat vier Reihen Logen, deren jede mit zierlichen blauseidenen Vorhängen tapeziert ist, dabei versehen mit Spiegeln, Sophas und brennenden Wachskerzen. Diese erhellen zwar das Innere der Logen, aber nicht den Saal, dessen Beleuchtung unter Null ist, denn es ist darin stockfinster. Dafür hat man das Vergnügen, die Bewohnerinnen der Logen im schönsten Lichte zu sehen: ein Vorzug vor vielen deutschen Theatern. Pacini's große Oper hatte einen Ernst zum Lachen und eine Trauer zum Tanzen. Ich will nicht behaupten, daß die Musik nicht Schönheiten enthalte. Das erste Finale könnte einen wilden Deutschen abgeben, wenn ihn Strauß arrangiren wollte. Das Ganze erschien mir aber etwas verwirrt, doch das lag wohl zum Theil auch an den Künstlern. So etwas ist für vollendete Virtuosen berechnet, und deshalb fallen solche Opern in Deutschland auch gewöhnlich durch, wo die Sänger hiezu gewöhnlich mangeln. Der Trientiner Impresario, der ungefähr mit 10,000 Zwanzigern oder 4000 Gulden seine *fiera di San Vigilio* bestreiten muß, kann dafür nichts Berühmtes engagiren. Der Contralt war nicht übel, die Prima Donna hingegen über die Jahre der Reize hinaus, mit schwankender Stimme, der Tenor in Stellen des Affects unangenehm, in sanftern und in der Cantilene weich und lieblich *à l'italienne*, der Bass in der Maske eines Greisen würde mit seinen leidenschaftlich-jugendlichen Bewegungen und eben solcher Stimme in Deutschland ausgelacht worden seyn; hier wurde er beklatscht. Der verschiedene Geschmack der Deutschen und Italiener in Theatersachen ist sattem bekannt; ich liebe aber dennoch, kleine Züge, wo sie

sich mir darbieten, zu sammeln und gelegentlich mitzutheilen, um so manches Allgemeine näher zu bestimmen und Resultate zu gewinnen. Einige deutsche Freunde aus Meran, die mich begleiteten, erklärten, daß ihnen ihre Oper, eine herumziehende deutsche Gesellschaft, die jetzt zufällig dort ist, viel mehr Genuß gewähre als die Trientiner. Zwei Abende später war ich in Meran bei der Vorstellung des Zampa gegenwärtig, wo ich zwei junge Leute aus Borgo di Valsugana bemerkte, die bei den ersten Tacten, die ein armes junges Mädchen zu singen begann, zu lachen anfangen und erst mit dem Fallen des Vorhangs nach dem ersten Acte zu lachen aufhörten; dann gingen sie fort. Den Borgesen war sicherlich eine gute Oper ein eben so seltener Genuß als den Meranern. Aber der Italiener ist mit seinen Forderungen an das Theater viel mehr im Klaren als der Deutsche. Das, was das Theater in Trient darbot, war für uns mit dem Namen einer mittelmäßigen Oper immerhin zu belegen; in Italien gehörte sie vielleicht zu den schlechtern in diesem Augenblicke. In Deutschland werden die „Araber in Gallien“ in Augsburg, Nürnberg, Köln, Bremen, Hannover, Danzig, kurz in Städten von 30 bis 60,000 Einwohnern, gewiß nicht besser gegeben. Das Orchester war vollständig und bestand größtentheils aus Musikern, die von Verona herübergekommen waren, der Chor zählte sechzehn Individuen. Die Solisten waren in dem Eröffnungsprogramm genannt und alle Fächer besetzt. Die Oper in Meran war hingegen nichts: ein Häufchen armer Schauspieler, die zur Noth singen müssen, ohne alle Schule, die vielleicht nie einen guten Sänger zu hören Gelegenheit hatten, die Solostimmen und Chor zugleich sangen, mit einem Orchester aus Dilettanten, alles unvollkommen besetzt: so wurden Fra Diavolo, Zampa, Maurer und Schlosser gegeben. Ein Fenster

stellte ein Haus vor, ein Baum einen Stein, Wienerisch Deutsch, ein wilder Schreier einen Sänger, und ein zusammengerichtetes, unkenntliches Quodlibet eine Oper. Aber der Deutsche nimmt dies alles mit andächtiger Aufmerksamkeit hin; wir besitzen die Phantasie der Kinder. Der furchtbare Seeräuber Zampa im alten, schwarzen Mantel erschreckt, die Marmorbraut erregt Spannung; die Zuschauer denken sich herrlich in die Situation, sie wollen aber auch nichts davon verlieren. Der Italiener schwatzt in Trient wie in Mailand und Neapel, wenn die Comparsen aufmarschiren und die schlechten Chöre abgeleyert werden, und zollt nur bei den ausgezeichneten Stellen Beifall und Bewunderung. Er bringt mehr Urtheil mit in sein Theater, wir mehr Bewunderung. Ich unterschreibe daher nicht unbedingt, was so viele behaupten wollen, der Deutsche sey kälter als der Wälsche; im Theater gewiß nicht. Des Wälschen hergebrachte Beifallszeichen mögen lärmender seyn, aber diese selbst zeigen, wie er die Sache nimmt; der Deutsche hingegen hegt eine stille Wärme, eine wahrhaft übertriebene Leidenschaftlichkeit für das Theater und die Schauspieler.

Nach dem Theater entlud sich ein herrliches Gewitter gerade über Trient, und versprach uns Kühle für den morgenden Tag; indess mußten wir drei mit den zwei Betten uns begnügen, da der Cameriere behauptete, uns kein drittes versprochen zu haben. Unser Widerspruch half nichts, und da auch die andern Gasthöfe übervoll waren, so machten wir gute Miene zum bösen Spiel. In dieser Nacht glich die Europa einem Karawanseraï; überall schlafende Pilger, Thüren und Fenster die ganze Nacht offen, Schläfer auf den luftigen Gängen, die Köpfe in geöffnete Fenster gelegt, die oft fünf Schläfer in Einem Bette sehen ließen. Man weiß, daß italienische Betten eine ansehnliche Breite haben. Als das Ge-

witter schwieg, verkündete Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Strassen ziehende Musik den Anfang des Festes, uns, die wir schlecht geschlafen hatten und nun erst uns des Morgenschlammers erfreuen wollten, eine unwillkommene Störung. Wir eilten auf die Strasse, die schon ein festliches Leben füllte. Obgleich das Gewitter und der dasselbe begleitende Wolkenbruch die Wege im Gebirge unwegsam gemacht hatte und demnach an 7000 Landleute ausgeblieben waren, so war doch die Menge derselben immer noch sehr ansehnlich. Die Trachten zeigten wenig Malerisches. Der italienische Bauer dieser Gegend liebt es, sich in ein zweifarbig schillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hievon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen grossen runden Hut. Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weste. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauem Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreise gelegt und eine hübsche Silbernadel durchgesteckt. Die Gesichter der Mädchen, stark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübsch, zogen unsere Blicke an. Einige Weiber aus Val Tesino trugen sich sonderbar, doch nichts weniger als schön. Die Röcke waren von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchstreifen besetzt; hiezu ein schwarz-tuchenes Mieder mit rothem oder hellblauem Brustlatz, ein dickes weisses Musselintuch um den Nacken und vorne so befestigt, daß die starke Brust darin wie in einer Schlinge ruhte; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein grosser, fast dreieckig gebogener Männerhut, darunter eine Haube. Wir setzten uns vor ein Kaffeehaus und liessen die bunten Gruppen an uns vorbeiziehen, die in den aufgestellten Buden die Gegenstände besahen, handelten und kauften.

Die Menge der ambulanten Virtuosen, welche

die Luft mit Gesang und Spiel erfüllten, war außerordentlich. Hier zwei ziemlich corpulente Schönen, welche die Harfe spielten, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Cello behandelte; weiterhin ein altes Paar, sie mit einer Guitarre, er mit einem Stäbchen im Munde, alle Sangvögel auf das täuschendste nachahmend und Gesichter schneidend, die niemand ohne Lachen ansehen konnte; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuosen mit dem Munde Horn und Fagott auf komische Weise nachahmten; diese Duette, jene Arien singend; Redner, Improvisatoren, Taschenspieler, Bajazzo und Marktschreier im bunten Gemische: das Ideal eines Jahrmarktes von Plundersweilern, zu welchem Goethe schwerlich die Züge in Deutschland zusammentragen konnte.

Ich mag mich nicht überreden, daß alle diese Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge besitzt, aus der Ferne herbeigezogen waren. Mehrere von ihnen hatten nichts von der Abenteuerlichkeit, die solchen Nomaden schon im Aeufsern anklebt. Es schienen mir alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Gesichtern und festmässig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachstübchen herabgestiegen waren, um durch musikalisches Kratzen und heiseres Krächzen nicht sowohl ihren Mitbürgern als sich selbst ein gutes Stündchen zu machen. Unter diesen bemerkte ich einen Violinspieler, der meine besondere Aufmerksamkeit anzog. Es war ein kleines, mageres Männchen, dessen dünne Beine in grauen engen Pantalons dicht an einen Höcker stießen, der den ganzen Oberleib ausmachte. Ein langer, weiter, wahrscheinlich geborgter Frack von blauem Tuche flatterte wie eine Wimpel davon hernieder. Den Kopf trug der Mann ganz bloß, nicht nur ohne Hut, sondern auch ohne Haare; nur den Nacken zierten noch einige wenige von be-

deutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt waren, wie der Rossschweif auf den Helm eines Kriegers. Die Augen waren matt, und schienen einst bessere Tage gesehen zu haben, denn es lag ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige spielte. Die Nase war wirklich edel, dabei dünn und spitzig, wie dieß bei verhungerten Gesichtern der Fall ist; der Mund breit gezogen, mit schmalen Lippen, das Kinn gar nicht vorhanden. So ragte dieser Kopf nur wenig über dem Höcker empor aus einer lose geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hatte Schule, doch war sein Strich nur schwach, es schien dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber suchte er allen nur möglichen Ausdruck hinein zu legen, und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich war, ergänzten Augen und Mund. Jene drehten sich empor gen Himmel und schienen sich mit Thränen zu füllen; dieser öffnete sich, die Lippen zitterten, er wollte sprechen, er floss von innerer Seligkeit über, aber er konnte kein Wort für sein überschwängliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nahm Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine standen fest und starr, sie, die ohnedieß zu schwach waren, den Mann, die Geige und sein Gefühl zu tragen; dafür aber hoben sich die Schultern und senkten sich wieder wellenförmig, und selbst der Höcker hüpfte dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebte. Meine Freunde lachten, wenn sie den armen Geiger anblickten und sagten boshaft: „sehen Sie nur, wie so ein Italiener sich verstellen kann, er thut, als spiele er mit Ausdruck, und mit welchem?“ Mir thaten diese Bemerkungen weh, denn ich fühlte mit, was der Mann fühlte. Aus der Küche stieg ein Gemisch von aromatischen Düften, man schickte sich an, das Essen aufzutragen und uns beide hungerte. Ich hatte die

Aussicht meinen Hunger zu stillen, er hungrig zu bleiben. Sein melancholisches Spiel drang mir zu Herzen, und ich gab ihm doppelt.

Als Seitenstück zu meinem Geiger kann ich drei Knaben aus dem Grödener Thale nennen, die mit einiger Aisance im eigenen Einspänner zum Feste gezogen waren. Sie waren anständig gekleidet, in Grau und Grün, den Hut mit dem Gamsbart und Blumen geziert. Es war Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinspieler mochte zehn Jahre alt seyn; man nannte ihn überall „den kleinen Mozart.“ Ein hübscher Junge mit pechschwarzen Augen und einem trotzigem Gesicht, der, ächt deutsch, kaum den Hut rückte, wenn er Geld erhielt. Er stemmte die Violine an die Brust und spielte mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier-, bald dorthin drehte, und mehr an dem Theil nahm, was um ihn vorging, als an seinem Spiele. Diefs selbst war jedoch überraschend gut; er griff sehr rein und sein Strich war fest, dabei trug er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, sein hübsches Aussehen und seine Fertigkeit, so wie auch die Straußsichen Walzer, welche dieses Kleeblatt zum Besten gab, hatten es zum Lieblinge des Publicums erhoben, und sie nahmen dreifach ein, wo mein armer melancholischer Violinspieler mit dem Höcker froh seyn mußte, das Einfache zu erhalten. Und doch war mehr vom Künstler in ihm, als in dem kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hatte uns die Anwesenheit eines berühmten Arztes gemeldet, und wir machten förmlich Jagd auf ihn, da wir hörten, daß er zu Pferde die Stadt durchstreife und auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheile, sondern auch Operationen vornehme.

Welch eine Freude für mich, einen solchen Mann zu sehen, einen Quacksalber! Wo in Deutschland darf sich ein solcher noch in seiner alten Glorie

sehen lassen? Alle diese freundlichen, belustigenden Gestalten sind nach und nach aus unserm Lebensdrama verschwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich schleichender Quacksalber, wie es deren überall in Deutschland gibt, ohne Tressenrock und Hanswurst, ist ein Mörder; der öffentliche, der sich als solcher verkündet, der Theriak und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und schröpft, ist ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern speculirt. Eine schreiende Menschenmenge und der quäkende Ton einer schlechten Clarinette gaben uns bald zu erkennen, daß wir unsern Mann gefunden hatten. Er machte sich nur mit Mühe auf seinem Pferde Platz, schwenkte es jedoch so geschickt hin und her, daß bald ein weiter Kreis um ihn gebildet war und er nun mit lächelnder Miene seine Clarinette in den Mund steckte, um noch mehr Zuhörer herbei zu locken. Nach einem kurzen marschartigen Stücke hob er sich im Sattel und begann mit volltönender Stimme seine Anrede. Er nannte uns alle: „meine Brüder!“ Sein Vortrag war anfänglich ruhig, dann kam er in Feuer, schimpfte auf alle Facultäten, lachte über die Aerzte in Verona und Wien und sagte: „Ihr mögt euch getrost, meine Brüder, an diese wenden, Abhülfe eurer Leiden werdet ihr nur bei mir finden.“

Jetzt zog unser Arzt einen großen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Instrumente sichtbar waren, und hing ihn an seinen Sattelkopf. Ich bemerkte Zangen, Hämmer und Sägen, wie sie ein Grobschmied zu verfertigen im Stande ist, dann einige Messer von unterschiedlicher Länge. Er betrachtete diese Dinge ohne Schauder, und bewußt seiner Kraft und Geschicklichkeit, womit er sie zu handhaben verstand, rief er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das schnellste abzuhelpen. Es drängten

sich zwar Einige hinzu, um das Arsenal des Doctors in Augenschein zu nehmen, aber niemand schien Lust zu haben, sich einer Probe zu unterziehen. Er aber fuhr ohne Pause in seiner Rede fort. Was jetzt an die Reihe kam, war eine Menge Bruchbänder, die er dem Volke hinhielt. Er erging sich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärte mit reicher Suade die verschiedenen Arten der Brüche und die Zweckmäßigkeit seiner Bänder. Er versicherte, selbst zwei ausgezeichnete Brüche zu besitzen, und zeigte augenscheinlich an seinem eigenen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach diesem erbaulichen und belehrenden Vortrage kamen die Klystierspritzen an die Reihe. Er zog deren von verschiedenem Kaliber hervor, zeigte ihre Structur und erklärte ihren Nutzen. Das Getümmel hatte jetzt dergestalt zugenommen, und die Hitze wurde auf dem Platze so drückend, daß wir uns fort machten, ohne das Ende des Vortrags abzuwarten. Da die Operationen des Zahnausziehens nun unmittelbar folgten, so war es ohnehin die höchste Zeit für uns. Der belustigende Theil war vorüber.

Wir wandten uns nun dem Dome zu, wo eben die Predigt gehalten wurde. Gleichwie der Feuerwerker, die Operngesellschaft und mehreres Andere noch, so war auch der Prediger verschrieben worden. Man wollte an diesem Tage das Ausgezeichnetste vereinigen. War es, daß das Bild des Quacksalbers und der Ton seiner Rede noch zu lebendig in mir war, oder daß mein Geist nicht im Stande war, sich dem feierlichen Ernste zuzuwenden — genug, ich konnte nicht aufhören, bei dem Prediger an den Quacksalber zu denken. Auch der Prediger nannte uns Brüder wie jener, es war derselbe Ton der Stimme, dieselbe Art zu declamiren. Auch er lachte laut und bitter über die Thorheit der Welt. Dann erhob ihn sein Feuer immer mehr und mehr; er

begann zu zittern, zu wimmern, und endlich weinte er so stark, dafs alles mitweinte. Diefs war der Culminationspunkt; die Predigt war aus.

Die Kirche leerte sich, und man ging, um draussen festen Standpunkt zu gewinnen und die Procession mit anzusehen. Die üblichen Fahnen eröffneten diese. Sie marschirten in langen Zwischenräumen, doch rangirten sich nicht, wie in Deutschland, fromme Beter ein. Die Zwischenräume blieben leer, und alles zog vor, die Procession anzusehen, statt an ihr Theil zu nehmen. Die Capuziner in langer Reihe folgten, ihr mit den herrlichsten Blumen reich geschmücktes Kreuz tragend. Dann kamen die Franciscaner mit ihrer Fahne in noch gröfserer Anzahl. Ich habe nie so viele Mönche dieses Ordens beisammen gesehen; sie hatten ein trauriges Aussehen. Der Zug hielt, und ich konnte ihre Köpfe genauer betrachten. An einigen zeigte sich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entsagung. Ein alter, langer, hagerer Mönch zog aus seinem Aermel eine kleine beinerne Schnupftabaksdose und schnupfte mit grossem Appetit. Ich mußte an Yoriks Franciscaner denken. — Jetzt erschien der lange Zug theologischer Studenten, abermals ein Studium für den Physiognomiker. Ich versuchte zu errathen, wer von seinen Angehörigen gezwungen diesen Stand ergriffen hatte, und wer es aus eigenem Antriebe gethan; wer einst zu hohen geistlichen Ehren steigen würde, wer seinen ganzen Ehrgeiz darein setzte, einst eine fette Pfründe zu erschnappen, und wer nur in der Frömmigkeit das ganze Heil seiner Zukunft suchte. Das letzte war am allerschwersten zu ermitteln. Ich bemerkte einen jungen Menschen mit einem feinen bleichen Gesichte, die Augen zu Boden geschlagen, und ein Buch, das er in der Hand hielt, an die Lippen gedrückt. Diefs war ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit.

von allem Weltlichen, und eben dieser konnte die stolzesten Plane für seine Zukunft im Busen bergen. Nirgend wie hier führt Demuth und Unterwürfigkeit zum sichern Ziele. Nun folgten die Pfarrer und das Domcapitel; alle trugen kostbare Gefässe, worin Reliquien des heiligen Vigilius waren. Man machte mich auf einen Schrein von Glas aufmerksam, worin die Zunge des heiligen Mannes sichtbar war, die einst so feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Ich fand sie übermächtig groß und dick, und selbst für einen solchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wurde der silberne Sarg, mit der goldenen Inful und dem Stabe darauf, unter einem Baldachin getragen; der Fürstbischof, die Hand des Heiligen in der seinigen, folgte. So wie die Zunge, war die Hand von übermächtiger Dimension; doch man wird nicht mehr darüber erstaunen, wenn man weiß, daß diese Hand es war, welche die Felsen auseinander schob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es keinen Ausgang mehr gab. Jetzt noch bedienen sich alle jene, welche Stenico besuchen wollen, dieses von Vigilius gemachten Felsenpasses, und auch auf diese Weise wurde er daher ein Wohlthäter dieser Gegend, und Trients insbesondere, das von dort seine besten Lebensmittel bezieht.

Der Fürstbischof Luschin, eines Landmannes Sohn aus Kärnthen, *) ist ein hoher Mann von großer äußerer Würde. Das Ansehen, wozu ihn sein Rang erhebt, wird noch durch seinen Wandel um Vieles vermehrt. Er besitzt durchaus kein Eigenthum, weil er sein ganzes Einkommen den Armen verschenkt und sich selbst oft die Bedürfnisse der Bequemlich-

*) Er ist jetzt Fürst-Erzbischof von Lemberg, und sein Nachfolger in Trient ist der eben so ehrwürdige Bischof von Feldkirch, von Tschiderer, geworden.

keit entzieht, um seinem Hange zur Wohlthätigkeit zu genügen. Dabei kennt man ihn als einen der erleuchtetsten und gelehrtesten Geistlichen. Die Würde seines äufsern Benehmens zeigte sich bei dem Hochamt im schönsten Lichte, obgleich das unendliche Ceremoniell und der unaufhörliche Wechsel der Kleidung bei der grofsen Hitze die Kräfte des Mannes ganz aufgelöst zu haben schienen, was sich jedoch nur dann kund gab, wenn er während der Musik auf seinem Thronsitze Platz genommen hatte. —

Nachdem das Hochamt geendet war, durchzog man die Strassen, und dieser Moment war einer von denen, wo Trient einer grofsen Stadt am ähnlichsten war. Die Damen hatten gröfstentheils sehr elegante Toiletten gemacht; die meisten waren ballmäfsig in Flor gekleidet, und die Herren hatten einen Anstrich von Ungezwungenheit, den man in Provincialstädten selten findet. Hier wurden die schönen Roveredanerinnen wieder sichtbar und einstimmig als die schönsten Damen des Festes proclamirt. Diefs machte einen jungen Maler aus Roveredo so kühn, zu behaupten, dafs die Trientinerinnen keinen Vergleich mit den dortigen Schönen aushalten könnten, und wenn dieses auch einigen Widerspruch fand, so wurde doch allgemein Roveredo als der Sitz sehr schöner Weiber anerkannt. Ich eile, dieses der Welt bekannt zu machen. Ist es nicht ungerecht, so viele Jahre von Roveredo's Vorzügen in der Seidenzucht gesprochen zu haben, ohne dieser überwiegenden Vorzüge zu erwähnen? Schöne Weiber und Seidenwürmer! was ist interessanter? Wer zieht nicht eine liebliche Filanda von Intriguen allen andern Filanden der Fabricanten vor? wohlverstanden, wenn er nicht selbst zu den letztern gehört und bereits ein gewisses Alter erreicht hat. — Das Diner wurde von Klängen umrauscht, die ewig wechselten und nur manchmal

zu den unangenehmen zu zählen waren. Alle *virtuosi ambulanti*, deren ich früher schon Erwähnung that, und viele andere noch ließen sich hören. Frische Ankömmlinge warteten stets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

Der Nachmittag wurde auf dem Schiessplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zugebracht, wo sich die Bauern belustigten. Ueberall gab es Lärm vollauf, aber der Lärm, den die Seiltänzer-gesellschaft machte, um Leute anzulocken, verdient besonderer Erwähnung. Ich glaubte, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern hatten sich auf ein Gerüst über dem Eingange hingestellt, wo sie Trommeln, Becken, Pauken schlugen. Der Mann, der mit diesem und jenem sprach und ab- und zuing, blies nur dann und wann ein Stück eines Marsches auf der Clarinette dazwischen, die Familie aber hörte nicht auf zu schlagen, es mochte die Clarinette die Melodie dazu liefern oder nicht. Der Eifer und die Kraftanstrengung, so wie die Ausdauer waren dabei eben so komisch als bewundernswerth. Die Gärten um Trient zeigten sich nicht im besondern Glanze. Ungeachtet des Festes, wurde mitten unter den Gästen Heu eingebracht. Diese tranken größtentheils Bier, weil es seltener und theurer als der Wein, mithin festlicher ist; es war jedoch sauer und fast ungenießbar. Hin und wieder wurde ein Monferino versucht, der hier nationell ist; der großen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdeß war auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das große Brettergerüste, das schon seit mehreren Tagen aufgebaut war, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze stellte einen Tempel vor; in dessen Mitte war der Sarg, oben die segnende Gestalt des Heiligen sichtbar. Alles war mit Raketen schön besetzt

und verbränt, und die schaulustige Menge umgab diese Feuerwerkdecoration, wie Kinder den Weihnachtstisch, jubelnd und schreiend. Nach neun Uhr sprüheten die ersten Schwärmer in den schwarzen Gewitterhimmel, der sich über Trient ausspannte. Der Domplatz und die Strada larga wimmelten von Menschen; alle Fenster und Balkone waren mit geputzten Damen gefüllt, ebenso die aufgeschlagenen Gerüste. Jedes Stück des Feuerwerks wurde mit einem lauten Beifall begrüßt, der die Pausen ausfüllte und immer rauschender wurde. Man sah nach einander den Adler von Tyrol, den Namenszug des Kaisers und zuletzt den grossen Tempel in Brillantfeuer. Das Feuerwerk war geschickt gearbeitet und gut aufgestellt, so dafs es ein jeder sehen konnte. Für den Preis von tausend Gulden wird man an keinem andern Ort etwas Bedeutenderes zu Stande bringen können. Jemand behauptete mit grossem Ernste, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, haben nun fortwährend als Busse die Kosten des Feuerwerks zu bestreiten. Wahr ist es, dafs hiezu ein eigener Fonds existirt, wozu die Stadt immer noch etwas beisteuert.

Nach eilf begab man sich in die Oper. Es wurde *l'Elisir d'Amore* von Donizetti gegeben; eine gefällige, heitere Musik, die zum Theil schon Volksmelodien geliefert hat. Besonders ist diefs mit einer venetianischen Barcarole der Fall, die man überall hört und die freilich schon früher, wenn gleich in einer andern Stadt, Volkseigenthum gewesen. Donizetti hatte sie mit ihrem ursprünglichen Texte seiner Oper einverleibt. An diesem Abende zeigte sich die Gesellschaft in vortheilhafterm Lichte. Der Soccus stand ihr besser an, als der Cothurn. Die Scene, worin ein Quacksalber auf seinem Wagen erscheint und dem Volke seine Arcana verkauft, ist sehr gut com-

ponirt und erhielt großen Beifall. Nach dem ersten Acte strömte alles hinaus, um vor dem Kaffeehause sich zu erfrischen, denn die Hitze war jetzt noch erstickend.

In diesem Moment gewährte Trient, nach meiner Meinung, für einen weithergereisten Nordländer den überraschendsten Anblick. Ein guter Freund aus München, der nach Rom wollte und den ich zufällig traf, war ganz außer sich vor Freuden. „Das ist nur der Vorhof von Italien“, sagte er, „und schon so schön und herrlich!“ Ich mochte ihn aus seinem Wahne nicht reißen, aber freilich habe ich Trient auch schon anders erblickt; es wird dort nicht alle Tage ein St. Vigiliusfest gefeiert.

Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgestorben war alles! Die Sitze vor dem Kaffeehause alle leer, die Wagenburgen vor den Hotels alle fort; wo sind die geputzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Musiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Decoration hatte sich in einer Nacht verändert. Der heitere Himmel sah bleichgrau hernieder und regnete langsam, das abgebrannte Feuerwerk zeigte eine zerrissene, geschwärzte Fronte, und der Platz davor war mit verbrannten Papier-Hülsen und halben Citronenschalen bedeckt, mit deren Inhalt sich Abends zuvor während Lust und Hitze schöne Kinder gelabt hatten. Ich erwartete Maulthiere, um sogleich über den Cosale nach Giudicarien zu reiten, denn ohne St. Vigilius ist Trient ein monotoner Ort. Aber die Maulthiere kamen nicht, und ich mußte wider Willen noch einige Stunden warten. Die Wolkenbrüche hatten alle Wege im Gebirge zerrissen, die Wellen des Gardasees vom tiefsten Grund aufgewühlt und, während die frommen Gemüther sich in Trient zwischen Sinneslust und Andacht wiegten und über den Himmel nicht die geringste Klage hatten, waren

rings

rings umher die Elemente in fürchterlichen Aufruhr gerathen. Ein kräftiger Windstoss hätte die verderbenschwangere Wolke um einige Stunden weiter treiben können, und unsere ganze Freude wäre zu Wasser geworden.

Mir hatten die Wolkenbrüche aber wirklich ein großes Theil Freude fortgeschwemmt, denn ich mußte den beabsichtigten Ritt über ein herrliches Gebirge, in romantische Thäler, zu einer werthen, hochgebildeten Familie, die mich erwartete, aufgeben, um meine trübe Rückreise im einförmig herabrieselnden Regen anzutreten.

III. Capitel.

R o v e r e d o.

Ansicht von Italien. — Der Corso. — Il Cavalletto. — Die Küche. — Deutsche Hausfrauen. — Das Oel in der Küche. — Die Roveredanerinnen und die deutschen Beamten. — Der Phantast. — Der Seidenhandel. — Ala. — Filanda Bettini und Filatorio Tacchi. — Inschrift an der Toilette. —

Jetzt sind wir in Italien! alle Gegenstände rufen es uns in die Seele, und wir jubeln innerlich still. Die Reben schlingen sich bis in die Gipfel der Maulbeerbäume, und hängen gleich Festons von einem zum andern. Hier fassen mächtige Trauerweiden und Akazien die Landstrasse ein, wie wir sie nie in Deutschland noch sahen, und die schlanke Cypresse, schiefst wie ein Minaret empor in die Luft. Hin und wieder sieht man schon Oelbäume; die Wohnungen haben nicht mehr das traulich Wohnliche, sie sollen nur nothdürftigen Schutz gewähren bei schlechtem Wetter: man bedarf ihrer nur selten: der Himmel ist so blau, die Sonne ist so warm, die ganze Bevölkerung hat es draussen besser und sonnt sich. Man hört nur noch das Deutsch, das etwa die Reisenden im Wagen sprechen; das Sauerkraut verschwindet; der Reis, die Pasta nehmen ihren Anfang. Die Etsch wird schiffbar; der Handel regt sich, man sieht hohe Häuser mit vielen Fenstern und unzähligen Stockwerken, es sind Fabriken. So, unter üppiger

Vegetation, in belebter Landschaft, eine ächte Stadt des Südens, tritt uns Roveredo entgegen, das die Deutschen noch Rovereith benennen.

Es ist Schade, daß uns hier schon überall die italienische Sitte begegnet, die Landstrasse mit Mauern, statt mit lebendigen Hecken oder durchbrochenen Zäunen eingefasst zu sehen. Diefß raubt uns oft die Aussicht, und wir sind genöthigt im Wagen aufzustehen, wenn wir mehr sehen wollen, als uns die Höhen zeigen, die häufig mit zum Theil großen, bewohnten, zum Theil verfallenen, doch malerischen Schlössern und Vesten prangen.

Wir rollten über den Corso, den mehrere sehr ansehnliche Gebäude zieren. Die Paläste Alberti und Federigotti sind die bedeutendsten darunter. Es ist ein eigenes Ding um diese italienischen Paläste. So viele hohe und stattliche Fenster auch die Façade zeigt, alle sind verhängt oder durch Sommerläden verschlossen. In den obern Stockwerken, den Seitenflügeln fehlen oft sogar die Scheiben. Die offenen Hallen, mit den breiten Steintreppen stehen wüst und leer; eben so die langen Gänge und Corridors. Man glaubt, daß niemand diese Prachträume bewohne. Aber oben, durch ein Seitenportal gelangt man dahin, haust der alternde Stammherr, oder die Wittwe, mit einigen Töchtern, in ein paar Zimmern voll verwitterten Glanzes, während der Erbe, bei seinem Regiment an der türkischen oder russischen Gränze, sein Hab' und Gut aufzehrt. Sie machen keinen freundlichen Eindruck diese italienischen Paläste! —

Zwei Gasthöfe liegen am Corso. An seinem Ende strahlt uns die Krone entgegen, in dessen Mitte lädt uns das Rössel (*il Cavalletto*) zum Absteigen ein. Wir kennen beide ganz gut, und rathen zum letztern. Der Wirth ist ein Halbdeutscher, seine Eltern waren Deutsche, und er spricht unsere Sprache. Alles ist

reinlich und gut; das Haus sehr luftig gebaut und elegant; der Mittagstisch vollkommen, und kostet drei Lire, was man von nun an in allen Gasthöfen zahlen muß.

Ce d'ner est irréprochable! rufen wir mit einem französischen Reisenden hier um die Wette aus.

Wir hatten die feinsten Gemüse, Trüffeln im Ueberflusse, in Oel und in der Sauce, und ein Frucht-Dessert, das schwerlich alle Treibhäuser eines nordischen Fürsten hervorzubringen im Stande sind. Drei verschiedene Arten der kostbarsten Melonen zierten die Mitte der Tafel, daneben standen Pfirsiche von ungeheurer Gröfse, Mispeln von vorzüglicher Güte, die kleine, gelbe Zuckerfeige mit der feinen Haut, Pfeffertrauben und Butterbirnen (*beurre-blanche*), wie ich sie nie gesehen hatte. Die Deutschen sind gewöhnlich sehr ungerecht gegen die italienische Küche. Sie bringen ein Vorurtheil, eine complete Aversion gegen das Oel mit, und schon der Gedanke daran verdirbt den meisten den Appetit. Ich, für meinen Theil, finde es sowohl reinlicher als der Gesundheit zuträglicher, sich des Oels zu bedienen, als jener gemischten und ranzigen Fettsubstanzen, welche die sogenannten deutschen Hausfrauen, von allen Töpfen, Saucen, Suppen und Braten abschöpfen und aufheben, um sie zu neuen, gewifs nicht immer schmackhaften Gerichten zu verwenden, die fremde Nationen mehr anwidern müssen, als uns jemals italienische oder französische Art zu kochen.

Obgleich ich vor ächten deutschen Hausfrauen, treuen Gattinnen, guten Müttern, den gebührenden Respect nie verläugne, so muß ich doch eben so offen gestehen, daß mir in der ganzen Schöpfung kein widerwärtigeres Geschöpf begegnen kann, als eine sogenannte „deutsche Hausfrau,“ von der ich oben sprach. Eine Caricatur voll Eigensinn und dummem Stolze, welche glaubt, es sey Naturgesetz

die Suppe so zu kochen, den Kaffee so zu machen, und den Braten so zu bräunen, wie sie es im Haus ihrer Eltern gesehen; welche die Dienstboten schindet und plagt; aus lauter Sucht nach Ordnung und Reinlichkeit nie ein aufgeräumtes Zimmer hat, weil sie beständig waschen läßt; die nie einen Besuch empfangen kann, weil sie keine Zeit hat sich anständig anzukleiden; die stets keift und übler Laune ist, eine Plage ihres Mannes und ihrer ganzen Umgebung, roh und ungebildet, anmaßend, und tausend ganz überflüssiger Dinge bedürftig, wofür sie — als gelte es dem Wohle des Hauses — Summen zum Fenster hinauswirft. Und es gibt deutsche Philister, die das alles — nicht lieben, denn dessen wären sie nicht fähig — aber schätzen und bewundern, und ihr Kreuz in Geduld tragen. — Ich weiß nicht, mir wäre fast ein holder Engel lieber, der auf Bälle liefe und mein Geld für Moden verschwendete. Der Aerger wäre wenigstens unterhaltender von Zeit zu Zeit, wie jene langweilige Grämlichkeit, die keinem Menschen Vergnügen gewährt. —

Wegen des Oels kann ich übrigens ölhassenden Reisenden eine große Beruhigung ertheilen. Die Suppe und die Maccaroni, so wie die andern Mehlspeisen, werden nie mit Oel bereitet; zu den letztern bedient man sich der frischesten Butter, die im Ueberflusse vorhanden ist. Nur die Fritturen (das Gebackene), das Gemüse, und gewisse Nationalgerichte, wie die Polpete, werden mit Oel gemacht, und hiezu paßt es ohne Widerrede sehr gut; besonders gerathen die erstern viel besser in Oel als in anderm Fette. Wer ganz sicher gehen will, fordere in Italien einen Capaun mit Reis, Maccaroni und Fische, oder Kalbsbraten, und er darf nicht fürchten, daß die gehafte Fettigkeit über seine Lippen kommt. Und dabei, nebst gutem Käse, einigen Süßigkeiten und den herrlichen Früchten, kann man, und

hiesse man Nicolay, wohl zufrieden seyn. Ich wenigstens konnte mir in norddeutschen Restaurationen für achtzehn bis zwanzig Silber Groschen keine ähnliche Mahlzeit verschaffen. Eine weitere Annehmlichkeit war es für mich, daß die Citrone hier schon allgemein die Stelle des Essigs vertritt, und ein abgesottenes Gemüse, mit Pfeffer, Citronensaft und frischem Oele, gibt eine sehr wohlschmeckende und erfrischende Zuspeise. — In Roveredo ist auch der Wein sehr zu beachten, der im Ganzen viel angenehmer als der von Trient ist. Ganz in der Nähe, bei Isera, wächst die Krone der Tyroler Weine. Sehr ausgezeichnet und einem Gewächse der griechischen Inseln vergleichbar, sind der Vinsanto und der Strohwein, welche man auf eigene Weise auch aus diesen Trauben bereitet; ersteren um Weihnachten, wovon er den Namen hat. Alle diese feinern Gattungen erhält man im Ausland unter vornehmern Namen, und der in Norddeutschland verkaufte Montepulciano und Aleatico ist oft nur Tyrolerwein; hingegen ist das süßliche Gemisch, welches hier und dort unter diesem Namen, selbst in München schon, verkauft wird, wunderbarerweise in ganz Tyrol nicht anzutreffen. —

Nach allem diesem darf ich behaupten, daß mich die *Table-d'hôte* im Cavalletto überaus zufrieden stellte. Dazu kam noch eine sehr angenehme Tischgesellschaft, die mit schicklicher Zuvorkommenheit die Fremden in die Unterhaltung zu ziehen wufste, und demnach auch ganz das Gegentheil von den Gebräuchen der großen und kleinen deutschen Krähwinkel bildete. Ich lernte dort den Podestà, und zwei junge Grafen v. S. und v. T. kennen, Männer von der angenehmsten geselligen Bildung,

Wer Abends nach Roveredo kommt und einen Blick auf den Corso wirft, wird sogleich von den vielen schönen Mädchengesichtern angezogen, die

dort lustwandeln und den Abendwind in ihren Locken wühlen lassen. Dieß anmuthige Schauspiel kann man jedoch freilich im Sommer erst um acht Uhr genießen; denn eher flattern diese schönen Nachtvögel nicht aus. Den ganzen Tag lebt der Italiener seinem Geschäfte, wenn er eines treibt, oder zurückgezogen in seinem Hause. Abends gibt es Conversation mit Spiel, und den Corso. Die Deutschen, größtentheils junge österreichische Angestellte, sind immer hiezu eingeladen, aber dennoch entbehren sie viel. Das lustige Kneipen, wie man es bei uns gewöhnt ist, findet hier nicht statt, und sie gesellen sich daher zu einander und gehen viel spazieren, besteigen die Berge ringsumher, wie es auch die deutsche Sitte mit sich bringt. Darüber können sich nun die Italiener nicht genug verwundern, die nie — in unserem Sinne — spazieren gehen. Wird zufällig ein Deutscher krank, so sagen sie gleich, die kleinen hübschen Mädchen von Roveredo: „Ist es denn ein Wunder? sie strapaziren sich so stark, wer heißt ihnen die Berge hinansteigen, wenn sie dort nichts zu thun haben? — Und es klingt gar lieblich, wenn sie so sprechen. —

Ich lernte hier einen jungen Mann näher kennen, der mir schon mehrfach auf meinen Wanderungen aufgestoßen war. Er hatte noch nicht das dreißigste Lebensjahr überschritten, war Wittwer und Vater eines hübschen Knaben, den er überall mit sich führte. Er gehörte einer vornehmen Familie des Landes an und lebte in einer Art von freiwilliger Armuth und Entbehrung. Ich traf ihn bald hier, bald dort; er schien sein kleines Vaterland, Wälschtyrol, nach allen Richtungen fortwährend zu durchstreifen. Keine Kunst schien ihm fremd zu seyn; ich sah ihn malend, dichtend, ich hörte ihn singen und musiciren. Einst beim Uebernachten in einem elenden Landwirthshause, neben der Küche, wo Maulthiertreiber, Vetturine und Bauern in lautem Ge-

sprach um den Herd saßen, vernehme ich Verse mit melodischer Stimme und gutem Ausdrücke recitirt. Ein großes Fenster aus dem benachbarten Zimmer ging in die Küche, es wurde von innen geöffnet, und ich erblickte meinen schon Bekannten dichtend und recitirend. Die Leute wurden aufmerksam, und bald schwieg alles. Es war eine Ode an Italien; ein wenig hochtrabend, doch nicht ohne poetische Gedanken. So wie er sich früher durch das Geräusch nicht stören liefs, so hinderte ihn jetzt das allgemeine Stillschweigen nicht, seine Arbeit fortzusetzen. Er schien nichts aufser sich zu bemerken. Nach einer Weile stand er auf, löschte das Licht und legte sich schlafen. Das Gespräch in der Küche begann nicht wieder, man sagte sich gute Nacht, und folgte dem Beispiele des Dichters. Am andern Morgen, zu sehr früher Stunde, war ich hinaus an den Fluß gegangen, um, während mein Vetturin das Fuhrwerk zur Abreise in Stand setzte, ein wenig von der Gegend zu naschen. Ich traf meinen reisenden Dichter schon dort, auf einer Bank sitzend, und gedankenvoll über den Fluß hinweg in das schöne blitzende Thal blickend. Sein Knabe war eingeschlafen, und er hatte ihn nachlässig, wie ein Kleidungsstück, das man auszieht, über die Schulter geworfen; die blonden, langen Haare des Kindes wallten auf des Vaters Rücken hinab, und die Händchen hingen ausgestreckt nach derselben Richtung. Es sah wie todt aus. Er liefs mich ohne Grufs vorübergehen, und ich mochte ihn nicht stören. So reist er stets einsam, voll Begeisterung für das schöne Land, worin er geboren wurde, das er nicht müde wird zu bewundern zu allen Stunden des Tages und der Nacht, wenn es die Sonne verherrlicht, oder der Mond mit seinem Zauberlichte verklärt. Es lag viel Poetisches in der Erscheinung, und ich hätte ihn zeichnen mögen, den

blonden Italiener mit den ausdrucksvollen Zügen, wie er so dasafs, den Knaben auf dem Arme.

In Roveredo traf ich ihn wieder. Hier schien er zu Hause, und er war es auch. Wir waren zu gleicher Zeit, auf verschiedenen Wagen, angekommen. Er sang recht anmuthig zur Guitarre auf dem Wege. Wie ich am andern Morgen ausging, traf ich ihn unten im Cavalletto, mit der Wirthin freundlich schwatzend, seinen Knaben hatte er an der Hand. Dann ging er von Haus zu Haus, blieb überall stehen, wo Frauen oder Mädchen zu sehen waren, und wechselte mit ihnen einige heitere Worte. Sein Gang hatte hier etwas Sichereres, Stolzses. Ich erkundigte mich nach ihm. „Er ist ein Phantast“, war die Antwort; „ein Unglücklicher, ein Narr! Er hat einen reichen Oheim, den Grafen * * *, es hinge nur von ihm ab, glücklich zu seyn. Da hatte er aber ein armes Mädchen geheirathet, die er nicht ernähren konnte, und die im eigentlichen Sinne des Worts vor Hunger gestorben ist. Er liebte sie sehr, und wurde schwermüthig, und ist es zum Theile noch! Der arme Knabe!“ — So sprach die Wirthin im Cavalletto, so sprachen die andern Alle; die Leutchen in Roveredo waren nicht im Stande, sich zur Poesie des armen Dichters hinanzuschwingen; Roveredo ist eben eine simple Fabrikstadt.

Der Seidenhandel ist hier im schönsten Flor, und die 18 bis 20,000 Einwohner leben größtentheils davon und werden reich dabei.

In einer frühern Zeit spielte das Städtchen Ala, etwas südlich von Roveredo gelegen, eine wichtige Rolle in der Geschichte der Seidencultur; denn hier begann sie zu blühen. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte der dortige Pfarrer Alphons Bonacquisti zwei aus Genua entflohenen Sammtwebern den Antrag, bei ihm ihre Kunst auszuüben. Sie errichteten im Pfarrhofe die zwei ersten Web-

stühle. Bald verbreitete sich dießs Geschäft überall. Um 1700 war der Sammt von Ala schon der gesuchteste, und vierzig Jahre später wurden dort 300 Stühle gezählt. Die Kaufleute sandten den Fabricanten grofse Summen voraus, um nur mit der Zeit ihr berühmtes Fabricat zu erhalten. Garavetta, Grizi und Compagnie, Angelini und Bernardi waren allgemein bekannte Häuser. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstand die durch ihre Gröfse und ihren Fall berühmt gewordene Handlung Patrizi und Compagnie; später blühte Barchetti, der sich vom Tagelöhner zum ersten Fabricanten emporgeschwungen hatte. Unter Joseph II erhielt Ala's ausgebreiteter Handel den ersten Stofs; Einschränkungen aller Art traten ein, die Arbeiter wurden nach Wien gezogen, und das Städtchen verarmte nach und nach immer mehr. Die Seide, die man als Sammt verarbeitete, durfte nicht fein seyn, und deshalb hatte man dort nie daran gedacht, in Rücksicht der Feinheit mit andern Städten zu concurriren. Ala erhob sich nicht wieder, aber ihm zur Seite fing nun Roveredo unter günstigen Verhältnissen und andern Conjunctionen zu blühen an, und ist jetzt als der Mittelpunkt des Seidenhandels von Südtirol zu betrachten.

Die Seidenwürmer bedürfen einer außerordentlichen Pflege und Wartung. Sie werden auf Bretter in einem geräumigen Saale gelegt, und beständig mit Blättern von Maulbeerbäumen versorgt. Die Hitze, der üble Geruch und die eingeschlossene Luft sind in diesen Räumen unerträglich. Wenn die Zeit des Einspinnens herannaht, werden kleine Baumzweige neben den Würmern befestigt, und diese, ihrem Instincte folgend, kriechen daran in die Höhe, und beginnen ihre Fäden zu befestigen. Sind die Cocons fertig, d. h. ist der Wurm ganz und gar ein-

gesponnen, so werden sie abgenommen und in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen, um die Würmer zu tödten. Wird dieser Moment verpaßt, so fliegt der Schmetterling heraus, und das hiedurch zerrissene Cocon ist unbrauchbar. Eine Anzahl von Cocons läßt man jedoch auf solche Weise zerstören um die Eier, in der Kunstsprache den Samen, zu erhalten, der sorgfältig eingesammelt wird. Der größte Vortheil des Seidenbaues besteht darin, daß in Zeit von 40 oder 50 Tagen eine bedeutende Menge Geld gewonnen wird, und nun sogleich wieder in der Landwirthschaft verwendet werden kann.

Man haspelt die Seide sogleich von den Cocons. Dieß geschieht in den Filanden. Es sind deren mehrere in Roveredo. Die bedeutendste ist die Filanda Bettini, eine Stunde außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Verona. Sie wird durch Dampf getrieben, und das Gebäude, in Felsen gesprengt und gehauen, bietet einen großartigen Anblick dar. Aus den Filanden kommt die rohe Seide nach den Filatorien, und von diesen ist das Filatorio Tacchi das sehenswertheste. Hier wird der feine, kaum sichtbare Seidenfaden zu beliebiger Dicke gesponnen, um daraus die verschiedenartigen Zeuge zu weben. Es sind ungeheure Spuhlmachines, die durch vier oder fünf Stockwerke laufen, und durch Wasser getrieben werden. Jeder Reisende wird diese Anstalten nicht ohne Befriedigung sehen; sie werden mit großer Zuvorkommenheit gezeigt.

So bereitet, geht die Seide dann nach Mailand und Wien in die Fabriken; in Roveredo selbst wird sie nicht zu Stoffen verarbeitet, wie fälschlich Herr Mercey berichtet, dessen Roveredanische Bettler ohne Hemd, in seidenen Strümpfen und Sammtkleidern, so wie der betäubende Lärm der Industrie, der einem hier von allen Seiten in die Ohren dröhnen

soll, zu den etwas starken Uebertreibungen zu zählen ist. *)

In unserm Zimmer im Cavalletto fanden wir, neben dem Toilettentisch, eine Inschrift auf der Mauer, die auf zerknirschte Weise von Italien Abschied nimmt, und auf zerknirschtere die deutschen Alpen begrüßt. Getäuschte Liebe scheint ein weibliches Herz gebrochen zu haben. Diese Inschrift ist „Friederike Herbst“ unterzeichnet. Ich glaube, es hat sich jemand auf Kosten irgend einer empfindsamen Närrin hier einen Spafs machen wollen.

*) Oesterreichisch - Italien und Tyrol. Von Friedrich Mercey.
A. d. F. v. A. Kaiser. 2ter Bd. S. 166 u. 169.

IV. Capitel.

V a l l e L a g a r i n a.

Lavini di Marco. — La Chiusa di Volargne. — Das abenteuerliche Wirthshaus. — Die zwei Worte. — Der Capaun und die gute Nacht. —

Das Lägerthal (*Valle Lagarina*) heisst der südlichste Theil des Etschthales, so weit dieß noch zu Tyrol gehört; der letzte Abhang der herrlichen Tyroler Alpen, die nun in die lombardische Ebene auslaufen. Verona liegt nur noch 217 Fufs über dem mittelländischen Meere.

Wenn sich meine Leser noch erinnern, so sollten wir in Roveredo einen Vetturin finden, der uns sogleich nach Verona weiter brächte; damit war es aber nichts, und trotz aller gegebenen Versicherungen, in dem Augenblick unserer Ankunft keine Gelegenheit nach Verona aufzutreiben. Wir blieben gern in der freundlichen Stadt, und benützten die Zeit, ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, und einige der schönen und merkwürdigen Punkte der Umgegend zu besuchen, wie z. B. Sacco, Isera, das alte Lager von Luzzo u. A.

Zwischen Pieve und S. Marco, auf der StraÙe nach Ala, erblickt man die schauervollen Ruinen eines großen Bergsturzes, Slavini oder Lavini di Marco genannt. Diese uralte Schauerstätte hat vielfältige Forschungen und gelehrte Abhandlungen ans

Licht gerufen; schon Dante erwähnt ihrer im zwölften Gesange der Hölle:

Qual e' quella ruina, che nel fianco
Di qua' da Trento l'Adice percosse,
O per tremuoto, o per sostegno manco,
Che da cima del monte, onde si mosse
Al piano e' si' la roccia discoscata,
Ch' alcuna Via darebbe, a chi su' fosse. *)

Auch der Graf von Giovanelli hat diese Gegend zum Vorwurf eines weitläufigen Artikels in den Mittheilungen des Ferdinandeums gemacht. Der Gipfel dieser Felsentrümmer ist beschwerlich zu ersteigen, und bietet nichts Befriedigendes dar; es ist daher hinlänglich, diese seltsam geformten Steine aus der Ferne zu betrachten, die so angesehen eben den größten Eindruck hervorbringen.

Wir nähern uns nun den Gränzen Tyrols, dessen Ansehen immer mehr seinen ursprünglichen Charakter verläugnet. Welch ein Unterschied zwischen den Tyrolern des Ziller- und denen des Lägerthales! Ueber Ala hinaus sind wir wirklich schon in Italien, das uns längst, bis auf den Namen, nach allen Seiten hin umgab, wir wollen noch von unsern geliebten Alpen Abschied nehmen, den uns diese so imposant als möglich bereiten.

Die Berge ziehen sich immer mehr und mehr zurück, das Riesige verschwindet, die Felsen stehen vereinzelt da. Nur seitwärts thürmt das Baldogebirg, noch zusammenhängende, bedeutende Massen zum Himmel, welche das Lägerthal vom Gardasee scheiden. Mit einer Art von Wehmuth bemerkte ich, daß die

*) Der Bergsturz gleich bei Trento, der den Schoß
Der Etsch vordem dort ausgefüllt, entstanden
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß;
Wo man vom Berg, auf dem die Trümmer standen,
Am steilen Felsen keinen Pfad entdeckt,
Der niederleite zu den ebenen Landen.

Sache bald ein Ende nehmen würde, die Fruchtbarkeit der Felder nahm zu, es war der Segen der Ebene, dem wir entgegenrollten. Wir überliessen uns den Eindrücken, die dieß auf uns hervorbrachte, und saßen stumm im Wagen. Der Vetturin hält, ein junges Mädchen tritt aus einem einzeln stehenden Haus, es muß hier ein Weggeld erlegt werden, wir lesen auf der weissen Mauer mit grossen Initialen die Worte: *La Chiusa di Volargne*. Plötzlich engen uns Felsen ein; nicht gigantische Trümmer, sondern glatte Wände, nicht übermächtig hoch, aber hoch genug, den Sonnenstrahlen das Eindringen zu wehren. Es ist ein Defilé ganz eigener Art. Von beiden Seiten schiebt sich das Gestein wie Coulissen eines Theaters zusammen, so daß nur Platz für die Etsch und die schmale Strasse bleibt. Ein Wasserfall und ein einsames Kirchlein, die wir hier antreffen, erhöhen den Eindruck, den das Ganze macht. Nun sind die Felsen zu Ende; vor uns liegt die Ebene; der Flecken Volargne ist bald erreicht, und wenn wir die herrlichen Alpen sehen wollen, müssen wir hier schon unsere Blicke rückwärts kehren.

Es war erst sieben Uhr, und unser Kutscher hielt vor dem nicht einladend aussehenden Wirthshause zu Volargne, und schickte sich an seine Pferde auszuspannen. In drei Stunden war Verona zu erreichen. Unser Zureden half nichts. Und wenn wir ihm den bedungenen Lohn dreifach zahlten, so würde ihn das nicht vermögen, Nachts nach Verona zu reisen, dieß gab er uns zur Antwort. Die Wege seyen zu unsicher, man riskire ermordet zu werden. Dieß schien mir aber, bei meiner geringen Kenntniss Italiens, in diesem Wirthshaus auch nicht ganz unmöglich zu seyn. Gewiß war es, daß kein Reisender nach Verona hier übernachtet, weil von Roveredo bis dahin nur eine mässige Tagereise ist. Wir aber waren erst um elf

Uhr von Roveredo aufgebrochen. Ich erfuhr, daß eine Post in dem Orte sey, der nur etwa aus einem Duzend Häuser bestand. Da der Kutscher nicht zu bewegen war, so wollte ich Post nehmen, denn der Gedanke, hier schon um sieben Uhr Halt machen zu müssen, schien mir ganz unerträglich.

Allein der Posthalter zog auch eine bedenkliche Miene, und nahm Anstand, mir Pferde zu geben. „Müssen Sie denn heute noch in Verona seyn?“ fragte er, „und wenn Sie nicht müssen, so bleiben Sie gestrost hier, und reisen Sie morgen weiter. Der Veturin hat Recht; vor vierzehn Tagen ist einer erschossen worden, hart vor den Thoren der Stadt, und auch der Postwagen erhält stärkere Bedeckung. Der Gasthof in Volargne ist zwar nicht elegant, aber die Frau, die ihn hält, ist brav und bedient Sie gewiß gut, und sicher sind Sie auch bei ihr.“

Nun war nichts Anderes zu machen, als mich in mein Schicksal zu ergeben. Die Küche, seitwärts im Erdgeschosse, war nicht wirthlich; es war ein finsternes Loch, voll Hitze und Rauch, man mußte sich also in die Zimmer des obern Stockwerks verfügen. Hier sah es aber wirklich erschrecklich aus. „Ich bin kein Mann der bleichen Furcht“, und habe an wilden, unheimlichen Orten übernachtet, in den Wäldern Polens und Litthauens, während draussen Stürme und Wölfe in schauerlichen Winternächten um die Wette heulten, aber etwas Zurückstossenderes als dieses Appartement in Volargne ist mir im Leben nicht vorgekommen. Was mir immer besonders abschreckend erscheint, ist Unordnung. Wer jemals ein Haus oder ein Zimmer betrat, wo Nachts ein Mord verübt wurde, wird mein Gefühl theilen. Menschen, die im Schlafe durch Ueberfall gestört worden sind, lassen eine Spur zurück, die unverkennbar ist, und stets ergreifend wirkt, und dieß war augenscheinlich bei den letzten Bewohnern dieser Gemächer auch
der

der Fall, und wenn sie auch nur der Vetturin dem sanften Morgenschlummer zu früh entrissen hatte.

Ein junges hübsches Mädchen, die mir bekümmert auszusehen schien, und mich doch dabei recht treuherzig aus grossen dunkelblauen Augen anblickte, kam herbei, um das breite, schmutzige Lager in Ordnung zu bringen. Der ungeheure Strohsack wurde von ihr aufgerüttelt, und sie seufzte dabei, wie natürlich, weil es ihr zu schwer war. Mir fiel aber ein altes Singspiel ein, das ich in meiner Jugend gesehen hatte, die zwei Worte oder die Nacht im Walde betitelt, wo ein junges Mädchen in einer Räuberherberge einen Reisenden durch Zeichen warnt. Ich passte auf, aber kein Zeichen ward mir erklärlich. Sie breitete eine grobe Decke von Wolle über den Strohsack, um die sie ein Leintuch schlug, und sah mich immer freundlich dazwischen an, aus Dank für die Aufmerksamkeit, die ich ihr schenkte, deren Grund sie jedoch nicht einzusehen im Stande war. Jetzt ergriff sie einen roth und weifs gewürfelten Ueberzug, hielt ihn am obern Ende mit den Zähnen, und stopfte mit beiden Händen das Kopfpolster hinein. Endlich war das Bett gemacht, und sie ging zu den Fenstern, um die Läden zu schliessen; denn alle Scheiben waren zerbrochen. „Würde ich das Licht früher bringen“, sagte sie lachend, „so löschte es mir der Sturm aus, Sie müssen sich daher ein Weilchen im Finstern gedulden.“

Die Sache leuchtete mir ein, und ich fand dieß Beginnen ganz natürlich; da das Mädchen aber nicht sogleich mit dem Lichte wiederkam, so zog ich es vor, mir Volargne anzusehen, als länger im Finstern zu bleiben. Unten trat mich die freundliche dicke Wirthin an, deren blonde, dünne Ringellocken rund um den Kopf auf Stirn und Nacken fielen, wie es hier landesüblich ist, und fragte: „Ob das närrische Mädchen vielleicht oben etwas versehen habe, sie

sey verlegen lachend in die Küche gekommen, und sie bäte mich an ihrer Statt um Verzeihung.“ Die Wirthin schien mir dabei etwas betreten, und ich wurde ganz unwillkürlich wieder an eine Scene aus den „Zwei Worten“ erinnert. Aber sogleich erklärte sich mir ihre kleine Verlegenheit, denn sie wufste nicht, ob ich den Geschmack von Sellerie an dem Capaun liebe, den ich mir mit Reis zum Nachtessen bestellt hatte, und als ich dieß bejahte, gestand sie mir hochaufathmend, daß sie es gewagt habe, ihn daran zu thun, ohne mich früher darum befragt zu haben. Ein Zartgefühl dieser guten Wirthin, das ich in Deutschland vergebens suchen müßte. Von nun an ergab sich auch nicht mehr das Geringste, was auf irgend eine Weise an jene unheimliche Oper streifte. Der Capaun war trefflich, so fett und zart, wie man ihn nur in Italien zu mästen versteht, der Reis ganz so, wie ihn Herr von Rumohr, in seinem unschätzbaren Geiste der Kochkunst, für den Wohlgeschmack und die Gesundheit gleich warm empfiehlt; das Brod war hier schon jenes überaus weiße, kurze, ungesalzene, wie es gewiß von uralten Zeiten her in der Lombardie gebacken wird; der Käse war gelb, trocken und würzig, der Wein erwärmend und mild, und treffliche Früchte machten den Beschluß. Ich schlief ganz angekleidet, bei dem sanften Spiele der Winde mit den lockern Fensterladen ein, und am andern Morgen, bei guter Zeit, weckte mich der Vetturin, zur Weiterreise nach Verona. Von dieser Stadt spreche ich ein andermal; mein Ziel ist für dieses Buch ohnehin schon weit überschritten.

V. Capitel.

L a g o d i G a r d a.

Vorwitz. — Loppio-See. — Nago. — Torbde. Riva. — Die Sonne. — Sra. Trasselina. — Gewitter auf dem See. — Nachtinsecten. — Italienische Betten. — Morgen am See. — Das Dampfschiff. — Ein Spaziergang durch Riva. — Schiffbrüche. — Arco. — Hebräische Inschrift. — Nuestra Senora de la Guadeloupe. — Der Ponal. — Orcan. — Vereiteter Reiseplan. — Reinlichkeit der Italiener. — Anekdoten. — Desenzano. —

In der heitern Gesellschaft, die sich gewöhnlich an der Wirthstafel im Cavalletto zu Roveredo versammelte, sprach ich davon, daß ich Nachmittags einen Abstecher nach dem Lago di Garda machen wolle. „Ich wünsche mir, ihn recht stürmisch zu sehen,“ fügte ich hinzu.

„Das wünsch’ ich Ihnen nur vom sichern Ufer“, erwiderte Einer aus der Gesellschaft, „denn ist man darauf, so ist wahrhaftig nicht zu spassen.“

Ich hatte Ursache, mich dieser Worte zu erinnern. — Eine Fähre brachte uns an das andere Ufer der Etsch, und wir befanden uns in einem Garten, der so überschüttet war mit den vortrefflichsten und üppigsten Pflanzen, wie wir es noch nirgends erblickt hatten. Auf den Feldern wuchs alles durcheinander; eines sproßte unter und neben dem Andern hervor; dieses rankte sich an jenem auf, und es schien, als

hätte man eben jedem seine Laune gelassen, und weder gewehrt noch befördert; es war ein gar holder Streit in dieser Vegetation ersichtlich, alles behauptete sein Plätzchen, so gut es konnte. Mais, Hanf, Blende, Wein, und dazwischen Mandeln, Castanien, Nüsse, Maulbeerbäume, Oelbäume, Granaten. Ich kann diese liebliche Unordnung nicht beschreiben; und weil es seit einigen Tagen stark geregnet hatte, so war noch dazu alles prächtig grün und duftend.

Wir hatten bald Mori erreicht. Ein langer Flecken, und so schmutzig wie einer. Aber die Einfahrt, das alte, weite Thor, das eine tiefe Einsicht in die belebte Strasse gewährte, und die grüne Einfassung von beiden Seiten, erschien uns ganz besonders malerisch. Hinter Mori ging es noch eine Weile in dem lieblichen Garten fort, bis zum Loppio-See. Diefs ist der letzte anmuthige Punkt, und eine ernstere Natur beginnt.

Der Loppio-See ist nur klein, aber seine Umgebung, ein schönes, neu und elegant aufgeführtes Schloß nebst seinen Nebengebäuden, und einige Felsen, die eine Gruppe im Wasser bilden, verleihen ihm Interesse. Nun sieht man sich mit einem Male von Felsentrümmern eingeschlossen, die sich neben Schluchten aufthürmen und tiefe Abgründe bilden. Die Strasse zieht sich dazwischen ziemlich steil in die Höhe. Der Anbau verschwindet; es ist eine schauervolle Wildniss.

Unser Vetturin begegnete einem andern, und wir willigten in den Tausch der Passagiere von beiden Seiten. Da der andere aber vier Herren geladen hatte, die viel Gepäck mit sich führten, so gab es beim Umladen einen grossen Zeitverlust, und wir hereuten unsere zu schnell gegebene Einwilligung.

Wir kamen zur Höhe von Nago, als der Abend bereits hereinzubrechen begann. Es war ein himm-

lischer Abend, wie wir ihn uns nur zu dem Paradiese wünschen konnten, das sich jetzt vor unsern Blicken entfaltete. Unter uns hatten wir einen steilen, weissen Berg, der sich gerade in den See hinabzog, dessen dunkles Blau herrlich dagegen abstach. Das Hafenstädtchen Torbole, mit seinen flachen Dächern, spiegelte sich darin. Zur Linken lagen breite Felsenplatten, auf einander geschichtet gleich Terrassen, und über ihnen zeigte sich das sechstausend Fufs hohe Haupt des Baldoberges, der in immer freundlicheren Formen und sanftern Abhängen dem Seegestade folgte, und sich in die Perspective verlor. Rechts überblickten wir das blühende Sarcathal, das wir hinauf bis Arco verfolgen konnten, das, zwischen Felsen und Bäumen gelagert und von seinem Schloß überragt, einen schönen Anblick gewährt. Arco ist der Aufenthalt aller Brustkranken der Gegend, die in diesem feuchten, milden, gegen Stürme geschützten Winkel mit dem Rest ihrer Gesundheit noch lange haushalten können. Das Thal, durch dessen Mitte die Sarca sich wie ein Canal hinzieht, ist sehr reich angebaut und fruchtbar. Wir sahen hier die ersten stämmigen Olivenbäume, und in den Gärten, wenn auch spärlich nur, Citronen und Orangen im Freien. Die Aussicht wurde nach dieser Seite von den hohen, schroffen, zerrissenen und größtentheils kahlen Felsen begränzt, welche das Ledrothal von dem Sarcathale trennen. Den Hintergrund dieses prächtigen Bildes machte der weite Gardasee, dessen südliche Ufer im Glanze der untergehenden Sonne am Horizont verschwammen; man konnte aber deutlich die Linien der weissen Häuser von Desenzano und anderer Orte daran erkennen.

Was auch schon von Reisenden über die berühmten Limonien- und Citronengärten am Gardasee gesagt worden seyn mag, dem werden sie gewifs unbedeutend erscheinen, der Sicilien gesehen hat. Aber

die Aussicht von Torbole an einem heitern Abend oder Morgen wird selbst den entzücken, der Sorrent kennt. Luft, Licht und Wasser weben solch ein magisches Netz von kräftiger Färbung des Vorgrunds, von warmem Dufte für die Ferne, daß man nichts vermißt, was jenen südlichsten Meeresküsten Europa's den ewigen Zauber verleiht.

Indem wir von Torbole westwärts fahren, um das Sarcathal durchschneidend nach Riva zu gelangen, war es uns unmöglich den Weg zu entdecken, den wir zu nehmen hatten, weil er am Fuß eines Felsens spurlos verschwand, der das Thal begränzte, und weit in den See vorsprang. Als wir näher kamen, löste sich uns das Räthsel. Die Strafe war durch diesen Felsen gebahnt, und wurde durch ein Gatterthor versperrt, an dem ein Zöllner wohnte, dessen Haus halb gemauert, halb in den Felsen gesprengt erschien. Mächtige Massen thürmten sich über unsern Häuptern, und die ruhige Welle des Sees bespülte die schmale Strafe, auf der wir Riva zurollten, das sich am Fusse kahler Berge um seine stille Bucht hinzog.

Von aussen sind diese italienischen Städtchen höchst malerisch und freundlich, während ihr Inneres diesen Begriffen nicht entspricht. So fanden wir es auch hier. Wir rollten durch einige enge und schmutzige Strafsen mit verwitterten Häusern, denen jedoch hochtönende Namen nach Landessitte beigegeben waren. Wir lasen an den Ecken mit grossen Buchstaben: *Contrada dei Nereidi*, *La Florida*, wo wir in Deutschland: „Heustadelgäfschen und Katzensteig“ gelesen haben würden. Diese Benennungen wären in unserm Sinne für jene Localitäten entsprechender gewesen. „In Riva ist der Gasthof nicht schlecht“, hatte man uns in Roveredo gesagt. „Er ist nun eben“, hatte ein Anderer hinzugefügt, „wie überall in den italienischen Städtchen, die nicht an der Hauptstrasse liegen.“ — „Es ist alles dort zu haben, und nicht zu

theuer“, bemerkte ein Dritter. — Auch eine Karte zeigte man uns, die in verschiedenen Sprachen die Vortrefflichkeiten der „Sonne“ in Riva hervorhob, und besonders die Lage am See und die Küche anpries. Bei der letztern war angeführt, daß man sie nach dem besondern Geschmacke der Reisenden aller Nationen accommodirte. — Unsere Erkundigungen waren deshalb etwas umständlich geworden, weil wir einige Tage in Riva zu bleiben gedachten, und alles Gehörte in Gedanken überschlagend, malte sich meine Phantasie eben ein großes, freundliches Haus am Gestade des Sees aus, als unser Vetturin in einem engen Gässchen vor einem finstern, weitläufigen und unregelmäßigen Bau hielt, und herabspringend uns verkündete, daß wir das Ziel unserer Fahrt erreicht hatten. Ich glaubte, er wolle uns betrügen, und hätte uns, seines eigenen Vortheils wegen, zu irgend einem seiner Bekannten gebracht, aber ein stummes Hindeuten mit der Peitsche auf eine ungeheure, goldene Strahlensonne, und die Inschrift: „*al Sole*“, liefs mich nicht länger im Zweifel. Wir mußten absteigen.

Ein hoher, schwarzer Mann, mit feingekräuselten Haaren, der Wirthin Schwiegersohn, empfing uns, und führte uns durch ein dunkles Thor, wie das einer mittelalterlichen Festung, über einen von Mauern und Galerien eingeschlossenen Hof, in dem Schmutz von jeder Art, überall und in großen Massen aufgehäuft lag. Dazwischen widerte uns ein gemischter Duft von Speisen an, der sich aus dem hintersten Winkel dieses Hofes ergoß, wo die Küche lag. Wir steuerten darauf hin, und hier strahlte uns die Sonne dieser Sonne entgegen, la Signora Trasselina die Wirthin groß, dick, blond und alt, übermäßig roth und schwitzend, von der Hitze der Luft, dem Feuer des Herdes und der Dicke ihres Körpers; sie bewillkommte uns mit heiterm Lächeln und freundlichen Worten,

indem sie sich mit dem Aermel den herabrinnenden Schweiß trocknete.

Man geleitete uns über eine Treppe, und mehrere Gänge, durch ein paar weite, große Zimmer, deren Läden, der Hitze wegen, geschlossen waren, bis wir das Ende des Hauses erreicht hatten. „Hier, sehen Sie!“ rief der Kellner, indem er die Fenster aufstieß. Und in der That überraschte uns das, was wir sahen, nicht wenig. Wir hatten den See, die Felsen, den Monte Baldo, Torbole, Alles, was wir nur wünschen und hoffen konnten, wie durch einen Zauberschlag vor uns. Dieß war die Rückseite des Hauses, die alles Lob verdiente, das man ihm auswärts ertheilt hatte. Unter unsern Fenstern zeigte sich ein schmales Gärtchen mit Laubgängen und einem Lusthäuschen, und ächt südlich, mit Blumen und Pflanzen aller Art vollgepfropft, das sich in den See hinein erstreckte.

Das erste Geschäft, das man in einem italienischen Wirthshaus abzumachen hat, die Preise für Wohnung und Mahlzeit festzustellen, fand ich hier an der Gränze von Tyrol schon nöthig. Wir kamen überein, für das Zimmer mit zwei der ungeheuersten Betten, nach der Versicherung des Kellners und unserer eigenen Anschauung, das schönste des Hauses, zwei Zwanziger zu zahlen, für den Mittagstisch drei Zwanziger für das Couvert, welches Beides nicht übertrieben ist. Das Abendessen sollte aus einer Suppe, einer leichten Fleischspeise, Fischen und Dessert, nach jedesmaliger Laune bestellt, und danach berechnet werden; dabei wurde uns versichert, daß wir uns über Indiscretion nicht würden zu beklagen haben. Wir waren müde, und zogen es vor, statt im Ort umher zu spazieren, aus unserm Fenster, die reizende Gegend anzuschauen, deren Bewohner wir nun einige Tage seyn sollten. Der Himmel über Riva war heiter und gestirnt, die Luft schien weich und balsamisch, und that unsern Lungen sehr wohl; aber der Nebel,

der wie Dämmerung zuerst die Ferne umhüllte, ward dichter und zog an dem Baldo einher, und spannte sich wie ein undurchsichtiger Vorhang von diesem zu dem Vorgebirge, das Pregasena und den Fall des Ponal unsern Blicken entzog, über die ganze Breite des Sees. Dieser Zug der Nebel, der nicht plötzlich, sondern sehr bedächtig vor sich ging, machte uns viel Vergnügen, und beschäftigte uns fortwährend, als mit einem Male ein Blitz den Vorhang zu zerreissen schien, dem ein fürchterlicher Schlag sogleich folgte. Aber der Vorhang wurde nicht zerrissen, sondern ballte und wirbelte sich fester zusammen, und dahinter blitzte es nun rasch auf einander, und der Donner hallte bald ferner, bald näher, aber der See unter unserm Fenster plätscherte ruhig, und nur leise bewegt, und der klarste Sternenhimmel über uns wurde nicht vom leichtesten Wölkchen getrübt. Dieser Contrast brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, der wir uns mit vollem Herzen hingaben. —

Der Kellner meldete uns, daß im untern Saale servirt sey. Wir fanden einen Gendarmerie-Officier, der die Ankunft des Dampfschiffes erwartete, und Theil an unserer Mahlzeit nehmen wollte. Er zweifelte, ob das Schiff heute noch ankommen würde; das Unwetter, meinte er, und mehr noch der Nebel, zwingen den Capitän, in einen Hafen unterwegs einzulaufen. Der See wird oft plötzlich von Stürmen heimgesucht, die entstehen, man weiß nicht wie, fügte er hinzu. Der sogenannte Toscano pflegt ihr Vorbote zu seyn; der Spitzjocher von Garda her hält nicht lange an; der Ora bläst das ganze Jahr hindurch, ohne den See zu bewegen; der Sovero aber thürmt Wellen empor, wie auf dem Weltmeere.

Wir gingen an den See hinaus, um das Wetter zu beobachten. Eine dicke Finsterniß hatte sich ringsumher verbreitet, und es war nicht möglich,

die nächsten Gegenstände zu unterscheiden. In der Ferne blitzte es noch immer, der Donner hallte schwach, aber um Riva régte sich kein Lüftchen. Da wir am andern Morgen früh aufstehen wollten, so fanden wir es rathsam, das Bett zu suchen.

Wir brauchten die in Italien nöthige Vorsicht, die wir hiemit einem jeden Reisenden empfehlen, das Licht in dem Nebenzimmer zu lassen, dessen Thür und Fenster geöffnet waren, und uns so im Halbdunkel zu entkleiden. Auf diese Weise ist man vor den Stichen der Abendinsecten gesichert, die zu Tausenden umherschwärmen, und wie bekannt immer dem Lichte nachziehen. Wer auf gut deutsche Weise die Fenster öffnet, um die Abendluft zu genießen, und vielleicht schon ein Stündchen vor dem Schlafengehen das Licht anzündet, um zu lesen, oder gemüthlich zu rauchen und zu plaudern, der kann versichert seyn, am andern Morgen von Beulen und Blut bedeckt sein Schmerzenslager zu verlassen, das ihm nicht ein Stündchen ruhigen Schlummers gewährte; denn ein solcher Schlaf ist ein beständiger Kampf gegen unsichtbare, peinigende Mächte, die man erfolglos zu besiegen strebt. Dieß ist der Grund, daß so viele deutsche Reisende sich über unreine Betten in Italien beschwerten, die jedoch in guten Gasthöfen nie angetroffen werden, wohl aber jene kleinen Luftthierchen, die fast unsichtbar sind, und sich nur durch ein leises Schwirren zu erkennen geben.

Wir löschten unser Licht; schlossen schnell die Thüre des Nebenzimmers und schliefen bald ein. Ein Kanonenschuß schreckte uns auf. Es war das Signal, womit das Dampfschiff den Hafen von Riva beim Einlaufen begrüßte. —

Das Lager im Gasthofe zur Sonne in Riva war keineswegs comfortabel zu nennen. Ich wälzte mich in einem Thale von Maisstroh, das nicht unbewohnt

war. Zu beiden Seiten erhoben sich hohe Gebirge, und als ich in finsterner Nacht mich einmal erhob, glaubte ich den Monte Baldo überschreiten zu müssen, von dem ich eben geträumt hatte, und daher noch ganz voll von ihm war. Man findet sich beim plötzlichen Erwachen nur schwer in einem fremden Bette zurecht; man weiß nicht gleich, wo Kopf oder Füße sind, man will oft nach der Wand hin aussteigen und dergl. mehr; aber mit einem italienischen Bette, wie das in Riva, ist es noch viel ärger. Hier richtet man sich erwachend in die Höhe, wirft nach gewohnter Art beide Füße zugleich hinaus, und wähnt auf dem Bettrande zu sitzen, aber weit gefehlt! man liegt nun erst wieder horizontal, und zwar der Quere nach im Bett. Man rafft sich auf, man fängt an zu kriechen, man kann die Grenzen dieses unermesslichen Reiches nicht gewinnen. Man tappt ohne Compafs weiter und weiter, es ist eine grofse, ebene Fläche, die man nach allen Richtungen durchschneidet; man bekommt allerlei unbekannte Gegenstände in die Hände, man verwickelt seine Gliedmaßen in eine Unzahl von Decken, und wälzt sich endlich, unvermögend sich zu rühren, mit dem ungeheuern runden Kopfpolster auf die Erde. So ging es mir hier. Zum Glück war der Tag im Grauen; ich öffnete den Laden, und blieb auf dem Sopha sitzen. Das Spiel der Lichter auf Berg und See war zauberisch; das Wetter war ruhig; hier stiessen Fischer eiligst vom Ufer ab, dort zog ein junger elegant gekleideter Mann die Ruder ins Boot, und liefs es von den Wellen treiben, wie es ihnen gut dünkte. Er stand im Fahrzeuge, die Arme untergeschlagen, und starrte in die Fluth, dem Spiele der Fische zusehend hätte man meinen sollen, ich sah es aber der wollüstigen Sehnsucht des jungen Mannes an, dafs er den Gesang der Nixe hörte:

Du stiegst hinunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund! —

Jetzt beugt er sich, er kniet — nun er wird doch nicht das

„Halb zog sie ihn — halb sank er hin“,
nachmachen wollen? Nein — er setzt sich, nimmt die Ruder zur Hand und fährt ostwärts.

Ein paar Boote mit Landleuten und Geistlichen kommen schnell um das Vorgebirge hergeschwommen. Junge Mädchen in festlicher Tracht stehen neben ihren Körben und scheinen einem Geistlichen zuzuhören, der im dreieckigen Hut auf einem Brette mitten im Fahrzeuge vor ihnen sitzt, beide Hände auf dem hohen Stocke kreuzweise ruhen lassend. Eine artige Gruppe. Sie steuern dem Hafen von Riva zu, und jetzt erst fällt mein Auge auf den Hintertheil des Dampfschiffes, das an der Ecke unsers Hauses hervorsieht. Ein Zelt aus Blau und Orange ziert das Verdeck, und man sieht schon, wie sich Passagiere darunter versammeln. Ich eile zum Hafen hinab, um der Abfahrt beizuwohnen. Welch ein Unterschied zwischen einem nordischen und einem südlichen Dampfschiffe! Hier alles so bunt und lebendig. Diese halbnackten, gebräunten und dabei schönen Gestalten, welche die großen Trachten Holz herbeischleppen, die statt der Steinkohlen gebraucht werden. Das lustige Getreibe, das laute Schwatzen dabei, das Lachen, wie sie sich einander stoßen und die Arbeit augenscheinlich erschweren, durch diesen Scherz aber, der den Sinn erheitert, sie sich dennoch leichter machen. Und dagegen jene fluchenden, kleinen, in schwerfälliger Kleidung steckenden, von Theer und Unrath triefenden, Tabak kauenden Matrosen, die finster und keuchend im Dampfboot auf der Elbe oder irgend einem andern nördlichen Gewässer umkriechen.

Die Landleute und die Geistlichen waren jetzt

eingestiegen, ein paar Soldaten kamen dazu, einige gut gekleidete Herren und Damen, die wie ich fremd zu seyn schienen, sahen zu; man hifste die Flagge, die Räder begannen zu schaufeln, und das Schiff tanzte ungeduldig hin und her, aber kein Passagier vermehrte die Gesellschaft. Jetzt machte man das Schiff vom Ufer los, man stieß ab, im Angesichte des Hafens wendete es sich und schwebte nun mit der den Dampfschiffen eigenthümlichen erhabenen Leichtigkeit in den weiten, ruhigen Spiegel des Sees hinaus, die glänzende, von den Rädern durchschau-felte Bahn im Wasser, den schwarzen Rauchzug in der Luft hinter sich herschleppend, und dem Ufer, das es eben verlassen hatte, den kräftigen Geruch verbrannter, frischer Fichten, als letzte Grüsse zurücksendend. Wir sahen es lange wie ein Punkt noch vor uns hinschweben, bis es die vorspringenden Felsen von Limone unsern Blicken entzogen.

Ich wollte mir jetzt Riva betrachten. Zu dem Bassin des Hafens, das eine Steineinfassung hat, führen Stufen; nur wenige Schiffe waren in Ladung, und einige kleine Boote tummelten sich darin umher. Eine hübsche Häuserreihe schloß den Platz nach Norden, unter deren weiten Arkaden sich einiges Gewerbe zeigte. Doch war das Ganze nicht sehr belebt; die meisten Leute saßen vor zwei oder drei Kaffeehäusern, und starrten mit weitaufgerissenen Augen nach dem Wasser. Es lag darin viel von dem „süßen Nichtsthun“ der Italiener; sie dachten wahrscheinlich an nichts von Bedeutung, und hatten weder Handelsflotten noch sonst etwas Besonderes seawärts zu erwarten. Dieser Hafenplatz führte zu einem kleinern, und von dort gelangte man an die andere Seite der Bucht, wo eine Reihe von Häusern das übelriechende Gewerbe der Gerber verrieth, und ein munterer Kranz schnatternder Wäscherinnen, gleich Nymphen, die dem Wellenbad entsteigen,

halbentkleidet und sehr kurz geschürzt, im Wasser standen. Ein vorspringender Fels machte meinem Spaziergang ein Ende. Hier lagen große Steintrümmer, einige Gebäude und Gärten waren dadurch zerstört worden, der überhängende Berg zeigte deutlich die Spuren eines Wassersturzes. Ein Blick nach dieser Seite, und die schöne Lage von Riva schien mir nicht beneidenswerth. Berg und Wassersturz waren sehr bedrohliche Nachbarn. — Es sind nun ungefähr zehn Jahre, so erzählte man mir, daß eines Abends, bei einem plötzlich hereinbrechenden Gewitter, sich eine Cascade von diesem ungeheuern Berge, gerade über die Straße, zu ergießen begann. Sie brachte große Steine, ja ganze Felsstücke mit, und setzte durch ihren donnernden Fall alles in Schrecken. Nur mit Mühe konnten die Bewohner ihr Leben retten, das Eigenthum war der Verwüstung preisgegeben. Man glaubte schon, ganz Riva sey dem Untergange geweiht, als die furchtbare Erscheinung eben so schnell wieder verschwunden als gekommen war. Seitdem hatte man Aehnliches nicht erlebt, doch fügten einige alte Herren mit der größten Unbefangenheit hinzu, sie glaubten bestimmt, daß dieser schaurig überhängende Berg, der auf seiner Höhe Seen enthalte, und vom Wasser ganz unterminirt sey, sicherlich einst noch dem armen Städtchen Verderben bringen würde.

Der Seidenhandel gibt Riva seinen Wohlstand. Die Stadt heißt auch Rixa, und im Deutschen Reif; doch selbst die Deutschtyroler nennen sie nicht mehr bei ihrem deutschen Namen, sondern Riva. Sie gehörte sonst dem Bischof von Verona, der sie bis zum Jahre 1154 behauptete. Auf einer Höhe sieht man das feste Schloß la Rocca liegen, welches der Gegend einen bedeutenden Reiz mehr verleiht. Von dieser Höhe genießt man der ausgedehntesten Aussicht.

Ich setzte mich zu den Leuten vor den Kaffee-

häusern und begann ein Gespräch mit ihnen. Sie sagten mir, daß das Dampfschiff der Compagnie keinen Nutzen bringe, weil so wenig Fremde den See bereisen; es sey nicht hier, wie am Comersee, der eines viel größern Rufes genieße. Ein Unfall, der sich diesen Sommer in Desenzano ereignete, habe noch dazu beigetragen, manchen Reisenden abzuhalten, diese Tour zu unternehmen. Die öffentlichen Blätter hätten aber den Vorfall entstellt. Ein Augenzeuge sagte aus, daß der Capitän ein wohlunterrichteter und erfahrener Mann sey, und unter seiner Leitung dem Schiffe kein Unglück begegnen könne. Er wollte eben an jenem Tage, mit einem günstigen kleinen Sturm, absegeln. Es waren zweihundert Passagiere am Bord, unter denen einige ängstliche sich befanden, die — als das Schiff ungefähr fünfhundert Schritt vom Ufer weg war — zu schreien begannen und um jeden Preis an das Land zurückgebracht seyn wollten. Der Capitän behauptete, daß dieß nicht möglich sey; als aber der Sturm und der Tumult zu wachsen begannen, so wollte er endlich nachgeben, aber indem er sich dem Ufer wieder näherte, setzte sich das Schiff fest. Alsbald erhob sich ein entsetzliches Geschrei, und ein paar Tollkühne aus Angst springen ins Wasser, um sich zu retten. Sie wären verloren gewesen, wenn sich das Ganze nicht im Angesichte von Desenzano zgetragen hätte, an dessen Gestade die ganze Bevölkerung voll Theilnahme stand und zusah. Oesterreichische Soldaten und Andere näherten sich jetzt, halb watend, halb schwimmend, dem Schiff und brachten so alle Passagiere wohlbehalten ans Land. Das Schiff konnte nach einer kleinen Reparatur seine Reise wieder beginnen. Hätte der Capitän so schnell als möglich die Höhe des Sees gesucht, so wäre die Fahrt nicht nur glücklich, sondern mit unglaublicher Schnelligkeit vollbracht worden.

Ich gab als Austausch eine ähnliche Geschichte zum Besten, die sich auf der Elbe zugetragen, aber einen tragischen Ausgang hatte. Man erzählte sie mir bei der Ueberfahrt mit dem Postever*), zwischen Hamburg und Haaburg, bei ziemlichem Sturm und Regen, am Weihnachtsabende des Jahres 1829.

„Es sind jetzt zwanzig Jahre,“ fing ein alter, dicker Hamburger Bürger an, als gerade auf dieser Stelle, im Angesicht von Altona, beim Einbiegen in den Köhlbrand, der Ever umschlug und alle Passagiere, der Capitän mit, bis auf einen alten Matrosen, der sich durch Schwimmen rettete, verunglückten. Durch den alten Matrosen erfuhr man eben die nähere Veranlassung des Unglücks. Es war der Weihnachtsabend wie heute, und ich lag eine Pfeife rauchend im Fenster, als mein lieber Freund F. vorüberlief und mich fragte: „Nun, machst Du nicht schnell? Der Ever geht bald ab, und Du wolltest ja mit nach Haaburg!“ — Ich hatte in der That eine wichtige Reise nach Hannover vor, aber das Fest hielt mich bei den Kindern daheim, und ich sagte dieß meinem Freunde, ihm eine glückliche Reise wünschend, und sah ihm noch nach, wie er ganz heiter die Straße hinunterging, um am Baumhause den Ever zu besteigen. Ein paar Stunden darauf, ruft mich ein Auflauf wieder ans Fenster, und da seh’ ich meinen Freund, als nasse Leiche, nach Hause

*) Der Postever ist ein flaches offenes Fahrzeug, womit jetzt noch im Winter, wenn die Dampffähre nicht geht, alle Passagiere des Eilwagens, von Hamburg nach dem Hannoverschen über die Elbe gebracht werden. Man ist nicht nur der Witterung ausgesetzt, sondern man wird auch noch durch das Umlegen der Segel u. s. w. sehr incommodirt. Ein Americaner, der mit mir diese Fahrt überstand, bemerkte, daß in America so nicht einmal die Schweine zu Markte gebracht würden. — Die Ueberfahrt kann bei widrigem Winde 6 Stunden dauern.

Hause tragen. Der gerettete Matrose sagte aus, daß der Steuermann des Evers mit Besonnenheit das Fahrzeug lenkte, aber des Sturmes und der grossen Ueberschwemmung wegen nur mit Mühe das Fahrwasser zu halten im Stande war. Eben, wie er im Begriffe war, an den Inseln vorüber, in den Arm der Elbe, den man Köhlbrand nennt, einzulenken, griff ihm ein französischer Officier, die damals auf dem Lande wie auf dem Wasser das grosse Wort führen wollten, fluchend in das Steuer. Er schob nämlich die Verzögerung der Fahrt auf die Ungeschicklichkeit oder Böswilligkeit des Steuermanns, und sah dessen sorgsames Drehen des Steuers für eine Dummheit oder Bosheit an. Er wollte es ihm besser zeigen, meinte er, und in dem Augenblick da er mit aller Kraft dem Steuer eine andere Richtung gab, schlug der Ever um, und Mann und Maus ertranken.“

Es ist nicht gut, fügte ich hinzu, wenn Passagiere dem erfahrnen Kutscher die Zügel aus der Hand nehmen wollen, aber weit unheilbringender ist es, wenn sie auf dem Wasser das Ding besser wie Capitän und Steuermann zu verstehen meinen. Wer an Bord geht, resignire, und begeben sich des Aussteigens. Unverantwortlich bleibt es jedoch auch von den bestellten Lenkern der Wasserfahrt, wenn sie in ihren Entschlüssen schwanken, und dem Murren der Einzelnen nachgeben. Mein armer Everführer mußte der rohen Gewalt weichen, und war darum eher zu entschuldigen, als der Capitän des Dampfschiffes von Desenzano, obgleich dieser minder unglücklich war.

Mittags hatte ich das Vergnügen die vornehmsten Beamten von Riva, und einige Gutsbesitzer der Umgegend kennen zu lernen, die sich zu einem feinen Diner in der Sonne zusammengefunden hatten. Die Leute ließen sich's wohl schmecken, lobten den köst-

lichen Fisch ihres Sees, und den angenehmen Wein ihrer Berge, einmal über das andere, und schienen damit sehr zufrieden. Sie waren durchaus nicht von der Art unserer gewöhnlichen deutschen Kleinstädter, die in ihrem Winkel die ganze Welt zu umfassen glauben.

Nach dem Essen machten wir einen Gang das Thal hinauf nach Arco, dem Laufe der Sarca entlang. Sie entspringt am Fusse der Gletscher, welche das Val di Non von Giudicarien trennen, fließt durch den Gardasee, und verändert bei ihrem Austritt aus demselben ihren Namen in Mincio. Das Städtchen Arco hat eine herrliche Lage am Ufer des Flusses. Die Herren von Arco oder vom Bogen sollen das dortige Schloß um 1175 gebaut haben. Später erhob Kaiser Sigismund (1413) die Stadt zum Hauptort einer Grafschaft. Von hier stammt das nunmehr hauptsächlich in Bayern weitverbreitete gräfliche Geschlecht von Arco. Dieser kleine Theil von Tyrol, Arco, Riva, Roveredo, Sacco u. a., bildete lange Zeit hindurch, mit einigen angränzenden italienischen Städten, einen eigenen District, der den Namen: die wälschen Confinen, führte. Eben so wie die südlichste Spitze des Landes, mit den Städten Ala, Avio, Pergine, die „*Quattro vicariati*“ genannt wurden.

Einige Herren der Tischgesellschaft, die sich uns angeschlossen hatten, um in Arco Bekannte aufzusuchen, waren Ursache, daß wir uns länger dort aufhielten, als nöthig war, um uns von der angenehmen Lage, dem Wohlstande, dem Handel und den Seidenwürmern des Städtchens zu überzeugen. Wir kehrten erst am Abende nach Riva zurück. Da ein ziemlich dicker Nebel sich auf dem See verbreitete, so wurde beschlossen auf dem Zimmer zu bleiben. Ich machte meine Recognoscirungen durch das ganze Haus, das sonderbar gebaut war, und zwei Höfe um-

gab. Es muß eines der ältesten in Riva seyn. Besonders auffallend war es mir, eine Inschrift in hebräischen Charakteren auf einem Steine, der mit drei Fischen geziert war, über dem Eingang im ersten Hofe, eingemauert zu finden. Eine zweite Merkwürdigkeit war mir ein Bild der Patronin von Neuspanien, der gnadenvollen *Nuestra Señora de la Guadeloupe*, die ich noch nie gesehen hatte. Sie ist stehend in einem ovalen Licht- oder Flammenkreise abgebildet; eine Darstellung, wie ich sie auf einigen Bühnen bei der Verklärung der Ahnfrau angewandt sah. —

Wir erhoben uns am andern Morgen sehr frühzeitig, um in einem kleinen Boote die Felsenspitze zu umfahren, von deren anderer Seite sich der Ponal, aus dem Ledrosee kommend, in den Gardasee stürzt. Es ist ein herrlicher Anblick, besonders wenn anhaltende Regengüsse im Gebirge die Wassermasse verstärken, wie wir es eben trafen. Zwar ist dann die strömende Pyramide nicht so klar und krystallisch, wie bei ruhigem Wetter, doch erscheint ihre getrübe Welle imposanter, und in den donnernden Fall mischen sich Felsstücke, von so kolossalcr Gestalt, daß sie Erstaunen erregen. Ein mitgenommenes Frühstück mundete in diesem romantischen Reviere um so mehr, und wir kehrten sehr befriedigt von dieser Morgenfahrt heim.

Man reitet auch auf Eseln zur Höhe des Wasserfalls hinan; diese etwas anstrengende Partie unterließen wir aber.

Bei dem heitersten Wetter waren wir in Riva ans Land gestiegen, und kein Anzeichen gab sich kund, daß man für heute einen Wechsel zu hesorgen haben könnte. Wir bestellten also unsere Barke auf den Nachmittag, um eine Spazierfahrt nach den weltberühmten Citronengärten von Limone zu machen. Wir hatten uns aber kaum eine halbe Stunde vom

Land entfernt, als unser erfahrener Schiffer uns ernstlich umzukehren rieth. Das untere Ende des Sees war in weissen Nebel gehüllt, der sich im Verlaufe von wenigen Minuten um ein Beträchtliches näher zog. „Trifft uns der Sturm ausserhalb der Bucht von Riva, so kann es schlimm gehen,“ sagten die Ruderer, und arbeiteten dabei aus Leibeskräften. Ich bin oft auf dem Wasser gewesen, wenn Stürme im Anzuge waren, und konnte mich immer sogleich davon überzeugen, wenn wirklich Gefahr vorhanden war. Aber hier war es mir unmöglich. Ich sah weder einen bewegten Wellenschlag, noch hörte ich das Heulen des Sturms, und glaubte daher, die Schiffer wollten absichtlich uns Furcht einjagen, um vielleicht nach glücklich vollbrachter Landung unsere Börsen stärker in Anspruch nehmen zu können. Ich äufserte einige Zweifel; sie aber behaupteten, diefs werde ein Wetter, wie es seit undenklichen Zeiten nicht stattgefunden, und jauchzten hoch auf, als sie um den Felsen des Ponal bogen, und nun Riva im Angesichte hatten. Das bleiche Aussehen der Wirthin, die mit allen ihren Töchtern am Ufer stand, um uns zu empfangen und Glück zu wünschen, bestätigte die Aussage der Schiffer, die ich nun gern mit einem doppelten Trinkgeld entliefs.

Aus dem Fenster unsers Zimmers blickten wir jetzt auf den See, um die Veränderungen zu beobachten, welche das heranziehende Wetter darauf hervorbringen würde. Es war noch immer derselbe weisse Nebelvorhang, der vom Himmel herabhängend das Wasser berührte, und mit gröfserer Schnelligkeit sich nun am östlichen Ufer heranzog. Er hatte die Spitzen des Baldo schon unsern Blicken entzogen und heftete sich an dem einsamen Fischerneste Mallesine fest, das an seinem Fusse liegt. In unserer Bucht war alles ruhig und klar; die Felsen um Riva streckten ihre Spitzen in den wolkenlosen Himmel;

in der Bucht selbst fuhren kleine Kähne hin und her, und die Wäscherinnen, am Ende des Hafens, trieben singend und laut schwatzend, ihr fröhliches Geschäft.

Da sprang mit einem Male der Kellner herein, der sich schon mehrmals als Cicerone wichtig machen wollte, und mir in Riva unter andern, einen unübertrefflichen, ungeahnten Raffaele gezeigt hatte.

„Sehen Sie,“ schrie er, indem er mit der einen Hand meinem Kopfe die gehörige Richtung gab, dem ausgestreckten Zeigefinger seiner andern Hand zu folgen, „jetzt, indem wir sprechen bekommt es Torbole; wir werden hoffentlich leer ausgehen.“

Und in der That jetzt sah ich ein Schauspiel, wie es einem solchen Alpensee wohl nur ganz eigenthümlich seyn mag. Das, was mir aus der Ferne wie ein Nebelvorhang erschienen war, zog jetzt brausend und mit ungeheurer Schnelligkeit auf Torbole zu. Es war die innigste Vermischung von Wolken und Wasser, jene hatten sich bis zur Hälfte einer scheinbaren Gebirgshöhe gesenkt, und die Masse des Wassers war bis zu den Wolken hinangestiegen. Diese Verbindung zeigte durchaus nichts Feindliches, es waren nicht jene gebrochenen, schäumenden, lärmenden Wellen, nicht jene vom Sturme gepeitschten heulenden, zerrissenen Wolken, die, jedes für sich, ihre ganze Kraft aufbieten, und trotz alles Aufwands nur ein unmächtiges Spiel treiben gegen trotzige Felsenhäupter, gegen festes Land, selbst gegen den festgewurzelten Baum darauf, und die schirmende Hütte darunter, und die nur das gebrechliche Fahrzeug bedrohen, womit der kühne Mensch sich hineinwagt in ihren zänkischen Aufruhr. Aber Wasser und Luft so in Eins verbunden, wie ich es hier sah, schien mir eine Allianz auf Tod und Leben zu seyn; es war ihnen Ernst dießmal, und sollte der Erde gelten, und diese blickte bangend und verstört dem

nahenden, eng verbrüdernten Feind entgegen, und alle Geschöpfe hatten Schlupfwinkel gesucht.

Wind- und Wasserhose, wie der Schifferpöbel auf den deutschen Meeren diese großartige Naturerscheinung benennt, und wie sie ohne alle Kritik von phantasielosen Sprachlehrern, in unsern Sprachschatz eingetragen wurde, sind Bezeichnungen die durchaus nicht dafür passen.

Vor der einhertsenden Erscheinung peitschte ein wüthender Orcan die Wellen an das Land, die sich schäumend auf die Ufer warfen. Die Erscheinung wurde aus eigener Macht, nicht durch den Sturm getrieben, so schien es; sie erregte diesen, von ihr allein ging alles Verderbliche aus, in ihrem Innern kreuzten sich die falben Blitze, und der Donner selbst, der jedem Strahl unmittelbar folgte, war nur ein schwacher Nachhall des fürchterlichen Brausens, der im Innern der zusammengeballten Masse sich vernehmen liefs. Das ward mir jetzt augenscheinlich, dafs kein Widerstand hier zu leisten möglich sey, und dafs ein Schiff, in diesem Bereiche, dem sichern Untergange geweiht seyn müfste. Ich konnte ohne Entsetzen nicht daran denken, dafs ohne die Vorsicht unserer Schiffer wir von diesem Seeungethüm auf unserer Fahrt verschlungen worden wären.

„Ah,“ schrie jetzt mein Cicerone, der seinen Kopf immer neben dem meinigen zum Fenster hinausgesteckt hatte, „der Wind treibt den ganzen Spectakel hieher; sehen Sie nur!“

Und wie er diese Worte gesprochen hatte, war auch ihre Erfüllung eingetroffen; nun aber war es mit dem Imponirenden des Schauspiels für uns vorüber. Nur einen Augenblick sahen wir noch die hoch ansteigenden Wogen, und einen zweiarmigen Wasserfall, der von dem Felsen oberhalb Riva, in dem alten, zehnjährigen Bette, den Weg wieder zu

finden wufste, aber im nächsten schon schien es, als bräche eine Sündfluth über das Gasthaus zur Sonne zusammen, an allen Enden der Decke strömte es auf uns nieder, zu den Fenstern herein, und der Kellner schloß so schnell als möglich alle Läden des ganzen Stockwerks. Von unten kreischten die Weiber, wir sollten herunterkommen, in dem festen Gewölbe der Küche und des Speisesaals könnten wir ganz trocken die Wirthschaft mit ansehen, und wir tappten uns auf diese Einladung über finstere Gänge und Treppen zu ihnen hinab, während ein immerwährendes, donnerähnliches Gebrüll sich draussen vernehmen liefs.

Wie wir hinunter kamen, und aus den Bogenfenstern des Erdgeschosses blickten, war die ganze Erscheinung schon über Riva hinweg, das Sarcathal nach Arco hinaufgezogen, wo sie sich an den Felsen brach und in einen Wolkenbruch auflöste. Der See warf jetzt hohe, schäumende Wellen, die über die Brustwehr von Stein, in unsern Garten hereinschlügen, und Arbeiter waren auf den ersten Abhang des Berges gestiegen, um die Felsstücke aus dem Wege zu räumen, damit der herabstürzende Gießbach ungehindert seinen Abfluß haben konnte.

Regen, Blitz und Donner hatten noch nicht aufgehört, aber mich trieb es hinaus, unter die Arkaden des Hafenplatzes; die Leute saßen vor den Kaffeehäusern, und schauten nach dem See; andere waren auf den Schiffen und befestigten sie besser; denn alles war der Meinung, daß sich das Ereigniß während der Nacht wiederholen würde. Die Natur schien sich aber im Wüthen erschöpft zu haben, und wie ich Nachts um zwölf Uhr das Fenster öffnete, war alles stockfinster, ein langweiliger Regen rieselte gleichförmig vom Himmel hernieder, wie die Thränen, die ein böses Weib nach dem Zanken vergießt, und nur das Rauschen des Gießbachs, das man deutlich vernahm, erinnerte noch an die am Nachmittage statt-

gefundene Scene. — Dieser furchtbare Orcan durchzog die ganze Alpenwelt, wühlte ihre Gewässer bis auf den Grund auf, ergofs sie über ihre Ufer, und machte alle Gebirgsstraßen unwegsam. Seine Ausdehnung war so groß, daß weder die Straße von Ampezzo nach Venedig, noch die über den Simplon nach Mailand passirt werden konnte. Mit allen andern, welche dazwischen liegen, war es eben so der Fall.

Am andern Morgen begrüßte ich nicht ohne Rheumatism, den ich meinem nassen Schlafzimmer verdankte, die heiterste Sonne, die sich im alten Benacus spiegelte,

Wir hatten uns vorgenommen von hier aus die Nachbarthäler zu besuchen: das Val di Ledro mit seinen herrlichen Tannenwäldern, den tiefen Kessel des Val Vestino, an dessen Seiten sich hohe Schneewände aufthürmen, die viehzuchttreibenden Thäler Chiese und Giudicaria, duftend von den reichsten Alpenkräutern. Aber in alle diese Thäler ist nur auf Muli oder auf sehr beschwerlichen Fußwegen zu gelangen, und nach dem stattgehabten Unwetter war jede Verbindung mit denselben abgeschnitten. Wir mußten daher diesen Vorsatz aufgeben und brachten noch einen heitern Tag in Riva zu, den wir mit kleinen Spazierfahrten auf dem See, mit Ersteigung der Höhen, und einigen Bemerkungen über die Art und Weise der Einwohner ausfüllten.

Die Reinlichkeit ist zum Beispiel etwas, wovon die Rivenser ganz eigene Begriffe haben. Der Wolkenbruch hatte zwar alle abschüssigen Orte mit großer Sauberkeit gewaschen, dafür aber an ebenen Plätzen eine große Masse mannichfaltigen Unraths aufgeschwemmt. Dieß war zum Beispiel auch in den Hofräumen unsers Gasthofes der Fall, und zwar in solchem Grade, daß es nicht gut möglich war

darüber weg zu schreiten. Während des Vormittags dauerte diese Lage der Dinge fort, nach dem Essen jedoch kam ein alter Besen an der Hand der jüngsten Tochter des Hauses langweilig daher, und dieser ganz unzweckmäßigen Vermischung von Jung und Alt war es allein vorbehalten den Augiasstall zu reinigen. Die schwachen Kräfte zogen sich jedoch sehr gescheidt aus der Affaire. Sie kehrten die unsaubern Massen mit einer liebenswürdigen Nachlässigkeit, die eine reiche Nachlese wohl gestattet haben würde, an einigen Punkten des Hofraumes zusammen, wo sie so lange in Frieden ruhen mögen, bis ein anderer Wolkenbruch so gütig seyn wird, sie wegzuschwemmen. Dieß Verfahren ist übrigens in ganz Italien eingeführt, und daher rühren die bedeutenden Lager verwitterten Unrathes, die man in allen Winkeln antreffen kann. In trockenen Gegenden, welche den Wolkenbrüchen nicht ausgesetzt sind, lassen sich viele Jahrgänge dieser unerfreulichen Gegenstände nachweisen, die selbst für den Alterthümer von Interesse wären, wenn sich ihr oft sehr hohes Alter mit Bestimmtheit angeben ließe.

Auch Signora Trasselina, unsere freundliche Wirthin, wollte, bei Gelegenheit des Wolkenbruchs, an ihrem eigenen Körper ein Beispiel statuiren. Sie setzte sich Nachmittags nicht ohne Absicht vor die Thür, das konnte ihr jeder Menschenkenner leicht ansehen. Sie saß auf einem gemeinen Schemel, ihr zur Seite war die Dachtraufe, alt und zerbrochen, aus deren unterm Ende noch ein bräunliches Wasser, als Ueberbleibsel der gestrigen Sündfluth spärlich hervorsickerte. Die Signora hob ihren Rock von blauem Kattune auf, und schlug sein gelbliches Futter in die Höhe, dann hielt sie einen Zipfel davon unter die Rinne und rieb sich Hals und Brust damit, bis sie ganz roth wurden. So gab die wackere Frau den Forderungen der Billigkeit Gehör und den Um-

ständen nach; und so ward sie ein Beispiel der Nachahmung ihren eigenen Kindern, von denen zwei der kleinsten zur Rinne kauerten, und sich mit dem braunen Wasser die Gesichtchen einschmierten. Inzwischen erblickte sie mich als Zuschauer oben im Fenster, und sah mich lange bedeutend lächelnd an, immer mit Abreiben ihrer Busentheile beschäftigt. „Der Deutsche wundert sich über unsere Reinlichkeit,“ dachte sie gewiss bei sich selbst, da hier zu Lande die Deutschen insgesamt für schmutzige Thiere gehalten werden. — Doch muß ich, um nicht ungerecht zu seyn, gestehen, daß die Küche im Innern reinlicher ist, als sie auf den ersten Blick erscheint. Das Schlachten und Reinigen des Geflügels und der Fische wird außerhalb derselben vorgenommen, ebenso das Putzen der Gemüse, die Anrichttische sind mit weißen Servietten bedeckt, und es ist daher möglich im Angesichte der geöffneten Küche mit Appetit Tafel zu halten, ja in der Küche selbst seine Mahlzeit zu verzehren, wie dieß in vielen Städten, in Restaurationen zweiter Ordnung bei den Italienern gebräuchlich ist. Dieß wäre in Deutschland gewiss nicht möglich. Ich habe trotz der gepriesenen Reinlichkeit der Sachsen in dieser Provinz ein Fait erlebt, das mir nirgend wieder vorgekommen ist. Es war bei einem Vogelschiessen in X. Ich bin hier zum ersten Male discret und nenne den Ort nicht, denn ich kenne meine Leute. In Sachsen würde gewiss gleich dieser oder jene Gastwirth die Sache auf sich beziehen, und da alle Sachsen auch Schriftsteller sind, gegen mich alsbald zu Felde rücken. In X. also beim Vogelschiessen, war ein Speisezettel, der nicht weniger als zwölf Gerichte enthielt, den Käse, die Wurst und den Kartoffelsalat mit inbegriffen. Auch Kalbsleber stand darauf. Ein Gast, der sie gern aß, war unvorsichtig genug, sie — ohne specielle Nachfrage — so in den Tag hinein zu bestellen. Man brachte sie

ihm in jener braunen Sauce, die ein alter Gentleman kürzlich in seinen Bemerkungen über die Nassauischen Gesundbrunnen, „schmierig“ nannte. Der Gast hatte seine Hoffnung auf gebackene Leber gesetzt und wies die braune zurück. Der Kellner rannte damit fort und versprach bald wiederzukommen. Zum Glück oder Unglück, erfaßt den Gast Reue über die gemachte Bestellung, nachdem er noch einen Blick auf den Speisezettel geworfen, und er läuft dem Kellner nach, den er aber nicht mehr erreichen kann. Der Kellner ist schon in der Küche und tritt die Wirthin mit dem Leberteller an, indem er das Gelüsten des Gastes nach gebackener Leber berichtet. „Das ist gleich geschehen!“ spricht sie, nimmt die Leberschnitte aus der Sauce, leckt sie ab und wirft sie in das prasselnde Schmalz, worin sie eben Fische backt. Es darf nicht erst versichert werden, daß der hinzutretende Gast jetzt auch zur gebratenen Leber den Appetit verloren hatte.

Daß eine Wirthin Schinken und Käse mit demselben Messer den Gästen vorschneidet, ist ein Fall, der mir in Deutschland sehr oft vorgekommen ist. Sie entschuldigen sich gewöhnlich mit der Eile, dem Gedränge u. dergl. Die Hauptsache ist, daß sie so leicht den Kopf verlieren, und dann bei ihrem angeborenen Hange zur Grobheit, gern gegen alle Gäste grob seyn möchten. In einer ganz hübschen Stadt Deutschlands, die ich hier ebenfalls aus Liebe zum Vaterlande nicht nennen mag, ist es Sitte, daß Würste auf offener Straßse von alten Weibern gebraten werden. Arme, hungrige Gassenbuben umspringen diese ambulanten Küchen mit dem Geschrei: „Nur einmal lecken für einen Pfennig!“ Und die Weiber ziehen den Buben die heißen Würste durch die Mäuler, und werfen sie dann wieder in das Schmalz, indem sie für den, den Buben verschafften Genuß den Pfennig einstreichen. Hier muß man jedoch die

deutsche Ehrlichkeit bewundern. Wäre diese liebe-
liche Sitte etwa in Paris gebräuchlich, der Junge
bisse ein gutes Stück ab, und liefe lachend damit
davon; aber der deutsche Junge beißt nicht, sondern
beleckt sich die Lippen, und würgt ein großes Stück
Brod dazu hinunter.

Diefs sind freilich Studien *à la* Katzenberger, ein
nur etwas aufmerksamer Reisender, wird jedoch oft
wider Willen getrieben sie zu machen. —

Es war der schönste Morgen, als wir uns auf das
Dampfboot begaben, um uns nach Desenzano bringen
zu lassen. Es fährt nämlich abwechselnd nach La-
zise, an dem östlichen Gestade, mit denen die nach
Verona reisen, und nach Desenzano, an dem süd-
westlichen, mit jenen, welche nach Brescia und
Mailand wollen. Die letztere Tour ist übrigens die
interessantere. Man fährt am westlichen Ufer hin,
wo die Citronengärten sind, während die östlichen
von den Riesengliedern des Baldogebirgs erfüllt
werden, der darauf ruht. Die weissen, gemauerten
Pfeiler, welche im Winter die Bedeckungen zu tra-
gen haben, um die Citronenpflanzungen zu schützen,
die während des Sommers in freier Luft ausdauern,
geben der Landschaft ein wahrhaft orientalisches An-
sehen. Sie gleichen zierlichen Minarets, die sich aus
dem herrlichen Grün erheben. Der schönste Punkt
ist das Städtchen Salò. Bei Desenzano streckt sich
eine liebliche Halbinsel in den See, Sirmio, jetzt
Sermione genannt, die Catull beschreibt. In Desen-
zano selbst aber sitzt es sich herrlich auf dem Altan
des Gasthauses, bei gutem Weine des Ufers und ei-
nem Gerichte jener kleinen, wohlschmeckenden Sar-
dinen, die hier im Ueberflusse gefangen werden.

VI. Capitel.

V a l S u g a n a.

Bassano. — Eintritt ins Thal. — Nachtherberge. — Primolano. —
Sette Comuni. — Bilderhändler von Tesino. — Borgo. — Le-
vico. — Pergine. —

Wenn man von Venedig nach Mestre übersetzt, und von hier nach Deutschland zurückkehren will, so macht man seinen Weg entweder auf der neuen StraÙe von Ampezzo und dann durch das Pustertal, oder durch das Valsugana. Ich wählte das Letztere. *)

Ein hübscher, pfiffiger Bursche hatte mit mir bis Bassano accordirt; aber am nächsten Morgen, bei der Abfahrt von Treviso, war ich schon einem Andern überantwortet.

Wir kamen gegen Mittag nach Bassano, das eine überaus reizende Lage hat. Es lehnt sich an ein Vorgebirge, das mit dem üppigsten Laube, mit Wein, Nüssen und Castanien bedeckt ist, und darüber hinweg ragen hellblaue und violette Gipfel, und dazwischen streben weiÙe Felsenpyramiden empor. Schöne, plattgedeckte Wohnungen, prächtige Kirchen, Villen und Schlösser sind auf der hügeligen Ebene

*) Der Paß in dieses Thal zwischen Cadin und Calamento hat eine Höhe von 6297 F.

zerstreut, und wer das Glück hat, diese Gegend im reinen Sonnenlichte zu sehen, wird an eines der freundlichen italienischen Bilder erinnert, wie einst Hackert sie malte. — Hier liegen die Ruhmesdomänen der Napoleonischen Marschälle, Feltre, Treviso, Bassano, Montebello u. s. w.

Die Gegend ist reich an schönem Vieh; davon konnte ich mich überzeugen, weil in Bassano eben Viehmarkt gehalten wurde. In den engen Strafsen war es nur mit Mühe möglich sich durchzudrängen, und es war mir daher angenehm, daß die Post, wo wir eingekehrt waren, vor dem Thore lag. Unweit von hier liegt Possagno, Canova's Geburtsort, worin die Kirche sehenswerth ist, die er dort aufführen liefs. —

Hart an der Gränze von Tyrol und am Eingange des Val Sugana liegt Primolano, und diefs sollte das Ziel unserer heutigen Reise werden; so hatte es der Vetturin versprochen. Wir waren aber von Bassano zu spät weggefahren, und der Abend überraschte uns auf den schroffen Abhängen, die von dem Schaume der tosenden Brenta bespritzt werden, und an denen sich die Strasse bald hinauf, bald hinab fortwindet. Es war neun Uhr, und bereits spät im September. Wir fuhren in Nebel eingehüllt, und hörten weit und breit nichts als das einförmige Getön der Wellen zu unsern Füßen. Auf unsere Frage, ob wir noch weit von Primolano entfernt seyen, erklärte der Vetturin ziemlich barsch, nie den Weg gemacht zu haben, und bekräftigte diese Erklärung mit einigen derben Flüchen, indem er dabei auf sein armes, keuchendes Pferd unbarmherzig losschlug. Ich hatte kein anderes Gefühl in dem Augenblick, als das des Hungers und der Müdigkeit, und sehnte mich nach den lieblichen Penaten der Herberge in Primolano. Später kam mir aber erst der Gedanke, welcher Gefahr wir hier ausgesetzt gewesen waren. Ein Stofs,

ein Sturz in den Abgrund, und ein ewiges Geheimniß würde das Verbrechen umschleiert haben.

Mein Vetturin war aber ein ehrlicher Bursche, wenn er auch nicht eben streng wahrheitliebend war.

Von einer Höhe, die mir, in der Dunkelheit erklimmen, riesenhaft erschien, erblickten wir plötzlich, wie Irrlichter im Broden des Moores, einige trübe Lichter im Nachtnebel flimmern. „Ha! da ist Primolano!“ rief mein Kutscher, und freudig ging es bergein. Wir hatten die Lichter bald erreicht; sie strahlten aus einem langen Hause, das an die Felswand lehnte, und dessen Bewohner, ziemlich befremdet, wie es schien, zum Wagen traten, um uns herauszuheben.

Wir forderten ein Zimmer, um zu übernachten, und man führte uns eine enge, knarrende Treppe hinauf, und öffnete ein kleines Gemach, worin eines jener Ungeheuer von Betten fast die Hälfte des Raumes füllte, während ein Tisch und eine Bank, von weißem Holze, die andere Hälfte einnahmen. Wir bestellten ein Abendessen und setzten uns ermüdet an den Tisch. Mit nicht geringem Abscheu bemerkte nun aber meine Frau, wie von der Decke herab und aus allen Winkeln langbeinichte, scheußliche Spinnen mit angeschwollenen Bäuchen herankrochen, um ihre Gäste in Augenschein zu nehmen. Wahrscheinlich hatte in diesem Raume lange keine Kerze gebrannt, und diese ungewohnte Erscheinung störte die ursprünglichen Bewohner aus ihren einsamen Netzen auf. Ein paar hübsche, wenn gleich braune Mädchen waren indess eingetreten, um das Bett zu machen und den Tisch zu decken. Sie lachten, wie sie die Angst meiner Frau bemerkten, die so eben aufgesprungen war, weil ein übermächtig großer Cancer sich ihr in Dupplirschritten näherte. Das älteste der Mädchen sprang gleich herbei, zog den Holzpantoffel

vom Fusse, und der Cancer zuckte am Boden. Nun machten sich beide darüber her, das Ungeziefer zu tödten; ihre einzigen Waffen dabei waren Pantoffeln. Ich konnte mich hier zum erstenmale von der Wirkung dieser verschrienen Waffe überzeugen, und wollte meine Frau darauf aufmerksam machen, die sich aber aus Abscheu vor dem Mordgeschäfte der Mädchen zum Fenster hinausgelegt hatte. Ich bin von etwas festern Nerven und sah daher zu. Mit grosser Geschicklichkeit hieben die Mörderinnen den Spinnen einen Fuß entzwei, sie stürzten dann auf den Boden, und wurden hier vollends getödtet. Dieß fand ich sehr praktisch, weil die Wand nicht im Geringsten beschmutzt wurde, die sonst getigert worden wäre. Die Mädchen lachten immer in Einem fort, und obgleich sie brennende Augen und sehr weisse Zähne dabei zeigten, so hatten sie doch einen so hämischen Zug um den Mund, daß sie mir abschreckend erschienen. Im ruhigen Zustande waren ihre Gesichter hingegen angenehm zu nennen.

Das Abendessen war nicht zu geniessen. Ein Huhn in stinkendem Oel gebraten, und Maccaroni, so hart wie Schiffszwieback und von schwarzer Blende bereitet, also von der Farbe des grauen Löschpapiers. Ich wurde an ein erstes Nachtquartier in Spanien erinnert, wo nichts wie ein Eierkuchen zu haben war. „Mit Eurer Erlaubniß“, sagte dort die Wirthin, indem sie mit der russigen Pfanne zum Tische trat, und das erforderliche Fett aus der brennenden Lampe vor den Augen der Gäste in ihre Pfanne goß. Ein paar Bissen, die ich von diesen Speisen aus Hunger zu mir nahm, verursachten mir ein tagelanges Magenbrennen. Wir entfernten uns sobald als möglich von diesen nicht einladenden Schüsseln, und legten uns ins Fenster. Es war eine herrliche Nacht; der Nebel war verschwunden, und die Sterne flimmerten; unweit vom Hause, nur et-

was

was tiefer, hörten wir die Brenta rauschen. Doch wohin ich auch die Blicke sandte, nirgends war die Spur eines Hauses außer dem unsrigen zu entdecken. Fels und Wald war alles ringsumher. Wir hatten die Gewissheit, daß wir in einer Einöde und nicht in Primolano waren. Auf meine Frau machte diese Entdeckung wieder nicht den angenehmsten Eindruck.

Ein Gespräch, das einige Kerle unten mit unserm Vetturin führten, machte mich aufmerksam.

„Ein Deutscher ist es“, sagte der Eine.

„Ein Franzose und vom Militär dazu“, versetzte unser Vetturin.

„Ich wollte wetten, daß er ein Deutscher sey.“

„Und ich gebe dir mein Wort, daß er ein Franzose ist, und daß er unterwegs mit der Frau nichts als Französisch gesprochen hat.“

„Gleichviel, du Narr, wie kannst du so wohlfeil fahren? Weißt du, wie weit du noch bis Trient hast, und welcher Weg?“

Der Vetturin stieß einen Fluch aus.

„Ein andermal sey gescheidter, und schinde dich und dein Pferd nicht umsonst.“

Auch dieß Gespräch wollte meine arme Frau verdächtig finden. Sie zeigte mir an jenem Abende, daß sie viel Talent besitze, sich zu ängstigen. Mir war es nicht unangenehm, daß mich der Vetturin für einen französischen Officier hielt, weil man in Oberitalien als solcher viel mehr Achtung genießt, und in Wirthshäusern zum Beispiel viel leichter bessere Zimmer und Bedienung erhält, wenn man mit recht lauter Stimme auf Französisch drein wettert.

Nun erschienen die zwei Spinnenvertilgerinnen,

tionsmagazin dieser wunderlichen Veste ist eine große natürliche Höhle.

Der kleine Ort Primolano wurde in einer Viertelstunde erreicht. — Das Thal blieb wild, aber sehr malerische Partien wechselten darin ab; die Fruchtbarkeit und der Anbau schienen gering; Eisen- und Vitriolminen sind hier vorhanden, wie man uns sagte.

Von Primolano macht man leicht einen Abstecher in den kleinen Bezirk, der sich in den engen Thälern und Schlünden der Tyroler Berge, längs der Gränze hinzieht, und die „Sieben Gemeinden“ *Sette Comuni* genannt wird. Der erste Ort oder die erste Gemeinde, die man erreicht, heißt Enego. Das ganze Ländchen enthält ungefähr 70 italienische oder 17 deutsche Meilen in der Länge; die Einwohner sind größtentheils deutschen Ursprungs, wie sich aus ihrer merkwürdigen Sprache ergibt. Sie haben eigene Gesetze, eigene Kleidung und Gebräuche. Man sagt, sie seyen Abkömmlinge der alten Cimbern, die Marius bei Verona schlug, und die dann in diesen Gebirgen einen Zufluchtsort fanden, und einen kleinen Freistaat gründeten, der lange seine Unabhängigkeit zu bewahren wufste. Scipio Maffei sowohl wie auch Pezzo behaupten dasselbe, während Buschin und Johannes Costa, Bürger der *Sette Comuni* und Mitglieder der Akademie von Padua, diese Meinung durch sehr wahrscheinliche Argumente widerlegen.*) Nach einer andern Behauptung flohen die im Jahr 496 durch Clodovich bei Köln geschlagenen Thüringer nach Italien, und unterwarfen sich dem Gothenkönig Theodorich, der ihnen die Erlaubniß bewilligte, sich in dem italienischen Rhätien, zwischen der Brenta und Adda, anzusiedeln. Der deutsche Ursprung läßt sich

*) S. hierüber unter Andern: *Voyage dans le Tyrol, par Marcel de Serres, Paris 1823.*

einmal bei diesen Gebirgsbewohnern nicht wegläugnen; ihre Sprache ist die unsere, wenn sie uns gleich selbst, wie sie jetzt dort gesprochen wird, sehr schwer verständlich ist. Es ist, als wenn man das Deutsch der Niebelungen etwa geläufig sprechen hörte. Das klarste Zeugniß, daß es unsere alte Sprache ist, die sich in dieser Abgeschiedenheit in ihrer Weise erhalten hat, gibt ein Kirchenlied, welches noch alljährlich am Ostersonntag von den Leuten dort gesungen wird. Man hat Wörterbücher gesammelt, und da finden sich denn auch wohl Benennungen, die sich aus dem Italienischen ableiten lassen, wie das bei der Nachbarschaft ganz natürlich ist; indessen stößt man auch wieder auf Ausdrücke, die mit keiner andern europäischen Sprache Aehnlichkeit haben. *) Es ist nach alten Urkunden mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Völkchen der Sette Comuni seit undenklichen Zeiten diesen Landstrich bewohne.

Da der Boden nur wenig hervorbringt, so wandern die Einwohner in ihrer Jugend aus, und dienen in andern Ländern als Hirten, Maurer, Bergleute, Kohlenbrenner, oder sie handeln mit Specereien und Arzneimitteln, oder mit kurzen Waaren aller Art. Nie verlernen sie jedoch ihre Sprache, nie verläugnen sie ihre Sitten in der Fremde, und bringen beides unverderbt nach vielen Jahren in die Heimath zurück. Und in diese kehren sie immer wieder, wenn sie es zu einigem Wohlstande gebracht haben, obgleich sie dort nichts wiederfinden, als die höchsten Felsen, traurige, kleine Orte daran klebend, ohne Straßenverbindung, tosende Wildbäche, und einen Ernte-Ertrag, der sie nur drei Monate vor Hun-

*) So heißt: Haus, Tschessa; Berg hingegen, Mont; Thal, Val; Mann, Uem. Mehr über ihre Sprache findet man in Hormayrs Geschichte der Grafschaft Tyrol, p. 136.

ger zu schützen im Stande ist. Der Haupthandelszweig dieses Hirtenvolks besteht im Verkaufe der Heerden. Sie waren es, die den Markt in Bassano am meisten mit ihrem Vieh füllten. Außerdem verfertigen sie grobe Leinwand, Strohhüte und dergl. Seitdem die Kartoffeln bei ihnen eingeführt worden sind, leiden sie weniger Mangel wie früher.

Der Orliero bewässert diese Gegend; sehenswerth sind die schauerigen Ufer des Wildbachs Buso.

Am einladendsten ist das Thal von Asiago. Das Städtchen gleichen Namens ist freundlich und erinnert an Gröden. Die Kirche ist prächtig und überrascht um so mehr in diesem armen Lande.

Der Menschenschlag in den *Sette Comuni* ist stark, groß und von männlich prononcirten Zügen. Fast alle haben blaue Augen. Sie sind durchgehends Jäger, kühn und von großer Entschlossenheit. Seitdem der Gesundbrunnen zu Recoaro von Fremden aller Nationen häufig besucht wird, wird es auch diesem an Tyrol gränzenden in mannichfacher Hinsicht sehr interessanten Bezirke wohl nicht an Gästen fehlen. In Recoaro selbst fängt man nun auch an für die Bequemlichkeit der Fremden mehr Sorge zu tragen, die Gegend ist eine der interessantesten, und das Wasser zeigt besonders gute Wirkungen auf Gicht und Podagra. — In den *Sette Comuni* gibt es keine fahrbaren Straßen, und man muß sich der Maulthiere bedienen, auf denen man über das Gebirge, freilich oft sehr beschwerlich, nach dem Valsugana reitet. Zwei der bessern Wege führen über die Cima di Zogomalo nach Grigno, und über die Cima di Portale nach Olle, unweit von dem Hauptorte Borgo di Valsugana.

Von Grigno zieht sich das kleine Tesinothal nördlich, dessen Einwohner durch ihre Industrie zu Namen und Vermögen gekommen sind. Sie sind es,

die den berühmten Bilderhandel durch die ganze Welt treiben. Er begann schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Arme Leute aus dem Dorfe Pieve di Tesino ernährten sich nothdürftig damit, daß sie schlechtgemachte Heiligenbildchen aus der Fabrik von Ramondini in Bassano ins Ausland trugen und dort verkauften. Sie wiederholten ihre Wanderungen von Jahr zu Jahr und gingen immer weiter, bis sie selbst zu einiger Einsicht von der Kunst gelangten, und nun ihre Industrie auf bessere Blätter auszudehnen anfangen. Bald handelten sie mit den Werken der berühmtesten Künstler aller Länder. Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm fast die ganze männliche Bevölkerung von Pieve und dem benachbarten Bieno Theil an diesem Handel, und es wurden in allen Hauptstädten Europa's, selbst in Asien und America, jene Kunsthandlungen gegründet, welche mit ihren Commanditen alle Messen und Märkte bevölkern, und unter dem Namen „italienische Bilderhändler“ bekannt, ursprünglich Tyroler aus Val Tesino oder Val Sugana sind. Wie überrascht ist nicht der Reisende, wenn er in diesen Thälern die Namen Noveletto, Weis (Gasparo Weis in Berlin), Zanna, Tessari, Buffa, Granello, Nervo nennen hört, und sich nun erinnert, in Hamburg, Berlin, Petersburg, Königsberg, Warschau, Kopenhagen, diese Herren in ihren Kunsthandlungen gesehen zu haben, wo sie neben einem Raphael Morghen, Salami, Aleatico und romanische Saiten verkaufen.

Je mehr man sich der Mitte des Thales nähert, desto erfreulicher wird die Aussicht. Statt der starren Wildheit, zeigt sich Anbau, und Schlösser, Kirchen und Dörfer werden auf den Höhen sichtbar. So nähert man sich dem Borgo di Valsugana, dem Hauptorte des Thales, mit wohlhabenden Einwohnern, die größtentheils von der Seidenzucht leben.

Der Ort ist schlecht gebaut, und das Wirtshaus, welches zugleich die Post ist, war so wenig einladend, daß wir es vorzogen die Gegend zu betrachten, als dort einzukehren. Sonst gehörte Borgo, den Grafen von Telvana, deren Schloß in der Nachbarschaft liegt. Indem man von Borgo sich dem westlichen Ende des Thals nähert, wird die Aussicht immer lachender. Der Weg zieht sich stets am sehr steilen und hohen Ufer der Brenta hin, die bei Levico einen malerischen See, mit sehr hohen, bewachsenen Ufern bildet. Hier machten wir Mittag. Die Nähe des Sees liefs uns auf gute Fische schließen, und da überdiß Fasttag war, forderten wir sie gekocht und gebraten. Das Mahl, das man uns servirte, war aber ein würdiges Seitenstück zu dem Souper in Covelo, oder dem vermeinten Primolano. Wir durften es nicht anrühren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, uns für lange krank zu machen. Die Fische waren nicht frisch, und das Oel roch so stark, daß wir aufstehen mußten. Beim Wegfahren wurden wir jedoch durch den schönen Anblick des Sees entschädigt, der sich in seinem grünen Abgrund mit vieler Grazie an den Vorsprüngen der Felsen hinschmiegt, und von dem bedeutendern See von Caldorizzo nur durch eine nicht sehr hohe Bergwand getrennt wird. Unweit von hier entspringt die Brenta.

Bis Pergine hatten wir noch eine lange und bergige Straßse zurückzulegen, und es wurde bereits das Ave Maria geläutet, als wir dort ankamen. Die Lage ist entzückend. Die Spitzen der Felsenumgebung zeichneten sich scharf an dem heitern Abendhimmel ab, und aus der Mitte duftiger Bäume erhoben sich die Thürme einer alten Burg. Tief unten lag Pergine im Grunde. Von hier ging es stark bergan, bis wir eine weite Fläche erreicht hatten, von welcher sich der Weg wieder senkte, und das Thal von Trient, die dampfende

Stadt, die Etsch, die unzähligen Dörfer, Landhäuser und Kirchen, die hohen Thürme, die vielen Lichter, unsern, nach der beschwerlichen Reise, darüber hocherfreuten Blicken darbot. Unser Vetturin brauchte seinen erschöpften Gaul nicht anzutreiben, denn der Wagen lief hier von selbst, und so rollten wir ganz gemüthlich, bei eingebrochener Dunkelheit in die wohlbekannten Straßsen von Trient wieder ein.

I. Capitel

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler

und

Vorarlberg.

Die Deutschen haben Recht: das Val di Non Non-
berg oder Einsiedel — denn es ist viel mehr
eine furchtbare Kette von Bergen und Schattungen,
als ein Thal.

Es ist ein romantisches, abenteuerliches Gebiet,
von dem sich gleich beim Eintritt in Tyrol so
verschiedenartige Eindrücke vernehmen lassen, dass man den
Wunsch aufkommen lassen möchte, dass man die
Kampfbahn zu machen. Ein sehr verbreiteter Spruch
sagt: „dass wer hierher gekommen der Himmel
hatten Glückseligkeit theilhaft werden sollte, auch das
Val di Non gehen wollen. Es sey ein Stück Himmel
auf die Erde gefallen.“ Im anderen, aber so be-
kannten Spruchwort verhandelt jedoch: „wenn man
Wandel aus dieser Einsiedel aus Val di Non zu
brauchen ansetzen, so wird der letzte Finger blut-
sauer.“ In beiden Sprüchen ist eine rechte Wahrheit.

Siehe, die Erde, die wackeligen Hügel, Landhäuser
 und Hügel, die hohen Thäler, die vielen Lichter,
 wackelnd, auch die beständigen Feine, darüber hoch-
 stehend, einander Vorne. Dieser Vorne braucht
 nicht, die wackeligen Erde nicht zu verlassen, denn der
 Vorne hat hier von selbst, und so stehen wir ganz
 gesund, bei Angelegenheiten. Deshalb ist die
 Erde, die wackeligen Hügel von Trüben, die

Vierte Abtheilung.

Westliche Thäler

und

Vorarlberg.

I. Capitel.

Val di Non und Val di Sol.

Charakter des Thals und der Einwohner. — Mord und Strafsenraub. — Sagen und Aberglauben. — Deutsch-, Wälsch- und Kron-Metz. — Die Braut von La Nave. — Die Rocchetta. — Anblick des Val di Non. — Denno. — Der Wirth. — Nachtrag zur Braut von La Nave. — Herr von Einsiedeln. — Der Monte Tobal und das Val Trasenga. — Tueno. — Cles. — Aquila Imperiale. — Abendlandschaft. — Val di Sol. — Castelfondo. — Ritt über den Gampen. — Das Etschthal.

Die Deutschen haben Recht das Val di Non Nonsberg oder Einsberg zu nennen, denn es ist viel mehr eine fortlaufende Kette von Bergen und Schluchten, als ein Thal.

Es ist ein romantischer, abenteuerlicher Bezirk, von dem man gleich beim Eintritt in Tyrol so verschiedenartige Gerüchte vernimmt, daß man den Wunsch nur dadurch gesteigert sieht, dessen Bekanntschaft zu machen. Ein sehr verbreitetes Sprüchwort besagt: „daß wer hienieden schon der himmlischen Seligkeit theilhaft werden wolle, nach dem Val di Non gehen müsse. Es sey ein Stück Himmel auf die Erde gefallen.“ Ein anderes, eben so bekanntes Sprüchwort verkündet jedoch: „wenn zehn Teufel mit einem Einwohner aus Val di Non zu streiten anfangen, so würde der letztere Sieger bleiben.“ In beiden Sprüchwörtern ruht Wahrheit.

Unter allen Thälern Tyrols ist das Val di Non seiner glücklichen Lage wegen das gesegnetste, und selbst dem reichen Etschlande hierin noch überlegen. Der Rücken der höchsten Berge senkt sich so allmählich thalein, und bildet so sanfte Abhänge, daß die Cultur sich fast bis zum Gipfel erstreckt; dabei bieten die vielen, unzähligen Bergkuppen, die das ganze Thal ausfüllen, so günstigen Schutz gegen die Verheerungen des wilden Noce-Bachs, der es durchströmt, daß nicht die geringste Besorgniß davor statt finden darf, indem Besitzthum und Anbau vollkommen gesichert erscheinen. Dieser glückliche Reichthum, dieser Ueberfluß an allen nöthigen Nahrungsmitteln, welche den andern Thälern in hohem Grade gebrechen, haben nun hier eine zu große Bevölkerung herbeigeführt, die nicht hinlängliche Arbeit im Thale finden kann. Hiezu kommt, daß der Charakter dieser italienischen Bergbewohner jene heitere Frömmigkeit des Gemüths, jene Rechtlichkeit der Gesinnung, jene Ordnungsliebe nicht kennt, die dem deutschen Nachbar angeboren sind. Jeder Italiener findet sich ja ohnedieß leichter mit seinem Gewissen eines Mordes wegen ab, als es unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen ein Deutscher im Stande wäre. Wo man daher von Mord und Raub hört, im nachbarlichen Vintschgau und Etschthale, da sind es gewiß Einwohner aus dem Val di Non, die sie verübt haben. Ich will einige Beispiele hier mittheilen.

Ein paar ehrliche Bauern kehrten vom Markte in Meran heim. Nach guter deutscher Sitte treten sie in ein Wirthshaus in Algund, um des Handels froh einen kleinen Theil des Profits an den Mann zu bringen, d. h. in Wein zu vertrinken. Sie lassen sich's schmecken, und sprechen von ihrem Handel und dem Erlöse. Sie klappern mit ihrem Gelde, der Wirth schenkt den Krug noch einmal voll, und es

fängt an dunkel zu werden. Endlich sieht einer von ihnen nach der Uhr, und mahnt den andern zum Aufbruch. Sie verlassen das Zimmer, und wollen am Ufer der brausenden Etsch hinan, ihrem heimatlichen Dorfe zuwandern. Es ist ihnen angenehm, daß sich zwei Begleiter ihnen zugesellen, die denselben Weg zu machen haben. Diese sprechen nur gebrochen deutsch, und geben sich alsbald für zwei Geflügelhändler aus Wälsch-Tyrol zu erkennen, die ihrem Wagen mit Hühnern und Capaunen voraneilen, um Morgen früh im nächsten Orte den Verkauf beschleunigen zu können. Die beiden Bauern, die viel getrunken haben, geben ihren Begleitern den Arm, und gehen so in zwei Paaren hintereinander zum Dorf Algund hinaus. Bald hatten sie die steile Anhöhe der Töll erreicht, wo das breite Kiesbette des Wildbachs von Partschins fast die ganze Strasse einnimmt. Ueberall Trümmer und Zerstörung; ein schauerig öder Platz. Hier, im Schutz eines dicken Gebüschs, schreit plötzlich der hinten gehende Wälsche, dem Vordern ein paar Worte zu, und zugleich hört der eine Bauer, einen Schrei seines Cameraden, und fühlt sich selbst heftig umpackt und etwas Kaltes in den Nacken dringen. Er weiß, daß er angefallen und verwundet ist, und fühlt auch noch, daß man ihn seines Geldes beraubt, dann umfängt eine augenblickliche Schwäche seine Sinne. Er rafft sich aber dennoch bald wieder empor und läuft laut schreiend den Mördern nach, bis er zusammen sinkt. Man findet ihn später und bringt ihn, trotz der heftigsten Verblutung, zu sich; der andere Bauer wird eine kleine Strecke von da todt in seinem Blute gefunden. Die Kennzeichen, die der Lebende zu geben vermag, verbunden mit frühern Vorfällen, leiten den Verdacht sogleich auf einen Bewohner eines kleinen Dorfes im Val di Non. Man sendet Gendarmen hin, findet ihn aber nicht zu Hause. Nicht lange darauf

läßt er sich mit andern seiner Landsleute auf einem Diebstahl ertappen und wird eingezogen. Die Verhöre nehmen ihren Anfang; alle läugnen standhaft. Bald gelingt es Einigen von ihnen, aus ihrer Haft zu entspringen, und lange spotten sie eines jeden Versuchs ihrer habhaft zu werden. Da bemerken eines Tages die Einwohner von Lana, am Abhange des Gampen, einen verdächtig aussehenden Kerl. Sogleich wird Jagd auf ihn gemacht. Der Fremde ist aber im Besitz einer Büchse, stellt sich verzweiflungsvoll zur Wehre und hält dadurch die Bauern in Respect. Niemand will auf ihn eindringen, bis daß ein junger Bursche aus Lana einen Stein nach ihm wirft und er, an der Stirne getroffen, niederstürzt; sogleich fallen alle andern über ihn her, binden ihn und führen ihn im Triumphe nach Meran hinab. Hier erkennt man in ihm denselben, der, des Mordes verdächtig, aus der Haft entkommen war. Die Verhöre beginnen aufs Neue, jedoch mit keinem bessern Erfolg als früher. Er läugnet standhaft, während von aussen her sich die Inzichten mehren. Endlich bringt man ihn so weit, seine frühern Diebstähle theilweise zu gestehen, aber von dem Mord auf der Töll will er nichts wissen. Der Proceß wurde endlich dahin entschieden, daß der Mensch, seiner eingestandenen Verbrechen wegen, zum Pranger und zur Einkerkierung auf der Festung Gradiska verurtheilt wurde. Als er in Meran am Pranger stand, drängte sich das Landvolk mitleidsvoll hinzu, und warf Geld mit vollen Händen in eine aufgestellte Büchse, um das Loos des Märtyrers der Strafgesetze zu mildern. Jeder sah nicht mehr den Bösewicht in ihm, der die Ruhe des Landes bedroht hatte, der trunkenen Bauern auflauerte, wenn sie vom Markte heimkehrten, und ihnen Geld und Leben raubte, sondern den reuemüthigen, bußfertigen Sünder sah man in ihm, der hienieden schon seine Schuld sühnte, um jenseits

rein zu erscheinen. Dießs ist das Resultat aller jener schauprangenden Gerichtsscenen, wo ein simples Landgericht die Rolle einer waltenden Gerechtigkeit übernimmt. Wem fällt dabei nicht Tieck's trefflicher Popanz: Gesetz, ein? Der solchergestalt am Pranger Prangende unterliefs es auch nicht, alles dazu beizutragen den schönen Eindruck zu erhöhen, und haranguirte das Volk mit Weihe und Salbung, und ermahnte und warnte und vergoß Thränen, wobei sein wälscher Jargon auf den Unbefangenen einen komischen Effect hervorbrachte. — So wurden in kurzer Zeit sieben oder acht Val di Noner nach Gradiska abgeführt.

Ein früherer Fall ereignete sich bei Botzen, wo ein junger Bauer Nachts beim Nachhausegehen auf der Landstrasse ebenfalls von einem Einwohner aus Val di Non ermordet wurde. Dießsmal hatte der Mörder die Frechheit, sogleich in die Stadt zu gehen, um in einem erleuchteten Laden Einkäufe zu machen, und mit den blutigen Händen, von dem Gelde des Ermordeten, dafür die Zahlung zu leisten.

Im Thale selbst sahen einst Geistliche, die auf der Strasse ritten, wie sie mir es selbst erzählten, einen einzelnen Mann auf der Höhe eines Berges, beim Hinausreiten aus dem Walde, von einem Kerl angefallen, der aber von seinem Beginnen abstand, als die Geistlichen ihm zuriefen. Von solchen Geschichten ist Südtyrol erfüllt. Wenn der ganze Theil, den man unter dem Namen Wälschtyrol begreift, von den Deutschen gern als unsicher geschildert wird, so ist es das Val di Non besonders, wovor sie die Reisenden warnen. Seit einiger Zeit soll eine thätige Gendarmerie nun wohl das Gesindel ziemlich in Respect halten, von allen Seiten aber machte man mich darauf aufmerksam, bei der Bereisung dieses Thales nicht zu früh aufzubrechen, und nicht zu spät auf der Strasse zu bleiben.

Meine Meinung hierüber ist nun, da ich das Abenteuer glücklich bestanden habe, daß man am Tag im Val di Non, wie im übrigen Tyrol, nach allen Richtungen reisen könne, ohne das Geringste befürchten zu dürfen; daß man sich aber hier, wie in Italien überhaupt, bei Nachtreisen eher auf einen Ueberfall gefaßt halten, und daher ein paar sichere Pistolen stets bei sich führen müsse. Besser als diese schützt jedoch ein unscheinbarer Anzug, und die Vorsicht, weder Geld noch Ringe und Ketten zu zeigen, und in den Wirthshäusern keine vollen Börsen zur Schau zu legen. Ich zog von frühester Morgenstunde bis spät am Abend mit meiner Frau größtentheils zu Fusse durchs Val di Non, und habe nie ein Abenteuer zu bestehen gehabt, das nur im entferntesten einem räuberischen Anfall ähnlich gesehen hätte. — Wenn nun diese Gerüchte ganz geeignet sind dem Val di Non einen abenteuerlichen Charakter beizulegen, so ist es auf der andern Seite ein Reichthum der verschiedenartigsten Sagen, die ihm einen Anstrich des Wunderbaren zu verleihen im Stande sind. Unser Thal hat seinen Blocksberg, wo der Teufel mit Hexen seine lustigen und schändlichen Beilager hält. Diefs ist der Bergkegel Roweno, ungefähr in der Mitte des Thales, unweit Revò gelegen. Von einer Edelfrau Anna Maria von Alessandri aus Non wird berichtet, daß sie am 5 Mai 1615 von ihrem Gatten ermordet wurde, und dann am 27 Mai desselben Jahres wieder aufgelebt sey. Anfangs sah man sie zu Coredo, dann aber lebte sie nach wie vor auf dem Schlosse zu Non. Die Sache machte großes Aufsehen, und der Fürstbischof von Trient sandte seinen Rath, Ludwig Particelli, als Inquisitor hin. Ihm beigegeben wurde der Pfarrer im Orte, Ramponi mit Namen. Man war, wie die Sage verkündet, in der Wahl der Zeugen nicht eben sehr gewissenhaft, und soll auch ganz verwerfliche zugelassen haben.

haben. Die arme unschuldig vom Tod Erstandene wurde nun verbrannt, aber ihre Asche ist seitdem nicht wieder belebt worden. Wahrscheinlich hat ein grausamer Gatte selbst dieses Märchen ersonnen, um sich seines verhafsten Weibes zu entledigen. — Der Einwohner des Val di Non glaubt fest an diese und ähnliche Sagen.

Es war ein schöner Sonntag Morgen, als wir von Trient aufbrachen, um uns nach Cles, der Hauptstadt, zu begeben. Man hatte meinem Vetturin, mit dem ich vom Gardasee kam, und der das Thal nie bereist hatte, sehr bange vor dem schlechten Wege machen wollen. Schlecht fanden wir den Weg zwar nicht; wohl aber beschwerlich in hohem Grade.

Bei Nevis (Lavis), nachdem wir den Avisio überschritten hatten, verließen wir das rechte Ufer der Etsch, und setzten mit der Fähre bei la Nave hinüber. Dort ging der Weg durch die von vielen Canälen durchschnittene, flache Uferlandschaft, voll der blühendsten Gärten, mit Maulbeerbäumen, Wein und Mais bepflanzt, nach Mezzo-Lombardo, von den deutschen Wälsch-Metz genannt. Hier strömt der Noce, aus dem Val di Non kommend, von dem Felsenpasse der Rocchetta hinunter, um sich mit der Etsch zu vereinigen. Die Ufer des Noce trennen an diesem Punkte beide Sprachen, denn während an diesem nur noch italienisch gesprochen wird, wird an dem gegenüberliegenden, in Deutschmetz, schon unsere Sprache vernommen. Auch das äußere Ansehen beider Orte ist charakteristisch. Mezzo-Lombardo, so ganz italienisch; Häuser, die nie oder vor langen Jahren eine Kalktünche erhielten, Spinnenfestons an den mit Papier verklebten Fensteröffnungen, eine malerische Unordnung von Geräthen aller Art, Vorräthen und Schmutz, vor den Wohnungen und ringsumher verbreitet, offene Hallen, breite Steintreppen von aussen an den Häusern u. s. w.

Und drüben in Deutschmetz, weisse und gelbe wohnliche Häuser, ein schönes Schloß mit Staketeneinfassungen, Spuren von Gärthen, Blumen, Küchenpflanzen, rothe Dächer und reinliche Strassen. Ueber Deutschmetz ruht im Felsen eine alte Veste, Kronmetz geheissen. Sie ruht im eigentlichsten Sinne des Worts im Felsen, denn ein Loch, eine kleine Höhle mag uranfänglich hier gewesen seyn, wodurch die Menschen auf den Gedanken kamen, an diesem Platze sich anzubauen. Es mochte wohl Raum genug gewesen seyn, daß einige Arbeiter Fuß fassen konnten, um den Bau zu beginnen. Wie nun aber dieser wuchs, und der kühne Gedanke, hier ein Schloß mit Zinnen, Mauern und einem Thurme aufzuführen, entstanden war, da mußte der Fels nach allen Seiten weichen, und es entstand eine Riesennische, worin jetzt noch die Ruine von Kronmetz sich kühn erheben präsentirt, während der Stammfelsen das heruntergefallene Gestein wieder in seinem Schoß empfängt, und überall dräuend die weissen Zacken hinein- und hinüberhängen läßt, als sollten sie, in der nächsten Minute hinunterstürzend, diese Trümmer vollends vernichten. Aber seit Jahrhunderten dräuen sie so, und die Ruine steht noch immer, die Menschen aber, welche das Schloß einst erschufen, haben es in ihren blutigen Fehden selbst zur Ruine umgewandelt.

Dieses italienische und deutsche Metz, mit der Ruine des Schlosses, am Abhange des Mendelgebirgs, welches hier die Rocchettaschlucht durchbricht, um den tobenden Noce durchzulassen, das jenseitige Etschufer mit den Orten Verla, la Nave, St. Michael, Königsberg, begränzt von dem Pinè, dem Altemann-Joch, und den Bergen des Fleimserthals, dieses zusammen gewährt eines der reichsten Landschaftsbilder, die ich kenne. Das üppige Saftgrün der Frucht- und Weinfelder, das mailiche Grün der Wiesen, das

tieferer Dunkel der Wälder, woraus der prächtig rothe Porphyr und der blendend weisse Dolomit hervorstrahlen, geben hier zugleich die Anschauung einer kräftigen Gebirgsnatur von ernstem Charakter und einer südlichen Vegetation, die mit Wonne zum Herzen dringt. Eine glückliche Verbindung, die besonders auf ein deutsches Gemüth den ansprechendsten Eindruck übt.

In La Nave, in dem Häuschen an der Fähre, die uns übersetzte, weinten noch zwei von tiefem Schmerz umflorte Augen einer alten Mutter, und ein Vater saß dabei in stummer Verzweiflung. Hier hatte sich erst vor wenigen Wochen ein sehr tragischer Vorfall ereignet.

Giovanna hieß die Tochter dieser Leute, die einen ausgebreiteten Seidenhandel treiben und zu den reichsten der ganzen Gegend gehören. Das Mädchen war achtzehn Jahre alt und schön zu nennen. Leicht wie eine Sylphide, eher klein als groß, glänzend schwarze Haare, dunkelblaue Augen unter langen Wimpern, eine zwar nicht weisse, aber doch sanft geröthete Gesichtsfarbe und ein reizender Mund. Es hatten sich viele Freier eingefunden, aber die Eltern wollten ein wenig hoch hinaus mit ihrer Giovanna; und Jugend, Schönheit, Reichthum, verbunden mit einem unbescholtenen Rufe, waren die unerläßlichsten Eigenschaften dessen, der um die Hand des Mädchens mit Erfolg zu werben gedachte. Endlich erschien ein Jüngling, der alle diese Bedingungen erfüllte. Es war der junge Onestinchel aus Spormaggiore, der Erbe reicher Leute, der die größte Seidenzucht im ganzen Val di Non betrieb, erst drei und zwanzig Jahr alt war, und wahrhaft schön genannt werden konnte. Die beiden jungen Leute schienen für einander geboren, denn selbst die Namen harmonirten auf seltsame Weise; er hieß nemlich Giovanni. Die Eltern nahmen sein Werben freund-

lich auf, und es entspann sich bald das zärtlichste Verhältniß zwischen Giovanni und Giovanna. Am 19 Julius 1834 war der Tag, wo ihr Bund die eheliche Einsegnung empfangen sollte.

In den Gebirgsthälern, wie das Val di Non eines ist, das nur einen einzigen fahrbaren Zugang durch den Rocchettapafs hat, und sonst überall von unwegsamen Jochen und Bergrücken eingeschlossen ist, besitzen nur Wenige einen leichten, einspännigen Wagen und ein Pferd. Die Reichsten halten dafür Maulthiere, und die Menge dieser zierlichen, sichern und sehr brauchbaren Thiere, mit ihrem schön aufgeputzten Geschirr, sind hier eben so ein geltendes Zeugniß von Reichthum, wie in den Ebenen tüchtige Pferde und elegante Wagen. Es darf daher nicht auffallen, daß Giovanni, als er am Hochzeitsmorgen nach La Nave wollte, um sein Bräutchen zur Kirche zu holen, und sie dann heimzuführen in sein Haus, einen Wagen von einem guten Freund entlehnte, da er selbst keinen eigenen besaß. Der Freund rief ihm noch nach, als er ihm Zaum und Peitsche in die Hand gegeben hatte: mit dem Pferde recht vorsichtig zu fahren, da es zuweilen scheuete. Der glückliche Giovanni hörte das mit halbem Ohre, denn schon schofs der Wagen die Höhe hinab von Spormaggiore, und lustig rannte das Pferd, an der Ruine des Schlosses Spor vorüber, nach La Nave, wo ihn die Eltern und die Braut im festlichen Staat empfangen. Man machte sich auf den Weg nach Mezzo-Lombardo, wo bereits die Glocken erklangen, und der Priester ihrer harrete, um die heilige Handlung zu begehen. Das Ja war gesprochen, der Segen ertheilt, und die beiden seligen Gatten wurden von ihren Verwandten und Freunden noch einmal in das Haus der Eltern der Braut zurückgeleitet. Von hier wollten sie in zwei Wagen in das Haus des Bräutigams fahren, und nur die alte Mutter sollte

zurückbleiben. Eine Scene des Abschieds stand bevor, die — obgleich die Entfernung von Spormaggiore und la Nave nur wenige Stunden betrug — dennoch ganz wider Erwarten eine sehr heftige Erschütterung hervorbrachte. Die Tochter konnte sich kaum aus den Armen der Mutter reißen, und diese umarmte sie unter Thränen immer wieder von Neuem. „Mir ist das Herz so beklommen,“ jammerte sie, „obgleich ich Dich glücklich und gut versorgt weifs. Ich kann mir meine Unruhe nicht erklären.“

Die Andern vermochten dieß aber desto leichter, denn welche Mutter wäre nicht von Schmerz durchdrungen, wenn sie das geliebte Kind, die hüfreiche Hand in der Wirthschaft, die angenehmste Gesellschaft seit achtzehn Jahren, jetzt mit einem Male zu entbehren sich gewöhnen müßte; welche Mutter würde nicht, und wär' es auch nur auf Augenblicke, die Trennung aufzuhalten bemüht seyn? — Jetzt trocknete Giovanna ihre Augen, entriß sich den zärtlichen Umarmungen, und mit einem freundlichen, durch Thränen leuchtenden Blick auf ihren jungen Mann, schwang sie sich auf den Sitz der kleinen, leichten, unbedeckten Timonella, wie man sie in jener Gegend kennt, und eine ältere Verwandte, nahm den Platz an ihrer Seite ein. Ihr Gatte ergriff die Zügel des muntern Pferdes und kutschirte beseligt davon; es war der schönste Morgen seines Lebens. Hinterher fuhr eine größere Careta, worauf der Vater der Braut und die Zeugen saßen. Sie hatten die Höhe des Rocchettapasses erreicht, wo der Weg sich sanft hinunter zur Brücke senkt, die über den Noce führt, und die zu passiren war. Hier scheuete plötzlich das Pferd der Timonella und galoppirte den Abhang hinunter. Der junge Mann strengte sich vergebens an es zu bändigen; sein Lauf wurde wilder; die Timonella rollte beschleunigter hinab, sie war jetzt nur noch wenige Schritte von der Brücke

entfernt. Die beiden Frauen im Wagen werden ängstlich und rufen dem Kutschirenden dies und das zu; er aber hört nicht darauf, sondern hat einzig und allein die Brücke im Auge, und sucht mit starker Hand das scheugewordene Pferd dorthin zu reißen; ein zu kurzes Einbiegen hätte bei der Heftigkeit der Bewegung den Wagen nothwendig umwerfen müssen. Dieses Losstürmen auf die Brücke hatte aber, aus dem Wagen gesehen, wirklich etwas Aengstliches, und das junge Weib erhebt sich von ihrem Sitze, um sich durch einen verzweifelten Sprung vielleicht aus dieser Lage zu reißen. Aber in demselben Augenblicke rollt der Wagen auf die Brücke, und streift mit furchtbarer Gewalt das eine Hinterrad an das Geländer, der Stofs hebt den Wagen in die Luft, und der leichte Körper der Frau, der sich unglücklicherweise in demselben Momente auch erhoben hatte, stürzt hinab von der Brücke, in den brandenden Kessel des Noce, der hier in einer Tiefe von sechszig Fuß durch steile, schroffe Felsenwände gebildet, und von schwarzen Klippen umstarrt wird. Ein Schrei des Entsetzens — ein stieres Hinunterschauen in den donnernden Abgrund, wo keine Spur der Unglücklichen mehr entdeckt wurde. Man mußte den Mann mit Gewalt von der Stelle führen und bewachen, während man von anderer Seite Anstalten traf, den Körper der Frau aufzufinden. Es gelang erst nach einiger Zeit. Eine Viertelstunde unterhalb der Brücke warf ihn der Noce ans Ufer, das hier flach war, und mit schönen Kräutern und Blumen prangte. Ein Sprüchwort sagt, daß der Noce jeden Menschen, der hineinfällt, entkleidet, und so traf es sich auch hier. Die arme Giovanna, wie sie nun leblos auf ihrem Blumenbette lag, das von den mörderischen Wellen, mit seinem Staube getränkt wurde, hatte die schönen Hochzeitskleider tief unten im Strombette gelassen, nur die schwere Goldkette, die

sich um den Busen geschlungen, erschien jetzt um das linke Ohr, wie um eine Spuhle gewickelt, ein Beweis, wie unbarmherzig und unsanft der wilde Strom seine holde Beute mit sich fort gerollt hatte. — Noch waren die Augen der alten Mutter feucht vom Abschied, und die Aussicht auf den baldigen Besuch der Tochter und ihrer jungen Hauswirthschaft fing erst gelinde an, den Kummer zu verscheuchen, als die lauten Klagen, welche die Leiche des jungfräulichen Weibes begleiteten, der Alten ahnende Besorgniß aufs neue weckten. Sie trat vor die Thür, und ohne zu fragen, was geschehen sey, stürzte sie besinnungslos nieder auf die zugedeckte Bahre, die man ihr entgegentrug. — Giovanni entkam seinen Wächtern. Erst mit dem Einbruche der Nacht fand man ihn, im wildesten Wahnsinn im Wald umherirrend. —

Mit beklommenem Herzen stiegen wir aus dem Wagen, um das Andenken der Unglücklichen feiernd, zu Füsse den Abhang zur Nocebrücke zurückzulegen. Er ist weder steil noch schmal; der Weg ist vortrefflich, und sogar an der Seite des Wassers gehörig geschützt. Es ist unbegreiflich, wie an dieser Stelle ein so gräßlicher Vorfall sich ereignen konnte.

Der Pafs an der Rocchetta, obgleich der klarste Himmel und der schönste Sonnenschein hineindringen, kam mir wilder und melancholischer als selbst der berühmte Pafs von Finstermünz vor. Zum Theil mag die eben erzählte Geschichte wohl zur Erhöhung des Eindrucks beigetragen haben.

Auf dem alten Brückengeländer war ein Kreuz eingeschnitten, an der Stelle, wo Giovanna hinabgeschleudert wurde; und die Spuren des Rades, wo es aufstieß und dann fortstriefte, waren tief eingedrungen in die Balken, und zeugten von der Gewalt und Heftigkeit der Bewegung. Diesem Platze gegenüber erhob sich ein plumpes Kreuz von rothem Sand-

stein, worin die traurige Geschichte der achtzehnjährigen Giovanna Onestinchel von Spormaggiore, gebornen Gontardi aus La Nave, eingegraben war. Der Gatte hat ihr dieses Denkmal setzen lassen. —

Die Rocchetta zeigt hier schroffe, hohe Felswände, die sich jäh aus dem Bette des Flusses bis in die Wolken heben; in weiter Entfernung und bedeutender Höhe sieht man zerstreute Wohnungen; auf einem abgerissenen, vorspringenden Felsen ragen die Trümmer eines alten Schlosses empor, woran sich ein noch wohl erhaltener Wartthurm präsentirt. Die weiße Straße hebt und senkt sich an beiden Ufern fort und leitet an dem linken ganz gemächlich in das Thal hinab, das sich mit einem Male vor den Blicken öffnet. Wir sahen hier das Val di Non.

Die Aussicht war nicht weit. Sanfte Abhänge lagen vor uns, die mit Dörfern, einigen Schlössern und Kirchen besetzt waren. Wir erblickten ganz nahe das stattliche Vigo, das Schloß Thunn, Belasio und die malerische Ruine von Corona. Es wohnen auf den zahlreichen Schlössern des Thales viele alte, sehr edle Familien des Landes in stiller Zurückgezogenheit, wie die Grafen Spaur, Thunn, Arz, Cles u. s. w. Die Aussicht begränzte ein Mittelgebirge, welches das Thal zu durchschneiden schien, und von wo uns die schöne Kirche von Denno herabwinkte. Wendeten wir uns zurück, so öffnete sich hinter uns die Rocchetta wie ein finsterer Schlund, überragt von der malerischen Ruine, und seitwärts davon erstreckten sich gegen Süden hin waldbewachsene Berge, mit den blühenden Ortschaften Sporminore, Spormaggiore, dem Schlosse Spor und andern, über welchen der hohe kahle Spinal in die Wolken ragte. Unten zog sich neben dem breiten Kiesbette des nunmehr ganz ruhig dahinfließenden Noce die herrliche Kunststraße in fast gerader Richtung hin, mit Bänken, Brücken und Einfassungen von rothem Sand-

stein. Sie wurde auf Kosten der Bewohner des Tha-
les bis nach Fondo, ungefähr 9 Stunden, mithin der
ganzen Länge nach, angelegt, und es ist im Werke,
eine zweite, eben so schön, nach dem Hauptorte Cles
zu bauen, wobei jedoch, der vielen und bedeuten-
den Berge wegen, grössere Kosten nöthig gemacht
werden. Das Thal ist reich, und auch diese Strasse
wird gewiss bald zu Stande kommen.

Wie wir uns dem Mittelgebirge näherten, ver-
liessen wir diese treffliche Strasse und zogen uns
westlich eine Höhe hinan nach Denno. Der Weg
wurde sehr beschwerlich und steil, und bot unzäh-
lige Windungen dar, wir stiegen aus, um unserm
armen Pferd Erleichterung zu verschaffen. Indem
wir höher gelangten, öffnete sich uns die Aussicht
nach der andern Seite, dem innern Val di Non,
durch dessen Vorhof wir bis jetzt nur gekommen
waren. In der Höhe und nicht mehr weit von uns
entfernt hatten wir Denno mit seinem schönen Thurm
und drüber hinaus Flavon; die Aussicht begränzte
das Schloß Nano. Auf der andern Seite des Noce
übersahen wir Tres, Vervò, Torra, die Ruine von
Brughiero und die schwindelnden Abgründe, die uns
davon trennten. Jene Orte selbst sahen Inseln gleich,
die gleichfalls durch Schluchten und Klüfte wieder
geschieden waren. An diesen Schluchten, Klüften
und Abgründen hin zogen sich aber dichte Castanien-
wälder und dazwischen Getreide- und Maisfelder,
und die Ortschaften waren groß und weitläufig und
zeigten eben solche Häuser. An den südlichen Ge-
länden ward Weinbau sichtbar, und nichts fehlte,
um ein Bild behaglicher Wohlhabenheit und land-
wirthschaftlichen Fleißes zu vervollständigen. Die
Menschen, welche dieses Bild belebten, waren des
Sonntags wegen in gestreifte, schillernde Zeuge ge-
kleidet, wie wir sie schon kennen. Eine Tracht,
nicht so malerisch, wie die der deutschen Tyroler,

die aber nicht unangenehm und entstellend genannt werden kann.

In Denno selbst machten wir ermüdet Halt. Das Wirthshaus, wo wir einkehrten, hielt ein Pusterthaler, ein freundlicher Mann, der uns zwar gern willkommen hiefs, aber nicht darauf eingerichtet war, Reisende zu bewirthen. Ein Fall, der in Denno sich nur sehr selten zuträgt, da nur wenig Fremde bis jetzt Verlangen trugen, das Val di Non zu besuchen. Wir begnügten uns mit Eiern, Milch, Butter und Käse, auf ächt patriarchalische Weise, und freuten uns, mit unserm Wirth und seinem Mädchen deutsch sprechen zu können. Er fragte, ob wir das Kreuz auf der Brücke gesehen hätten und die tragische Geschichte davon wüßten. Als wir dieß bejahten, wollte er noch einige besondere Nachrichten darüber haben, die er uns willfährig mittheilte. Nach ihm — und wie er versicherte, war dieß die Meinung aller rechtlichen Leute der Gegend — gehörte der Name Onestinchel zu den verrufensten. Diese ganze Familie soll durch Wucher und Bedrückung ihren Reichtum erworben, und auch der junge Giovanni sich dessen schuldig gemacht haben. Dieß wufste das unglückliche Mädchen, und wollte ihre Hand nie diesem Menschen reichen, aber die Eltern bestanden darauf, und so sey sie denn — da sie dieser Ehe nicht anders entgehen konnte — freiwillig von dem Wagen hinab in die Wellen gesprungen. „Denn sehen Sie“, fügte der Wirth hinzu, „Sie haben sich nun selbst davon überzeugt; wie das Rad anstreifte, mußte der Wagen sich nach dem Wege hinein senken, mithin die Unglückliche auf die Brücke geschleudert werden. Auf die entgegengesetzte Seite konnte sie nur durch einen Sprung hinauskommen.“ Ich mochte diesem Varianten keinen Glauben schenken. Die einzige Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Wagen mit dem Hinterrade fast auf dem Geländer ste-

hend und so daran hinstreifend, nach dem Innern der Brücke eine schiefe Richtung bekam, und also die darin Sitzenden nach dieser Seite hätte hinaus-schleudern müssen, wurde leicht widerlegt, wenn man annahm, daß der Moment dieses Anstreifens mit dem Aufstehen der Person zu pünktlich zusammentraf, und der plötzliche Stoß der noch nicht fest Stehenden, sondern erst in der Bewegung Begriffenen, einen gewaltigen Schwung zu geben vermochte, und so hinauswarf. Die Anschuldigungen des armen Gatten erschienen mir dabei ganz so, wie sie gewöhnlich von bösen Nachbarn, woran es keinem Erdensohne gebricht, erfunden werden, um einen beneideten Glücklichen ins tiefste Elend zu stürzen. Dieses Gerücht, wenn es zu seinen Ohren drang, konnte sein Unglück nur vergrößern. Und warum endlich sollte Giovanna gerade diesen Augenblick, die Brücke, den Noce, das Durchgehen des Pferdes abgewartet haben? Ihr Brautstand hatte Monate gewährt, und die wasserreiche Etsch floss ja vor dem Haus ihrer Eltern vorüber. — Ein alter, geschwätziger Mann drängte sich noch zu uns, der mit seinem norddeutschen Dialekt unsere Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Herr v. Einsiedel, der früher alle Kriege gegen Napoleon mitgefochten hatte, und nun hier in Denno seine schmale Pension verzehrte. Es fehlte ihm an Gelegenheit, seiner gutmüthigen Schwatzhaftigkeit Nahrung zu geben, und daher war er froh, wenn Reisende kamen. Daß dieß jedoch nur selten der Fall ist, mußten wir empfinden, und eine volle Ladung hinnehmen. —

Von Denno ging es eine Weile eben fort. Auf dieser Höhe zeigten sich uns die überraschendsten Aussichten. Der Anbau wurde immer reicher; Städte, Flecken, Schlösser und Dörfer in unübersehbarer Kette, auf zerstreuten Höhen ausgebreitet. Bei Terres sahen wir eine weite Schlucht, die wir zu passi-

ren hatten, auf der gegenüberliegenden Höhe erblickten wir Tueno. Der Tobalbach, aus dem Val Tra-senga kommend, brauste in der Tiefe.

Die Strasse war mit vieler Kunst an den Abgründen hingeführt, und wand sich an den steilsten Stellen im Zickzack. Die ganze gegenüberliegende Höhe, auf deren Spitze Tueno sich zeigte, war mit Weingeländen bedeckt. Tief unten lärmte ein einsames Hammerwerk, und der rauschende Bach verschwand in den dicken Gesträuchen, welche die Schlucht ausfüllten. Gegen Südwesten erhoben sich weifs, wie mit cannellirten Pfeilern und mächtigen Capitälern, die Wände des riesigen Tobal, und der Blick verlor sich in das zerrissene Tresengathal zu seinen Füßen, das unbewohnt ist, und nur einigen Fischern, an dem fischreichen See, darin den Aufenthalt vergönnt.

Die Auffahrt nach Tueno war so beschwerlich, dafs unser Vetturin, obgleich wir zu Fusse gingen, Vorspann nehmen mußte. Er erreichte nunmehr mit leichter Mühe die Höhe. Sein Pferd war die ebene Strasse von Botzen bis Verona gewohnt, und verstand daher nicht die Vorthelle beim Steigen, welche die Gebirgspferde so gut wie die Gebirgsmenschen weg haben. Nun zeigte sich die Strasse wieder eben und mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt, fast in gerader Richtung bis Cles, das zwar vor uns lag, aber nicht wohl unterschieden werden konnte, weil es mit den andern Ortschaften, die es umgaben, zusammenfloß, und eine einzige bedeutende Stadt zu bilden schien. Hier übersahen wir nun das ganze Thal.

Die Porphyrwände der Mendel, die schroff und unbebaut, in ihrer rothen Herrlichkeit, die Strasse nach Trient begränzen, senkten sich hier so mählich in das Thal, als wäre ihre feste Felsenmasse einst flüssig geworden, und dann im Rinnen plötzlich wieder erstarrt. Sie waren bis zur Höhe mit Fruchtfeldern und Gehölzen bedeckt. Weiter nordwärts starrte

der Gantkofel über die Wälder empor, aber der hohe Gampen zeigte wieder einen sanftern Abhang gleich der Mendel, und denselben Anbau, und hoch über Castelfondo hinaus, das Wallfahrtskirchlein zu unserer lieben Frau im Walde, wo er sein Joch zum bequemsten Uebergang aus dem Etschthale den Wandernern herleiht. Kehreten wir die Blicke rückwärts, so sahen wir über die Schlucht von Tueno hinweg immer wieder die Rocchetta, wo der Wartthurm auf der einzeln stehenden Felsenkuppe sich schwarz und scharf am südlich glühenden Abendhimmel zeichnete.

Cles befriedigte unsere Erwartung nicht. Wir hatten uns den Hauptort dieses reichen und herrlichen Thales anders gedacht. Auch liefs er aus der Ferne Besseres erwarten. Die Strassen waren eng, und die Häuser nicht eben schmutzig und zum Theil zertrümmert, wie diefs in dem eigentlichen Italien gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, aber sie waren doch nicht so wohnlich, rein und freundlich, wie die Häuser der deutschen Thäler. Dabei fehlte es nicht an jenen grosssprechenden Auf- und Inschriften, woran es die Italiener niemals fehlen lassen, um eine ganz unbedeutende Erbärmlichkeit zu bezeichnen. So lasen wir hier an einer Ecke mit grossen Buchstaben: *Ingresso alla piazza grande*, und dort über der Thür eines elenden Stalles: *Stallo dell' Osteria di Carlo Menapace!* Wir fuhren an dieser Osteria vorüber, und liessen uns zum *Aquila Imperiale* bringen, welcher uns als der vornehmste Gasthof genannt worden war. Hier fanden wir alles im kläglichsten Zustande. Treppe und Hausflur waren voll Schmutz, alle Fenster und Thüren standen offen, und überall lagen grosse Bündel Hanf, der hier um Cles stark gebaut wird, und daher dem Wirthe grössern Vortheil versprach, als die Gäste, die dann und wann bei ihm einkehren mochten. Man führte uns in den dritten Stock hinauf, in kleine, dumpfige Zimmer, unrein-

lich und unordentlich. Auf unsere Frage, warum man uns nicht den zweiten einräumen wolle, hiefs es, dafs kaiserliche Beamte angesagt seyen, und dafs man ihn für diese bereit halten müfste. Wir nahmen hievon keine Notiz, sondern liefsen unser Gepäck in einem Zimmer des zweiten Stockes ablegen, das zwar auch nicht eben den Begriffen von Bequemlichkeit und Eleganz vollkommen entsprach, jedoch aber etwas höher war, und uns daher weniger dumpf und beängstigend vorkam. Man liefs uns nun ohne alle weitere Einwendung in dem ruhigen Besitze dieses Zimmers, und servirte uns mittelmässige Forellen und ein paar Hühner. Nach eingenommenem Abendessen machten wir einen Gang durch die Stadt. Der Marktplatz ist weit und mit artigen Häusern besetzt; vor einem grossen Kaffeehause sassen unter dem Zelt-dache die Honoratioren, und einige Gendarmen, die überall im Val di Non zu treffen sind, tranken ihren Kaffee und betrachteten uns mit grossen Augen.

Aufserhalb der Stadt bestiegen wir eine Anhöhe. Es war ein herrlicher, südlicher Abend. Das wunderbare Thal mit seinen unzähligen Berggipfeln, wovon ein jeder mit Dorf, Kirche oder Schlofs prangte, die Abhänge der Mendel mit lachenden Ortschaften besäet, die sich wie eine gestickte Decke von den Porphyrazacken herabsenkten, die Flüschen und Bäche zu unsern Füfsen, duftige Castanien- und Nufswälder in unserer Nähe, aus denen malerische Häuser mit Erkern und Thürmen hervorsahen, Menschen überall, heimkehrende Jäger, klingelnde Muli mit ihren Treibern — welch reiches, seltenes Gemälde! Vor uns, als könnten wir es mit einigen Schritten erreichen, lag das ansehnliche Revò mit seinen Schlössern, darüber hinaus Cloz, Arz, und höher im Gebirge Castelfondo; jenseits des Novellabaches erblickten wir in beträchtlicher Ausdehnung Fondo selbst, den zweiten Hauptort des Thales, und den ersten Ort,

wenn man auf Maulthieren über den Gampen das Val di Non besucht; gleich daneben zeigten sich Sarnonico, Cavareno, Romeno, Dambel, und dazwischen die Bergschlösser Vas, Arsio, Malosco — wer aber wollte alle Namen hier aufzählen, da man von diesem Platz aus hundert Orte mit einem Mal übersieht. — Fünf Stunden von Cles, auf einem bewaldeten Berggipfel, liegt das prächtige Kloster Sanct Romelio, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte weit und breit, und eine wahrlich sehenswerthe Merkwürdigkeit. Die Aussicht, welche man hier genießt, ist jener von der Anhöhe bei Cles noch vorzuziehen; die Kirche enthält große Reichthümer und Kunstschätze.

Indem man von Revò dem Laufe des Noce nachgeht, gelangt man in das Val di Sol (Sulzberg), das etwas rauher wie das nachbarliche Val di Non sich darstellt. Von seinem Hauptorte Malè geht eine Fahrstrasse nach dem Val di Rabbi, von hohen Bergen eingeschlossen, zu dem berühmtesten und heilkräftigsten Sauerbrunnen im Tyrol, Rabbi, dessen Wasser weit und breit getrunken wird. Es hat Aehnlichkeit mit dem Brunnen von Selters, scheint mir jedoch stärker zu seyn. Von Rabbi führt ein Saumweg in immer rauhere Wildnisse zu dem ganz einsam gelegenen Bade Pejo. Wenn schon das Leben in Rabbi ziemlich trüb ist, und nichts von den geselligen Annehmlichkeiten deutscher Bäder zeigt, so ist der Aufenthalt in Pejo ganz zum Verzweifeln. Eine heilsame Wirkung auf das Gemüth des Kranken ist also hier nicht zu erwarten, und alles muß der Quelle anheimgestellt bleiben. Unweit von Pejo, am *Corno dei 3 Signori*, entspringt der Noce. Man befindet sich hier an der Gränze des Veltlins und an den südlichen Abhängen jener schroffen Gebirgskette, die mit dem Orteles zusammenhängt. Am südlichen Ende des Val di Sol sieht man die letzten Tyroler

Gletscher, die sich über vier Stunden ausdehnen, und von dem Palù, der Vadretta Amola und Cimadi Nambin überragt werden. —

Von Cles führt der Weg längs des erhöhten Ufers der Novella nach Castelfondo, wo die fahrbare Strasse aufhört. Hier besteigt man Maulthiere, die immer vorhanden sind, und schickt sich an über den Gampen in das Etschthal zu reiten. Der Weg hinauf ist ein wenig steil und unbequem, doch keineswegs gefährlich. Ueber die Mendel soll die Tour bei weitem unangenehmer seyn. Bei der Kirche zu unserer lieben Frau im Wald macht man unter dem Dach alter Bäume Halt, um ein kleines Frühstück zu nehmen, und — je nachdem es die Tages- oder Jahreszeit erheischen sollte — ein lustiges Feuer anzuzünden. Dann geht es über sanfte Abhänge hinab nach Tisens, wo sich bald die Pracht des langen, aber nicht sehr breiten Etschthales in einem ganz andern Charakter, als das eben verlassene Val di Non, vor unsern Blicken ausbreitet.

Von Tisens auf der ersten Abdachung des Gampen geht es immer abwärts nach dem neu gebauten Schlosse Brandis, dem Grafen gleichen Namens gehörig, neben welchem eine Ruine sich erhebt, die eine traurige Begebenheit dem Reisenden ins Gedächtniß zurückruft. Es sind nun ungefähr vierzig Jahre, daß diese Trümmer noch ein bewohntes Schloß waren, das sich durch einen besonders schönen und hohen Thurm auszeichnete. In dem einen Flügel wohnte der Verwalter des Grafen mit seiner Familie. Er selbst war gerade abwesend, als in einer stürmischen Nacht der hohe Thurm zusammenstürzte und die ruhigen und sorglosen Schläfer im Schloß alle unter seiner Last begrub. Mutter und Kinder, ein junger Geistlicher, der als deren Erzieher im Schlosse wohnte, Knechte und Mägde, wurden plötzlich eine Beute des Todes, und der heimkehrende Gatte sah sich

sich um Alles beraubt, was bis dahin das Glück seines Lebens ausgemacht hatte. —

An der Ruine vorbei gelangten wir nach Lana, einem sehr schönen, weit ausgedehnten Dorfe, das von dem letzten Bergabhange sich bis in das Thal erstreckt. Hier werden die Maulthiere verlassen, und man macht den Rest des Weges nach Meran zu Fuß oder Wagen. —

Mit den wackern Muliführern nahmen wir Abschied von dem Val di Non, von dem das Sprüchwort in Hinsicht seiner Schönheit nicht zu viel sagt, jedoch was die Unredlichkeit der Einwohner und Unsicherheit der Strassen betrifft, wohl übertreibt. Vielleicht daß wir es in einer frühern Zeit bestätigt gefunden hätten.

Ohne gelehrten Forschern vorgreifen zu wollen, erschien mir dieß wunderbare Thal, in seinen seltsamen Formationen, als sey es ursprünglich ein See gewesen, der durch den Einsturz der verwitterten Porphyrgipfel der Mendel ausgefüllt, nunmehr den Anblick dieser inselförmigen Hügel und kleinen Berge, von Schluchten getrennt, darbietet. Aus diesem Ursprunge läßt sich auch die große Fruchtbarkeit ableiten. Fremde besuchten dieß Thal bisher nur selten, und doch verdient es so sehr die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden, der Tyrols eigenthümlichste Schönheit kennen lernen will.

II. Capitel.

Das Mutterländchen und die Stadt.

Das Landl. — Ansicht des Thals. — Meran. — Klima. — Lana.
 — Die Töll. — Alte Inschriften. — Das Badl. — Partschins. —
 Schloß und Dorf Tyrol. — Sanct Zenoberg. — Margaretha die
 Maultasche. — Alte Portale. — Löwenberg. — Scheenna. — Men-
 schenracen. — Obermais. — Labers am Naiferbruch. — Rubein.
 — Rametz. — Der Freiberg. — Fragsburg. — Heutiges Leben
 auf einer alten Burg. —

Der obere Theil des Etschthales wird noch jetzt das Mutterländchen, „das Landl“ genannt. Wer kennt nicht das Lied:

„Bei uns im Tyrol und im Landl“ — ,
 und den Tanz, der deshalb den Namen: Landler oder Ländler führt. Eben so wird Meran, die alte Hauptstadt der Grafen von Tyrol, deren Gebiet sich auf diese Gegend und einen Theil von Botzen, bis nach Pontalto im Engaddin beschränkte, von den Bewohnern der umliegenden Thäler nur: die Stadt, wie einst Rom, *Urbs* genannt. Später erst kam das Land im Gebirge (*in montanis*), das ganze In- und Wippthal nämlich, durch Lehenschaften und verschiedene Erwerbswege dazu.

Es ist daher der eigentliche Kern des Tyrolerlandes, den wir beim Herniedersteigen vom hohen Gampen vor uns liegen haben. Ein lachender An-

blick! Das weite Thal von bewaldeten Höhen bekränzt, und Dörfer und Schlösser daran hinaufgebaut, Wein und Fruchtfelder überall, die Etsch, noch wie ein Wildbach, im weiten Kieselbette hindurchrauschend, und am Ende das hohe, mit vielen kleinen Zacken gezierte Muttgebirge, das bis an die Oetzthaler Ferner reicht, und daran hingelehnt das Städtchen Meran, mit einem schönen, hohen Thurme, und umgeben von einer Menge von Edelsitzen und Schlössern, worunter sich Tyrol selbst befindet, das alte Stammschloß des ganzen Landes.

Diese Gegend hat für den Geschichtsforscher ein ausgedehntes Interesse, nicht nur zeugen ihre Schlösser dafür, sondern die vielen Ausgrabungen, die Meilensteine, Grabmäler, Inschriften, Altäre, die man an dieser Stelle fand, beweisen es, daß hier eine Hauptstation der Römer war. Wo jetzt die Weinberge von Obermais sich erheben, lag sonst die blühende römische Pflanzstadt Maja, die durch den Einsturz des Naiferberges um das Jahr 800 verschüttet wurde.

Meran genießt bei einer Höhe von 1187 Fufs, dem Luftzuge des Vintschgaues und des Passeyerthales ausgesetzt, durch die Wellen der Etsch und des Passerbaches erfrischt, eines milden und gesunden Klima's. Am Tage ist es zwar im Sommer sehr warm, aber die Morgen sind angenehm, und die Abende entbehren nie eines erquickenden Luftzuges. Während der heißesten Monate sucht man indess hier, wie überall, die höhern Gegenden vorzugsweise aus, um die Sommerfrist zu halten, und es fehlt nicht an schönen Punkten, um dieses vernünftige Gelüsten zu befriedigen.

Das Gasthaus zur Post in Meran hat die schönste Lage, und wird deshalb von Fremden, die sich dort länger aufhalten wollen, vorzugsweise gewählt. Man findet hier eine billige, freundliche Aufnahme, und

den besten Willen, Alles nach den Wünschen der Fremden einzurichten.

Das Städtchen selbst ist unbedeutend, und besteht eigentlich nur aus einer sehr langen und schmalen StraÙe, deren Häuser mit Laubengängen versehen sind, welche als Trottoir dienen und Schutz vor der Hitze gewähren. Alles Uebrige ist ziemlich unzusammenhängend, und bildet gleichsam nur Vorstadt, wie z. B. der Rennweg und Steinach. Die Einwohner sind zuvorkommend und gastfrei gegen Fremde, wenn sie gleich unter sich nicht sehr gesellig sind. Die meisten leben vom Weinbau und der Obstzucht. Abends, beim Untergange der Sonne, versammeln sich die Familien auf „der Mauer“, einem gemauerten Wege längs des Passerbaches, und genießen spaziergehend der Kühlung. Aber auch hier sieht man die meisten schroff getrennt; nur der Fasching soll eine freundlichere Annäherung während seiner Dauer zu Wege bringen können. Oeffentliche Vergnügungen finden hier nicht statt, zwei Kaffeehäuser und ein Casino sind zwar vorhanden, von denen die erstern zu gewissen Tageszeiten besucht werden, das letztere aber gar nicht. Im Fasching gibt man einige Bälle darin. Dann und wann kommt die Botzener Schauspielergesellschaft, um in dem Saale des einen Kaffeehauses zu spielen, und erfreut sich zahlreichen Zuspruchs, besonders Sonntags, wo die Bauern der Umgegend gern ins Theater gehen. Auch Opern werden gegeben, wobei das Orchester von Dilettanten gebildet wird. Ein Schiessen findet oft statt, aber auch das ist mit keinen besondern Vergnügungen verknüpft und beschränkt sich eben auch nur auf das Schiessen und weiter nichts. Wenn nun aber die Stadt an und für sich dem Fremden wenig Genuß darbietet, so hat er seine Blicke nur nach aussen zu kehren, um auf das reichlichste dafür entschädigt zu werden.

Schon aus den Fenstern des Gasthauses zur Post genießt man der reichsten Aussicht. Die Spitalkirche jenseits der Passerbrücke und die Häuser des Kirchdorfs Untermais liegen vor unsern Blicken, und darüber ragen die Berge, welche das Etschthal einschließen, mit Schlössern und Dörfern geziert, bis gegen Süden die Mendel einen kühngeformten Abschnitt bildet, um die röthlichen Höhen auf dem Wege nach Trient erblicken zu lassen. Während links die Naif sich zeigt mit den Schlössern von Obermais, und der Kirche „Katharina in der Scharten“ auf schwindelnder Höhe, öffnet sich rechts das Vintschgau, und Schloß Tyrol hebt sich über den Häusern der Stadt, auf seinen zerklüfteten Felsen empor. Von der Passerbrücke bei Meran erblickt man folgende Schlösser: Tyrol, Aur, Josephsberg, Forst, Zenoberg, Löwenberg, Brandis, Fragsburg, Katzenstein, Neuberg, Schenna, Rubein, Rametz, Knillenberg, Winkel, Labers, und am Horizonte, wo das Profil der Mendel seine groteske Form präsentirt, ragt Hoheneppan empor. In diesem Bereiche blühte Tyrols Geschichte; jeder Stein spricht hier zum Vaterlandsfreunde beredt und laut.

Unter diesen Schlössern, an den grünen Seiten der Felsen hin, ziehen sich Guirlanden der lieblichsten Dörfer, Algund, Gratsch, St. Peter, Tyrol, Marling und die hübschen Bauernhöfe des Freibergs.

Man hat in jüngster Zeit angefangen, das Klima von Meran als heilsam für Brustkranke zu empfehlen, und es halten sich daher beständig Patienten dort auf, die wenigstens Erleichterung ihrer Leiden, wenn gleich keine vollkommene Genesung finden. Es ist jedoch nothwendig, daß sie zu diesem Ende ganz ihren Wohnsitz in Meran nehmen, und nicht bloß die schöne Jahreszeit wie eine Badesaison dort genießen wollen; denn die Heimkehr in ein rauheres Land und ein strenger Winter darin verlebt, zerstören gemein-

hin wieder die heilsamen Folgen des Sommeraufenthaltes. Dieß bezieht sich jedoch auf wirklich Brustkranke; für minder bedeutende Patienten und für solche, die nach überstandener schwerer Krankheit einer Nachcur bedürfen, wird das Verweilen von wenigen Monaten in dieser reizenden Landschaft, und das Einathmen so vieler balsamischen Pflanzenstoffe, womit die Luft hier geschwängert ist, schon günstige Folgen äußern.

Zu Wagen sind nur wenige Partien von Meran aus in die nächste Umgegend zu unternehmen. Die meisten müssen zu Fuß oder zu Pferde gemacht werden. Zu den erstern gehört eine Fahrt nach Lana, oder nach dem Badel auf der Töll.

Lana liegt am Fusse des Gampen, in der Ebene des Etschthals, und beim Eingange des Ultenthals. Es ist ein stattliches, weit zerstreutes Dorf, das in Ober-, Mittel- und Niederlana eingetheilt wird. Man macht diese Partie am angenehmsten, wenn man auf dem linken Etschufer, unter dem Schatten schöner Castanienalleen hinfährt, und dann am Abende das Etschthal seiner Breite nach durchschneidet, und am rechten Ufer über Burgstall heimkehrt. Der Ultenbach, der durch Lana fließt, enthält Forellen, die ihres Wohlgeschmacks wegen berühmt sind. In Lana erhält man die auf Gebirgswegen üblichen Bändl, deren sich meine Leser noch von Gröden her erinnern werden, und macht darin eine Excursion nach dem engen, wilden Ultenthale, wo sich das Bad befindet, welches in Tyrol für das lustigste gehalten wird, obgleich ein Fremder, der die Annehmlichkeiten anderer Bäder kennen gelernt hat, es hier sehr langweilig finden muß. Die Bade- und Gesellschaftsgebäude sind von Holz, und von Luxus und Eleganz darin keine Rede. Zu Promenaden ist kein Raum vorhanden; denn Felsen und Wald sperren nach allen Seiten hin die Aussicht, und wer sich nicht auf beschwerliches Steigen

einlassen kann, ist ziemlich auf den kleinen Platz vor den Gebäuden beschränkt. Die Gesellschaft ist nie sehr zahlreich, und besteht oft zur Hälfte aus Italienern, die aus den Nachbarthälern hieher kommen. Sogenannte böhmische Musikanten halten sich fast beständig hier auf, und ihre schlechte Musik dient den Tanzlustigen zur Anregung, weshalb denn auch der Ruf „des lustigsten“ diesem Bade zu Theil geworden seyn mag.

Die Töll (*Teloneum*) ist eine Anhöhe, welche das untere Etschgebiet nach dem höhern hin, dem sogenannten Vintschgau, begränzt. Hier wurden viele römische Alterthümer ausgegraben. Im Jahre 1552 fand man eine weißse Marmortafel mit folgender Inschrift:

TI. CLAUDIUS. CAESAR. AUGUSTUS. GERM.
PONT. MAX. TRIB. POTES. COS. DESIG. III. IMP.
XI. P. P. VIAM. CLAUDIAM. AUGUSTAM. QUAM.
DRUSUS. CAESAR. PRIUS. OBICIB. PATEFACTIS.
ITER. EXSI. FLUMINE. PURGAV.

M. RST. S. P. M. P. C.V.

Eine römische Meile weiter bei dem alten Cathrun (Rabland) stand eine Marmorsäule, worauf die Worte zu lesen waren:

TI. CLAUDIUS. CAESAR. AUGUSTUS.
GERMANICUS. PONT. MAX. TRIB. POT. VI. COS.
DESIG. IIII. IMP. XI. P. P. VIAM. CLAUDIAM.
AUGUSTAM. QUAM. DRUSUS. PATER. ALPIBUS.
BELLO. PATEFACTUS. DEREXERAT. MUNIT. A.
FLUMINE. PADO. AT. FLUMEN. DANUBIUM.
PER. P. C. C.

Lucas Römer, welcher im Jahr 1562 Landeshauptmann war, ließ diese zwei Steine wegnehmen und in das Schloß Marötsch bei Botzen übersetzen. Noch um 1700 stand auf der Töll ein Altar der Diana vom Jahr 180 oder 216 n. C. mit der Inschrift:

IN. H. D. D. SANC. DIANAE. ARAM. CUM. SIGNO.
 AETETUS. AUGG. N. N. LIB. PP. STAT. M-IENS.
 XXXX. GALL. DEDIG. ID. AUG. PRAESENTE.
 J. COS.

Dieser Stein befindet sich nunmehr in dem Bibliotheksaale zu Innsbruck.

Eine Viertelstunde von der Töll, in Partschins, liest man noch auf einem weissen viereckigen Marmor:

D. M. L. C. A. E. C III. EUTROPI. M. ULPIUS.
 PRIMIGENIUS. FILIO. V.A. XX. M. XI.

Alles dieses, so wie eine Menge von Münzen aus der Zeit des Drusus, zeugen von einer bedeutenden römischen Niederlassung in dieser Gegend. Wir sind auf classischem Boden!

Mehr als dieß interessirt aber den Naturfreund die Etsch, welche hier brausend und schäumend in der Tiefe einen Fall bildet; das liebliche Algund, das seine Rebengehänge über die Strasse hinzieht; das im Wald auf dem Berge versteckte einsame Josephsberg; die Ruine von Forst, Aur, in Epheu gehüllt, am Eingange des schmalen Seitenthals Langvall, vor allem aber das schöne Dorf Partschins auf der Höhe der Töll, an schroffe Bergrücken gelehnt, von denen sich ein bedeutender Wasserfall malerisch herunterstürzt. Hat man die Höhe erreicht, so fließt die Etsch ruhiger, und über eine schöne Brücke fährt man zum „Badl“, einem einsamen Hause von Bäumen umgeben, wo ein leichter Schwefelquell eine kleine Anzahl von Badegästen vereinigt.

Einige Bürger aus Meran haben dieses recht artig eingerichtete Haus mit bedeutenden Kosten aufführen lassen und waren der Meinung, daß es in dieser angenehmen Gegend an Besuchern nicht fehlen würde. Aber der geringe Gehalt der Quelle war nicht im Stande, diese Erwartung zu rechtfertigen, und „das

Badl“ ist jetzt hauptsächlich als Vergnügungsort der Meraner zu betrachten.

Partschins verdient von hier aus besucht zu werden. Es ist besonders seiner hohen Lage und eines kühlen Luftzuges wegen von den nahen Gletschern als angenehmer Sommeraufenthalt zu empfehlen. Viele der vornehmsten Familien in Meran haben hier Besitzungen, wo sie die Sommerfrische halten.

Eine der interessantesten Partien, zu denen sich jeder Fremde wohl am ersten hingezogen fühlt, ist die Ersteigung des Schlosses Tyrol, des Landesschlusses, das noch jetzt dem Kaiser von Oesterreich gehört, während fast alle übrigen Denkmäler dieser Art durch Kauf in die Hände fremder Besitzer gekommen sind. Es zeigt sich in einer bedeutenden Höhe, auf dem sogenannten Küchelberge, über der Stadt, der seiner günstigen Lage wegen den edelsten Wein dieser Gegend hervorbringt. Man fängt schon vom Posthaus allmählich zu steigen an und erklimmt, wenn man das Passerthor hindurchgeschritten, den kahlen, beschwerlichen Felsen. Gemächlicher geht sich's über Sanct Zenoberg, aber man muß einen kleinen Umweg machen. Dieß letztere Schloß (*Mons S. Zenonis*) hängt auf einem Felsen, über dem Bette der wilden Passer, die man tief unten brausen hört. Wo man etwas Erdreich befestigen konnte, war man bemüht, den Weinstock zu pflanzen, dessen frisches Saftgrün dem grauen Stein eine angenehme Zierde verleiht. Von hier wirft man einen Blick ins Passeyerthal, dessen Schluchten und Vorsprünge sich aber so zusammenschieben, daß man nur wenig davon übersehen kann. Die Jauffenburg, eine male-
rische Ruine, an dem hohen Berg gelehnt, schließt die Aussicht. Drüben liegt das großartige Schloß Schenna, über dem der Iffinger, der höchste Berg dieser Gegend, mit seiner grotesken Spitze empor-

ragt und einzelne Häuser des Bades Verdins leuchten von der beträchtlichen Höhe hernieder.

Auf Sanct Zenoberg residirte König Heinrich, der wegen der Ansprüche seiner Gemahlin Anna von Böhmen diesen Titel führte. Der zweimalige Versuch, diese Ansprüche zu behaupten, wurde jedoch vereitelt. Seine Tochter war Margaretha, die Maultasche genannt, die ihm in zweiter Ehe mit Adelheid, des Herzogs von Braunschweig Tochter, geboren ward.

Ueber den Ursprung des Beinamens „Maultasche“, der in Tyrol noch jetzt volksthümlich ist, und mit dem man nicht nur die Herzogin Margaretha, sondern auch ihr Lieblingsschloß bei Terlan benennt, sind die Geschichtsforscher nicht einig. Viele erzählen, daß ihr Schwager, Stephan mit der Haste, ihr eine Ohrfeige gegeben, welches im Lande „eine Maultasche stecken“ heißt, weil sie ein heimliches Verständniß mit Oesterreich gegen Bayern unterhalten habe. Andere sprechen wieder von ihrem großen, aufgeworfenen Munde. So viel weiß man jedoch, daß schon 1256 ihr Schloß bei Terlan, in allen Verhandlungen, Maultasch genannt wurde, woher ihr Beiname am ersten abzuleiten wäre, wie z. B. Herzog Heinrich von Niederbayern von seinem Schlosse Natternberg der Natternberger hieß, und m. A. eben so. Im Jahr 1330 wurde Margaretha mit dem achtjährigen Johann von Mähren vermählt, dem zweiten Sohne Königs Johann von Böhmen. Aber im Jahr 1341 berief sie die Stände und erklärte, sie wolle ihren unmannbaren Herrn Herzog Hans aus dem Lande treiben, und sich mit einem andern kräftigen Herrn und Landesfürsten versehen. Am zweiten November führte sie diesen Vorsatz aus, und vermählte sich mit Markgraf Ludwig von Brandenburg, Herzog in Bayern, dem Sohne Kaiser Ludwigs des Bayern. Am 10 Februar 1342 wurde das Bei-

lager vollzogen, wozu der Kaiser selbst mit zwei Söhnen, dann zwei Herzoge von Teck, die Bischöfe von Freising, Regensburg und Augsburg, die Grafen von Schwarzburg, Görtz, Werdenberg, Kirchberg, Katzenellenbogen u. s. w. in glänzendem Zug über den Jauffen kamen. Ludwig wufste sich in Ansehen zu setzen, und machte die erste Landesordnung in Meran bekannt. Margaretha aber war es, die nach dem Tod ihres Sohnes Meinhard, im Jahr 1363, zu Botzen Tyrol an Oesterreich übergab.

Von dieser Fürstin sind viele Sagen unter dem Volke verbreitet, besonders solche, die sich auf ihre Liebeshändel beziehen. Viele Chronisten erzählen von ihr, was man von verschiedenen Fürstinnen des Mittelalters berichtet, dafs sie nämlich sich schöne Jünglinge zum sinnlichen Genufs auserkoren haben soll, die sie dann im Bette selbst erwürgte, um ihre Lüste in tiefes Geheimnifs zu hüllen. Bekannter, aber minder grausam sind folgende Züge.

Im Gerichte Genesien, nahe bei ihrer Lieblingsburg zu Terlan, in der reizendsten Gegend, hatte ein ihr ergebener Ritter, Hans Goldegger, auf einem ihm zugehörigen Maierhofe drei leibeigene Brüder von besonderer Gröfse, Schönheit und Stärke. Diese erhielten von Margaretha für ihren Stand und ihre Zeit sonderbare Befreiungen von Gerichtszwang, Frohnden und Abgaben, wie auch Geschenke als Minnesold. Ihre Nachkommen sind die Freisassen von Goldeck. Aus gleicher Absicht und Quelle flofs ihr Freiheitsbrief für die Passeyrer. Oft hielt sie sich unter ihnen auf. Im Januar 1363, nur wenige Tage, bevor sie die Regierung an die Herzoge von Oesterreich übergab, verlieh sie den Passeyrern das Weiderecht an beiden Ufern der Etsch bis an die Eysack, von der Passer an. Auch durfte keiner von ihnen „verlegt“ (verhaftet, gepfändet) werden; dagegen sollten sie der landesfürstlichen Kammer Salz,

Wildpret und Wein über den Jauffen zuführen, und um ihre Fürstin und Fürsten, als deren „nächste Kämmerer“ seyn, wenn sie zu Felde zögen. Noch zeigt man im Schlosse St. Petersberg eine finstere Thurmkammer, worin sie ihr erster Gemahl wegen ihrer Liebeshändel einkerkerte, woraus sie aber zu Bischof Leopold von Freising entwichte. —

Auf S. Zenoberg befindet sich noch ein merkwürdiges Portal aus rothem Sandstein, von welchem ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde.

Man wendet sich von hier links und steigt den nicht steilen Rücken des Küchelbergs gemächlich hinan. Der Weg zieht sich zwischen Weingärten hin, und nach einer Stunde hat man das Dorf Tyrol erreicht, das eine tiefe Schlucht vom Schlosse trennt. Das reinliche Wirthshaus lädt zur Ruhe ein, man läßt sich „den frischen Butter“ reichen, das ist halb zu Butter geschlagener dicker Rahm, ein zwar wohlschmeckendes und erfrischendes Gericht, bei dessen Genuß man aber während zu großer Erhitzung besonders vorsichtig seyn muß.

Am Rande der Schlucht, im Halbkreise, setzt man nun seinen Weg nach dem Schlosse fort. Unten erblickt man die Ruine der Brannenburg und erreicht bald einen durch den Felsen gesprengten Weg, das sogenannte Knappenloch, bei dessen Ausgange man den ältern Theil des Schlosses in Ruinen vor sich liegen sieht. Hinter demselben erblickt man ähnliche Erdpyramiden, wie bei Lengmons auf dem Ritten *), doch sind diese weder so ansehnlich noch in so großer Anzahl.

Die römische Pflanzung an diesem Orte, welche durch alte Schriftsteller hinlänglich dargethan ist, hieß Teriolis. Der Name Tyrol kommt im Jahr 1140 zum ersten Mal urkundlich vor.

*) S. Botzen.

Gleich beim Eintritt in das Schloß fallen uns zwei Portale auf, dem ähnlich, welches wir schon auf S. Zenoberg sahen. Viele Ausleger waren bemüht, uns diese Zeichen und Embleme zu erklären; wir wollen uns begnügen, die Erklärung des berühmten Herrn von Hammer hieher zu setzen, weil sie uns den Gegenstand so klar enthüllt, als man es von diesem tiefen Forscher in den Fundgruben des Orients erwarten kann, während andere Ausleger ins Unge-
wisse umherschweiften, und mehr verwirrten, als entzifferten.

Die Portale auf Schloß Tyrol sind von weißem Marmor, und von diesen so wie von dem Portal auf S. Zenoberg sind genaue Zeichnungen diesem Buche beigegeben. *)

Herr von Hammer glaubt, daß diese seltsamen Figuren eben so wenig als andere dergleichen, welche sich an Kirchen und verschiedenen Denkmälern des 12ten und 13ten Jahrhunderts befinden, bedeutungslose Ausgeburten willkürlicher Phantasie der Bildner, sondern symbolische Vorstellungen einer architektonischen oder eigentlich gnostischen Geheimlehre sind, deren Daseyn schon Stieglitz in seinem Werke von alter deutscher Baukunst bewährt hat, und Hammer selbst noch früher im *Mysterio Baphometis revelato* angedeutet hatte. —

Die Baukunst behauptete den ersten Rang unter den freien Künsten, und der Ausbund aller Weisheit war die Gnosis, deren Philosopheme im Widerspruch mit den Lehren geoffenbarter Religion durch solche Bildwerke symbolisch auf eine nur für den Eingeweihten verständliche Weise dargestellt wurden. Die Löwen, Hyänen, Greife sind Symbole der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft. Die beiden unten rechts und links im vorletzten Felde verwisch-

*) S. die Anlagen.

ten Figuren sind der mit dem gnostischen Gürtel umgürtete Meister, der den Jünger bei der Hand führt. Das Gesicht des Gekreuzigten ist im Original eine hässliche Jaldabaothsfratze. Der Weltdrache verschlingt den Menschen als Kind, wenn ihn nicht die Gnosis errettet. Gerade dem Weltdrachen gegenüber ist die Vorstellung des Sündenfalls, welcher aber vom Gnostiker ganz im entgegengesetzten Sinne verstanden wird. Der Gegensatz der beiden gnostischen Symbole der Schlange, als des guten, leitenden Princip, und des Drachen, als des bösen, alles verschlingenden Weltlaufs, ist hier sehr deutlich gegenübergestellt. Unter dem Weltdrachen sehen wir einen andern feuerspeienden Drachen, vom Adler oder Phönix bekämpft, gewöhnlich mit der Umschrift: *Volo Eoi* (ich fliege ins Morgenroth). Diefs ist ein freundliches Symbol. Oberhalb des Sündenfalls bezwingt ein rüstiger Kämpfer (Gnostiker) einen Löwen und einen Eber, die weltliche und geistliche Macht. Durch die dem Centaur ähnliche Figur wird die Vermischung des Gnostikers mit der Welt, insoweit diese zu seinen Zwecken unumgänglich nöthig, angedeutet. — Soviel über eine Merkwürdigkeit, welche gewifs eines jeden Reisenden Aufmerksamkeit anzuziehen im Stande ist. Die Zimmer und Säle in diesem Schloß enthalten nichts Sehenswürdiges mehr. Das Ganze ist nothdürftig gegen den Verfall geschützt, keineswegs aber zur Wohnung für den Landesherrn eingerichtet. Ein Vetter des Sandwirths ist Schloßhauptmann, und hat diese Ernennung wohl hauptsächlich nur dem Namen „Hofer“ zu danken.

Aus den Fenstern genießt man einer herrlichen Aussicht über das Etschthal seiner ganzen Länge nach. Der Fels, auf dem das Schloß steht, ist durch Bergwasser von dem übrigen Gebirge losgerissen, und es ist denkbar, daß er einst in das Thal hinunterstürzen könne. Die ältesten Leute wissen sich aber nicht zu

erinnern, daß in seiner Gestalt und Lage sich das Geringsste verändert habe, und mithin dürfte die Erfüllung jener Vorhersagung wohl noch in sehr weitem Felde seyn.

Wir stiegen über St. Peter hinunter, ein westlich unter dem Schlosse gelegenes Kirchdorf, und hatten hier bei jeder Biegung des Weges eine andere überraschende Ansicht des herrlichen Thales. Ueber Gratsch, an den untern Weingütern des Küchelbergs vorüber, erreichten wir spät am Abend Meran.

Für das schönste Schloß der Gegend wird gemeinhin Löwenberg gehalten, welches ehemals der alten Grafen Fuchs Eigenthum war, die auch die Jauffenburg am Ende des Passeyerthals besaßen. Sie waren die reichsten Edelleute der Gegend. Die Jauffenburg und Schloß Löwenberg sind so gelegen, daß man sie aus den Fenstern wechselseitig erblicken kann, und wenn die alten Grafen darin Banket hielten, so wurde ein Zeichen vom Truchseß ertheilt, damit die Gesundheit zu gleicher Zeit in beiden Schlössern ausgebracht werden konnte.

Löwenberg liegt auf einer mässigen Höhe, die ganz mit Wein bepflanzt ist. Um das Schloß herum ziehen sich Terrassen, die zu Gärten benützt sind, worin außer einer Menge der herrlichsten Blumen auch Citronen, Orangen, edle Feigen und Granaten gedeihen. Ebene findet man hier oben nicht, und um diesen Garten nach allen Richtungen zu durchstreifen, muß man treppauf und ab wandern. Das Schloß soll über achtzig Zimmer enthalten, von denen aber mehr als die Hälfte unausgebaut und unbewohnbar ist. Ueberall findet man das Wappen der frühern Besitzer angebracht, zwei aufrechtstehende Füchse in Stein gehauen. Hinter dem Schloß ist ein Plätzchen zum Belvedere eingerichtet worden; wo aber wäre hier kein Belvedere? Interessanter waren mir in dieser südlichen, durchweg heitern Gegend einige ernste

Fichten, die sich mitten aus dem Castanien- und Nusslaub an der Berghalde erhoben, und deren tieferes Grün der Landschaft einen Reiz mehr gab.

Schenna, die alte Hofhaltung der Grafen von Lichtenstein, jenseits der Passer, am Eingange des Passeyerthales gelegen, entspricht viel mehr dem Begriff eines mittelalterlichen Schlosses, wie das eben genannte, und es ist dabei wohnlicher. Es erhebt sich mit seinem runden Gemäuer, auf terrassenförmig sanft ansteigenden Hügeln, zu solch beträchtlicher Höhe, daß es das ganze Mittelgebirge beherrscht. Es hat noch seine Brücken und Thore, seine gewölbten Gänge und Zwinger, seine Rüstkammer, Verliese und weiten Hallen. Ja, ich bin der Meinung, daß ein Sonntagskind in solchen alten Burgen gar leichtlich den Burggeist kennen lernen würde, dessen Bekanntschaft wir armen gewöhnlichen Erdensöhne nicht zu machen verstehen. Der jetzige Besitzer, Herr Doctor von Goldrainer, ist ein Mann, der die Geschichte seines Landes gründlich kennt, und neben einer gastfreundlichen Aufnahme es auch an belehrender Unterhaltung nicht fehlen läßt. Ihm verdanke ich nachstehende Notiz über den Ursprung der Bewohner von Tyrol, die mir nicht uninteressant scheint. Die Verschiedenheit der Menschenracen ist, nach Herrn von Goldrainer, so auffallend in Tyrol, wie in keinem andern Lande, und erschreibt sie der großen Völkerwanderung zu, die sich Tyrols als Felsenbrücke zwischen Deutschland und Italien bediente.

Die Formation und Färbung des Gesicht- und Körperbaues der Ober- und Unter-Innthaler scheinen durchgehend mit wenigen Ausnahmen jene der Bojoaren zu seyn, die Lechthaler ausgenommen, die wegen ihrer schwärzlichen Hautfarbe den alten Rhätiern ähnlich sind. Bis nach Nauders (Anfang des Vintschgaus gegen Westen) einschließlic, reicht diese bojoarische Körperformation, das angränzende Unterengaddin
ist

ist hingegen offenbar rhätisch; eine gemischte Abart von beiden bewohnt das Thal von Nauders bis Laas. Von Laas bis Latsch sieht man den mongolischen Schädelbau; von Latsch bis Botzen herrscht die rein-deutsche, blonde Formation vor, wie man sie im Norden, in Lievland etwa, wieder findet. Im Thal Ulten, so wie im Nonsberg (Val di Non) und Sulzberg (Val di Sol) finden wir wieder alte Rhätier oder die romanische Formation. In Deutsch-Ofen bei Botzen zeigt Körperbau und Sprache den ächt schwäbischen Ursprung; von Botzen bis zur südlichen Gränze findet sich die italienisch-lombardische Formation. Von Botzen nordwärts nach Brixen ist wieder die deutsch-lievländische vorherrschend. In Gröden sehen wir altromanische Formationen, die sich auch in der Sprache kund geben. Von Brixen über Sterzing auf den Brenner herrscht hingegen die deutsch-lievländische Formation wieder vor; von Brixen bis zur Gränze von Kärnthen die wendische mit der deutschen vermischt; dagegen Buchenstein und Enneberg wieder alte Romaner oder Rhätier zeigen, so wie Ampezzo Lombarden. Tessino und die Sette Comuni sind offenbar Deutsche.

Es scheint also, daß die in Tyrol ältesten romanischen oder rhätischen Völker sich vor den siegenden Horden, bei ihrem alles verheerenden Durchzuge, in die entlegensten Thäler und Gauen geflüchtet haben und nur einzelne Häuflein in den fruchtbaren Thälern zurückließen. Aus eben dieser Quelle lassen sich auch die verschiedenen, uralten Kleidertrachten und seltsamen Gebietsgebräuche erklären *).

Wenn wir uns Meran als die Hauptstadt, und Schloß Tyrol als die Residenz dieses merkwürdigen

*) Eine ähnliche Ansicht, jedoch von der Sprachverschiedenheit ausgehend, hat der Prälat von Wilten in der Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg dargethan.

Landes denken, so müssen wir Obermais für den Faubourg St. Germain, den Sitz der hohen Aristokratie annehmen, denn hier reiht sich Schloß an Schloß, Edelsitz an Edelsitz. Man denke sich jedoch keine Paläste in langen Reihen, keine italienischen Villen mit üppigen Laubgängen darunter. Alles trägt hier den Charakter des Mittelalters, des Gebirgslandes, eine rohe Kraft spricht sich hier überall aus, ein Trotz, ein sicheres Wesen, eine Naivetät endlich. Man muß es sehen um einen Begriff davon zu haben. Ein alter, dicker viereckiger Thurm und ein niedriges, etwas verfallenes Wirthschaftsgebäude daran, das ist der Edelsitz. Hat der dicke Thurm an seinen Enden runde Thürmchen etwa, läuft ein Graben, eine Mauer ringsum, so ist das Schloß fertig.

Ich bin nicht gesonnen meine Leser auf alle jene Plätze zu führen, die ich bei längerer Anwesenheit in Meran lieb gewonnen habe, noch weniger aber sie mit einer Beschreibung derselben zu ermüden. Bemerken will ich nur noch, daß Labers, ein großes, modernes Schloß, seiner Lage wegen merkwürdig ist, weil man hier den sogenannten Naiferbruch, jenen Bergsturz in der Nähe sieht, der um das Jahr 800 das alte Maja zerstörte. Damals floss die Passer hier vorüber, durch die herabstürzenden Felsmassen wurde sie aber gezwungen, eine ihrem Laufe ziemlich unbequeme Wendung zu nehmen. Winkel ebenfalls ein schönes, modernes Gebäude liegt inmitten seiner reichen Weingüter, fast in der Ebene und hat eine überaus freundliche Lage. Das alte Rubein, nur klein und unbedeutend, zeigt viel Anziehendes für stille Gemüther und ist mit malerischen Cypressen, den Einzigen in dieser Gegend, geschmückt. Rametz wird in diesem Augenblicke von seinem neuen Besitzer, den Professor Flarer in Pavia, einem geborenen Tyroler, nach der Art einer italienischen Villa

eingerrichtet. Auch trifft er Vorkehrungen, um die Seidenzucht, die schon vormals hier geblüht haben soll und nur durch den Weinbau verdrängt wurde, wieder zu beleben. Von Obermais hat man die herrlichste Ansicht auf Meran selbst, welches jenseits der Passer, den untern Abhang des Küchelbergs hinansteigt, von der himmelhohen Mutt, mit ihren feinen und zierlich gekanteten Zacken und Spitzen, wie Steinarbeit an einem gothischen Münster, bewacht und gehütet.

Bei Rametz vorbei, über die Brücke, schreitet man dem Gelände zu, das sich an der Seite des Freibergs hinzieht, wo einige reiche Bauern, Freibauern genannt, ihre stattlichen Höfe, von Wiesen und Feldern umgeben, besitzen. Hier ist das beste Kornland der Gegend, eine Seltenheit in dem südlichen Tyrol. Der Weg führt allmählich auf die Höhe des Felsens, von dem die alte Fragsburg (*Trifragium*), die am höchsten gelegene Veste weit und breit, auf zwei unter ihr liegende Schlösser, Katzenstein und Neuberg, stolz herabschaut. Sie ist noch ganz so, wie sie uns aus dem Mittelalter überkommen ist und dabei durchaus wohnlich und traut. Schon im Jahre 1356 wurde sie den Rittern Otto von Aur als Lehn gegeben. Die letzten Besitzer, aus dem gräflichen Geschlechte derer von Mamming, waren genöthigt ihren durch Jahrhunderte angestammten Wohnsitz zu verkaufen, und so kam er in die Hände eines wackern Mannes, der, als geborener Tyroler, stets die sehnlichsten Blicke nach den heimathlichen Bergen sandte, und hier für sein Alter sich einen Ruheplatz zu gründen hoffte. Es ist dieß mein Freund Cornet, einer angesehenen Tyroler Familie entsprossen, die aus den Niederlanden dort einwanderte, der, nachdem er seine Studien beendet hatte, sich der schönen Kunst des Gesangs widmete, und jetzt, eine Zierde

des deutschen Theaters, als Hofopernregisseur in Braunschweig lebt.

Der obere Theil des Felsens, auf welchem sich das Schloß erhebt, ist beschwerlich zu erklimmen; ist man jedoch oben, so wird man durch den überraschendsten Anblick belohnt. Eine anmuthige Ebene, von beträchtlichem Umfange, wie man sie hier nicht vermuthete, dehnt sich vor uns aus; sie ist mit Korn und türkischem Weizen besäet, und Obstbäume durchziehen und umsäumen die Aecker. Im Hintergrund erhebt sich ein prächtig bewaldeter Felsen, von dessen Höhe sich ein Wasserfall stürzt, und malerisch zerstreut liegen Häuser umher, hier die Mühle, dort die Wohnung des Geistlichen, des Pächters, die Ställe und Scheunen. Alles freundlich und schön. Wo der Fels sich schroff ins Thal senkt, an seiner äußersten Spitze, aus einem Walde riesengroßer Castanienbäume, erhebt sich das Schloß selbst, aus festen Quadern gebaut, von einer etwas verfallenen Mauer umgeben, welche jedoch dem malerischen Eindrucke des Ganzen keinen Abbruch thut. Wenn man diese letzte Höhe erklimmen hat, gelangt man an einem mit Epheu bedeckten Abhange, welchen Ziegen umklettern, vorüber, zum Einlaßthore, und befindet sich nun in dem etwas abschüssigen, engen Schloßhofe, den die Wohngebäude nach zwei Seiten, die verfallene Mauer nach den zwei andern einschließen, und woran sich ein kleines Küchengärtchen schließt, worin der alte, wackere Schloßhauptmann, ein Schwager des Besitzers, seinen Hausbedarf an Spargeln, Artischocken und andern würz- und nahrhaften Gemüsen und Pflanzen zieht. Einige wilde Feigen, die aus dem Gemäuer emporwuchern und ein ungarischer Kirschenbaum, dieß ist der ganze botanische Reichthum dieser Höhe.

Ein offener Bogengang mit schlanken, gothischen Säulen von weißem Marmor verbindet den ältern

Theil des Schlosses mit dem neuern, der aus einem massiven, viereckigen Thurme besteht, welcher in das Etschthal hinabsieht. Hier befindet sich ein großes Zimmer, das nach allen Seiten hin die herrlichste Aussicht zeigt, da der Thurm die höchste Lage hat und auf der äußersten Spitze des Felsens erbaut ist. Dieß ist an einem freundlichen Tage entzückend, aber Nachts, wenn die Stürme sich erheben und aus den Klüften heranbrausen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Thurm, so fest und stolz er uns beim Sonnenlicht erschienen war, der nun schon Jahrhunderte auf seiner Höhe überdauerte, plötzlich vom Wirbel erfaßt und in den Abgrund geschleudert werden könnte. Ich brachte eine schlaflose Nacht in diesem Gemache zu, und erinnere mich nie, weder am Meere noch auf Bergen, dieses Geheul, dieses Rasen des Sturmes vernommen zu haben. Am andern Morgen versicherten zwar alle Bewohner des Schlosses, daß seit Menschengedenken kein solcher Orkan stattgefunden, aber ich glaube mit Bestimmtheit durch die Lage des Thurmsalons, worin ich übernachtete, noch die allerstärkste Wirkung desselben erprobt zu haben. Später, als ich in einem Zimmer des alten Schlosses, nach der Bergebene hin, mein Quartier genommen, zogen oftmals bei Nacht und bei Tage recht starke Unwetter über die grauen Zinnen der alten Fragsburg hinweg, ohne daß es mich besonders ergriffen hätte. Hatten sich die Gewitterwolken verzogen, so machte es einen sonderbaren Eindruck, die nächsten Höhen, mit dünnen Schneelagen bedeckt zu sehen, die jedoch bald vor dem siegenden Strahle der Sonne wieder verschwanden.

Das Innere des Schlosses ist unverändert, wie es das Mittelalter erschaffen hat, und da es dabei sehr wohnlich erhalten wurde, so macht dieß einen um so angenehmeren Eindruck, da andere Schlösser ihre

Zuflucht zu Tapeten, Gobelins und Malereien nehmen mußten, die nun verschossen und unscheinbar, neben dem Fremdartigen und Unpassenden auch den Gedanken an unzulängliche Mittel und Verfall aufkeimen lassen.

Zuerst betritt man die Halle mit dicken Mauern und Bogen und mächtigen Schleudern, für die Ewigkeit erbaut, die Fenster mit kleinen runden Scheiben, woran sich der Epheu hinaufrankt. Hier wohnten die alten Grafen von Mamming, mit ihren Hausfrauen und Kindern, deren Bilder die hohen Wände noch jetzt zieren. Ich liefs oft meine Blicke auf diesen längst verfallenen Gesichtern ruhen, die uns die Kunst in ihrer Lebensfrische hier aufbewahrt hat. Ich konnte mich in ihre Zeit hineindenken, in das Leben, das sie hier oben führten. Ein solcher Wohnsitz wäre sehr geeignet für unsere historischen Novellendichter, denn das nährt bedeutend Walter Scott'schen Geist, sollte ich meinen. In dieser reichhaltigen Galerie von Portraits wurde mir die Veredlung der Race recht anschaulich. Ein einziges schönes Weib wirkte fort bis ins zehnte Glied. Alle Mammings vom vierzehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert waren wüste, zum Theil abstoßende Gesichter, da freite einer von ihnen die schöne Gräfin Spaur, deren Bild noch jetzt nach dreihundert Jahren einen himmlischen Eindruck auf mich machte, und sogleich gestaltet sich das gräfliche Geschlecht edler, die Adlernasen verschwinden, die hängende Unterlippe weicht zurück, der Blick hebt sich und wird menschlicher. Diefs dauert fort, bis ein hübscher Mamming auf den unseligen Einfall kam, eine kleine, gezierte Puppe zur Frau zu nehmen, mit einem bitterbösen Gesichte, und sogleich verschwindet die Herrlichkeit wieder. Dazu kommt nun noch, daß die Kleidung auch geschmacklos wird; die stattlichen, prächtigen Gewande aus den Zeiten des dreizehnten

und vierzehnten Ludwig, die selbst bis in diese Gegend sich verbreiteten, verdrängt der Harnisch als Weste unter dem bordirten Rocke, und die Allongeperücke, bis endlich die süßliche Mode unter Ludwig XVI. beginnt, und mit dieser Entartung die Gesichter alle Bedeutung, und das Geschlecht bald darauf seine Burg verliert.

Nach alter gastlicher Sitte stößt an die Halle die geräumige Küche mit ihren Nebengemächern, offen und unversteckt, damit der gesunde Duft der unverkünstelten Speisen zu den Tafelnden dringe und ihren Appetit reg erhalte. Nach Osten dehnt sich der Prunksaal aus, mit hohen Bogenfenstern, im Uebrigen mit Eichenholz getäfelt, schlicht und einfach. An den Wänden laufen geschnitzte Bänke hin und plumpe lange Tische stehen davor. Quer durch den Saal ist eine Abtheilung, die ihm ungefähr ein Viertel seiner Länge entzieht. Hier waren vielleicht bei Gelagen die Schenktische errichtet, oder es standen Ruhebetten darin, um nach eingenommenem Mahle zum Schlummer zu laden. Zwei ähnlich getäfelte Zimmer stoßen an den Saal, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Fremden dienten. Aus dem einen steigt man in die freundliche Capelle, wo jeden Sonntag durch den Burgcaplan für alle Bauern des Freibergs Messe gelesen wird.

Die Wohngemächer des Burgherrn liegen auf der südlichen Seite der Halle, und es bringt in diesen Räumen, denen durchweg das Gepräge einer längst-verschwundenen, rauheren Zeit aufgedrückt ist, einen seltsamen Contrast hervor, hier Cornet den Sänger und seine Frau die Sängerin, in gutgetroffenen Lithographien, von dem Maler Kitzerow in Hamburg, an der Wand zu erblicken.

Das Leben, das auf einer solchen Burg geführt wird, ist das einfachste von der Welt. Man steht früh auf und geht früh schlafen; denn schon um

neun Uhr Abends wurden die großen Hofthore geschlossen. Ein Gang zum Wasserfall oder in die untern Regionen des Waldbergs, der ziemlich beschwerliche Felsenweg rings um die Burg, und ein Besuch bei dem reichen Hallbauern, eine Viertelstunde unter Fragsburg, das waren die Partien die man von hier aus machen konnte. Sonntags ging etwas lebendiger zu. Am frühen Morgen schon ritt der Burgcaplan, der gewöhnlich in Meran residirte, auf seinem kleinen Pferde herauf, und die Buben und Mägde im stattlichen Sonntagsputze klangen von allen Seiten nach, durch Büsche und Felsen, und sahen in ihrer bunten Tracht, von der Höhe gesehen, wie Blumen aus. Sie gruppirten sich hie und da und hatten sich gar mancherlei zu erzählen, bis zur Messe geläutet wurde. Kaum erschallte der erste Ton, so schritten sie alle über den Hof, der geöffneten Capelle zu, und auch die Alten erschienen nun, Männer und Frauen und grüßten freundlich, und die Anzahl der Andächtigen war manchmal so groß, daß der Raum sie nicht zu fassen vermochte. War die Messe beendigt, so nahm der Geistliche das Frühstück bei uns, und einige von den Nachbarn kamen hinzu, um über ihre Interessen manches zu plaudern. Nun langten auch wohl Gäste aus Meran an, welche ihren Sonntag auf dieser Höhe halten wollten und theilten unser ländliches Mahl. Nachmittags kamen die Knechte und Mägde des Baumanns (Pächters) und baten um die Erlaubniß tanzen zu dürfen, die ihnen mit Bereitwilligkeit ertheilt wurde. Und nun erschienen zwei Zithern und ein Schwegel, *) und alles drehte sich lustig im Kreise. Der Gebirgs-ländler wurde hier jedoch nicht mehr getanzt, jener muntere, originelle Dreher, der Fandango der Alpen, der im Zillérthal und in dem bayerischen Gebirge

*) Tyroler Pfeife.

meine Lust ausmachte. Nur wenige kannten ihn hier; es waren solche, welche Reisen gemacht hatten. Sie nannten es „bayerisch tanzen“ und die Mädchen mochten sich gar nicht dazu verstehen. Ihr Tanz war ein monotoner Walzer, der jedoch so lange anhielt, bis Tänzer und Tänzerin vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Um sieben Uhr war dieser ländliche Ball geendet; die Knechte gingen zum Nachtmahl, und die Gäste aus Meran traten ihre Heimreise an.

Mit Ausnahme eines solchen Sonntags blieb es aber stets einsam hier oben. Wollte man Menschen sehen, so mußte man auf Wiese oder Feld gehen, wo die Knechte und Mägde arbeiteten. So einsylbig auch ihre Unterhaltung war, so wurde sie doch oftmals zum Bedürfnis. In solchen Stimmungen war jeder Besuch willkommen, selbst ein Bettler, der dann und wann den Felsen erstieg, um an der offenen Pforte des Schlosses ein Almosen zu erflehen. Abends, wenn der Ziegenhirt seine Heerde mit lautem Geschrei aus dem Bergwald herabtrieb und von einer Felsspitze zur andern in kühnen Sprüngen setzte, die man bei Franconi bewundert haben würde, heiterte es die Bewohner der alten Burg auf, einmal die Stille wieder durch ein munteres Wesen belebt zu sehen. Kam dann der Hirt, ein hübscher, schlanker Bursch, halbnackt, in seinen malerischen Lumpen, zum Thor herein, um mit seiner Mutter zu sprechen, die bei uns im Schlosse war, so erschien er wie ein ersehnter Gast. Diese guten Leute waren aus Hafling, auf der Höhe des Berges gelegen, wohin man von Fragsburg noch zwei gute Stunden zu steigen hatte. Die Mutter war eine arme Wittwe, die ein kleines Häuschen besaß und von dem Ertrage weniger Ziegen den ganzen Winter über mit ihren Kindern lebte. Im Sommer diente sie als Magd und ihre Knaben als Hirten. Die jungen Ziegen, die ihr

geboren wurden, verkaufte sie im Herbst und schaffte dafür Blende *) an, und diese so wie die Milch der alten Ziege waren ihre einzigen Nahrungsmittel. Sie war unermüdlich und ging mit schweren Lasten den Felsen an den steilsten Stellen hinunter nach Meran, wo man diesen Weg in einer Stunde zurücklegt, zu dem man gewöhnlich zwei Stunden gebraucht. Einen Berg von ein paar Stunden hinauf und herunter zu steigen, achten diese Leute für nichts. Als wir einmal mit dem Pächter im Walde waren und uns nahe bei Hafling befanden, luden wir ihn ein mit uns dort oben zu Mittag zu essen; er aber bat uns, ihm zu erlauben erst nach Hause zu laufen, um es den Seinigen zu sagen, daß sie ihn nicht erwarten möchten. Da er die steilen Stellen nicht scheute und im Bergsteigen behend war, so war er um zwölf richtig wieder bei uns, obgleich er uns erst um zehn verlassen hatte. Unsere arme Moidl (Marie) aus Hafling hatte noch einen kleinen Jungen von 6 Jahren oben in ihrem Häuschen, den sie stets auf drei Tage mit einem Brei von Blende und Milch zu versehen pflegte. Nach drei Tagen ging sie dann wieder zu ihm hinauf, um weiter für ihn zu sorgen; hatte er starken Appetit gehabt und war früher mit dem Proviant fertig geworden, so mußte er hungern, bis daß die Mutter kam, und kam die Mutter nicht zur rechten Zeit, so hungerte er auch länger, denn daß die andern ihm etwas gegeben hätten, daran war nicht zu denken, das waren selbst sehr arme Leute. Aber oben bleiben mußte er, denn wer würde sonst die Ziegen gehütet haben? Einmal Abends kam er doch noch ganz spät herunter nach Fragsburg; es war dem kleinen Jungen mit einem Male bang geworden, und er wollte die Mutter sehen. Wenn solch ein armes

*) Buchweizen.

Kind seine Mutter sehen will, muß es bei dunkelndem Abend, durch Wald und Felsen, zwei Stunden laufen, barfuß und mit leerem Magen! O die Glücklichen, die in den Alpen von Idyllen träumen, und hieherreisen können, um vorüberflatternd schöne Natur zu schlürfen! — Ich lebte vierzehn Tage in dieser anmuthigen, erfrischenden Einsamkeit; dann sehnte ich mich wieder nach Menschen. Meran, das stille, friedliche, mit seinem öden Spaziergange auf der Mauer, erschien mir wie eine wogende, lärmende Stadt. Es bereitete sich aber auch ein Fest darin vor; ein freundlich-erhabenes: das Frohnleichnamsfest. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, in dieser Gebirgsgegend einen ganz besondern Reiz haben müßte. Und nun bin ich überzeugt, daß selbst der, welcher den Papst, umgeben von dem höchsten Glanze der Klerisei, im Angesicht der Peterskirche, um Aegyptens alten Obelisk herumtragen sah, dennoch mit einem eigenen Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr in Untermais, durch Feigen- und Castanienalleen und über Rebenhügel, Thal auf und ab hielt, von seinen Schützen und der andächtigen Gemeinde umgeben.

III. Capitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Frohnleichnams-Processionen und andere Feierlichkeiten. — Der Heilige in der Kraxen. — Anton Immerhofer. — Hell. — Joseph Kleinhanns. — Maler. — Gelehrte. — Landbau. — Lebensweise im Etschlande. — Weinbau. — Spracheigenheiten. — Mittheilungen über eine Gletscherreise. — Der versunkene Mefsner. — Abschied von Meran. —

Ich stieg am frühesten Morgen mit meinem alten Schlofshauptmann vom Berge hernieder, der heute mit einigem Stolze die Burg verließ, um das Amt, wozu er berufen, würdig zu bekleiden. Es bestand darin, dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen, und dann an der großen Tafel, welche dieser gab, an seiner Seite den Platz zu nehmen. Nur in diesem einzigen Fall erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weißen Backenbart sauber gekämmt; dann vergafs er gern seiner Thaten unter Hofer und sprach von seiner alten Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansässig war, und von der Erstürmung von Belgrad, die er unter des großen Helden Gideon von Laudon Befehlen mitgemacht, und einem sehr ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn davongetragen. Wie wir so miteinander nach St. Valentin hinabstiegen, traf uns ein kalter Windstoß gerade

aus dem vor uns liegenden Passeyerthale und trieb uns eine Staubwolke entgegen, so daß wir beide die Augen schloßsen und reiben mußten. Wie mein alter Hauptmann sie wieder öffnete, sah er mich mit rothem Gesichte, wie verweint, an; ich dachte an sein Kriegerhandwerk während der Insurrection und an Hofers grünen Hosenträger im Nationalmuseum zu Innsbruck, und mir wurde ganz wehmüthig ums Herz, denn der weißbehaarte Fähnrich von Belgrad, nunmehriger Schleppträger des Pfarrherrn von Untermais, erschien mir mit einem Male ganz absonderlich ehrwürdig und sein Schicksal durchaus tragisch.

Wir hatten Meran erreicht und trennten uns, indem ich über die Passer ging, die brausend durch die Brücke tost, er aber abbog, um die heitern Weinberge nach Mais emporzusteigen. Auf dem Platze vor dem Kloster der englischen Fräulein war ein Altar errichtet, und dienende Schwestern waren damit beschäftigt, ihn mit hohen Kerzen, Blumen und Bildern zu schmücken, während Knaben ringsumher junge Baumstämmchen an die Häuser lehnten und mit Stricken festbanden, denn der rauhe Wind aus Passeyer hatte sich noch immer nicht gelegt. Die Klosterpforte war geöffnet, und selbst die Fräulein in wehenden, schwarzseidenen Mänteln gingen ab und zu, um das fromme Werk zu fördern und den Schwestern zur Hand zu gehen.

Das Geläute vieler Glocken, das Schiessen von den Höhen und das Herbeiströmen des Volkes, deuteten an, daß die Procession begonnen habe. Selbst volkreichere Städte haben wohl kein buntscheckigeres Gewimmel aufzuweisen, als Meran bei dieser Gelegenheit. Die Landbewohner im Etschthale, in der nächsten Umgebung der Stadt, kleiden sich in heitere, lebhaftere Farben. Die braune Jacke ziert ein breiter, scharlachrother Umschlag, fast wie die Revers einer Uniform gestaltet, und über dem Brustlatz von der-

selben Farbe liegt der grasgrüne, sehr breite Hosen-träger von Seide, der jenen fast gänzlich bedeckt; um den Hals ist ein großes Stück schwarzen Flors locker, in künstlichen Knoten geschlungen, so daß man den starken, hohen Hals bloß daraus hervor-ragen sieht. Die schwarzledernen, knappen Bein-kleider reichen bis oberhalb des Kniegelenks, das bis zur Wade entblößt ist; von hier an schließt sich ein dicker, weißer oder violetter Strumpf; den Fuß bekleiden rund zugeschnittene Schuhe. Zu dieser auffallenden, zierlichen Tracht wird von den Jung-gelesen ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopf aufgesetzt, von hellapfelgrüner Farbe, mit breiten grasgrünen Bändern eingefasst, worunter das lange, oft gelockte Haar hervorsieht. Die verheiratheten Männer tragen schwarze Hüte von gleicher Form. Sind nun alle Männer des Thals auf diese Weise uniformirt, so waltet bei den Weibern eine desto größere Verschiedenheit ob. Alle tragen aber sehr lange, schwere Röcke, was sie unter den andern Tyroler Trachten nicht eben sehr empfehlend aus-zeichnet. Der Kopfputz besteht auch hier größtentheils in den durch ganz Tyrol verbreiteten schwer-fälligen Hauben von gestrickter Wolle, welche einer Grenadierbärenmütze nicht unähnlich sehen. Bald sind sie glänzend weiß, bald dunkelblau, bald schwarz. In einigen Gegenden, wie im Passeyer Thale, werden sie flacher getragen und kommen dann einem Tur-bane gleich; auch zieren sie dort einige schmale, buntfarbige Streifen. Viele Weiber trugen auch schwarze Filzhüte mit hohem Kopf und schmalem Rande, wie in Salzburg und andern Gegenden. Der spitze Tyrolerhut der nördlichen Thäler wird hier nicht gesehen, dafür aber die alte Botzener Haube von gestreiftem, schwarzem Flor, mit der tiefen Schneppe und den dreieckigen Fledermausflügeln, die einer hohen, zarten Stirne nicht uneben ansteht

und manchmal, nach allerältester Mode, in einer sogenannten Krone sich endigt, welche aus einem Geflecht von rothem Bande, in Schneckenhausform besteht, von einem Strausse künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt, den eine große, dicke Prachtnadel von Silber, die Krone durchstechend, festhält. Dieser zierlichste Kopfputz war jedoch selten, weil er — nicht mehr Mode ist. Sollte man wohl glauben, daß diese auch hier so tyrannisch ihre Gesetze gibt?

Aus den benachbarten Thälern waren nur wenige erschienen. Einige aus dem Sarnthal in grellrothen Jacken fehlten nicht, und selbst aus Hafling hatten sich Männer eingestellt: arme Leute, in ernsterer, wilderer Tracht, mehr Nacktes an ihnen sichtbar, kurze, offene Wämser, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die Aufschläge schwarz, mit schmaler, gelber Einfassung, die breiten Hosenträger von Leder und die Hüte ebenfalls schwarz. Die Gesichter waren sonneverbrannt, stark gerunzelt und nicht so wohlgenährt als bei den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyrer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen Tyroler Alpenfamilie, waren ganz daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhard, dem Hauptort ihres Thales.

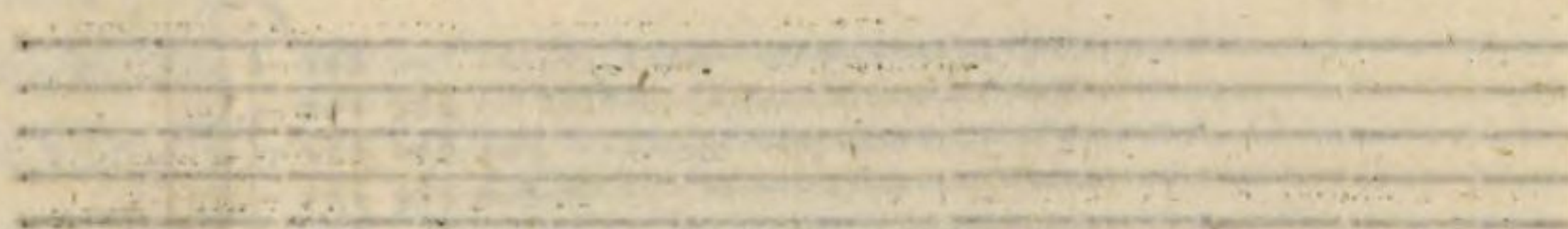
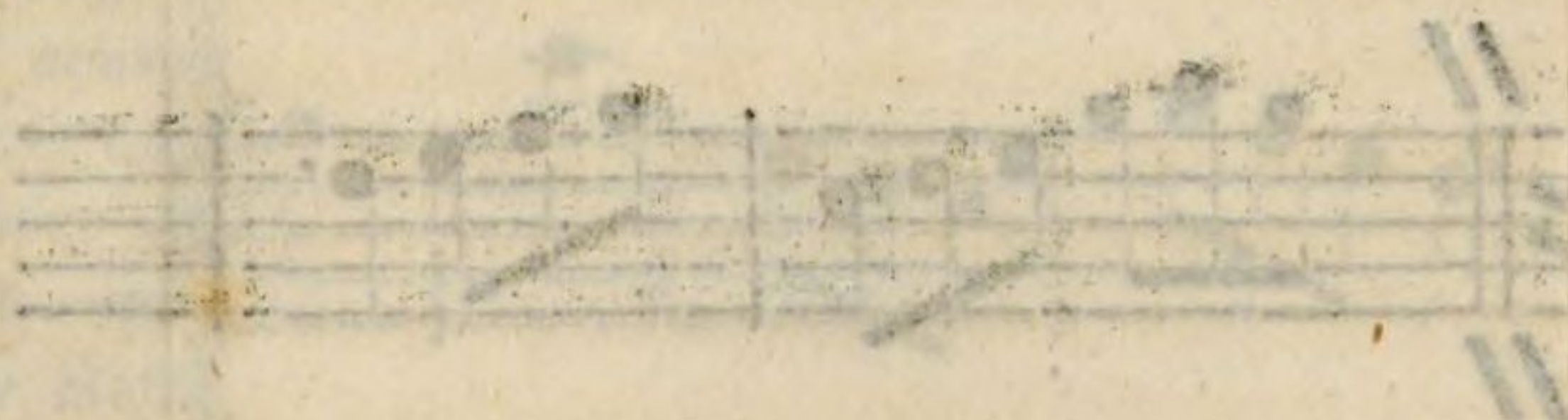
In Meran fanden zwei Processionen statt. Die erste zog von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirte; die zweite ging durch die Stadt, und der infulirte Abt von Marienberg, Benedictinerordens, hielt hier die Evangelien.

Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang, dann folgte der bunte Zug der Landleute, dem sich die Schützen anschlossen. Diese hatten ihre grünen Hüte an einer Seite aufgekrämpt und

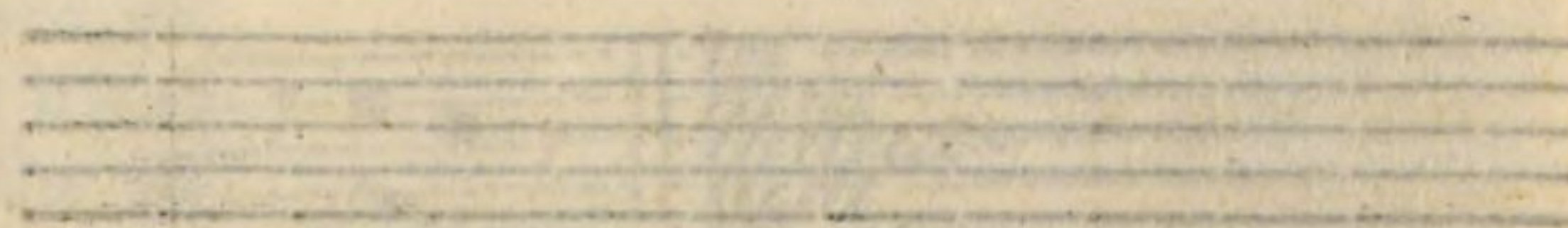
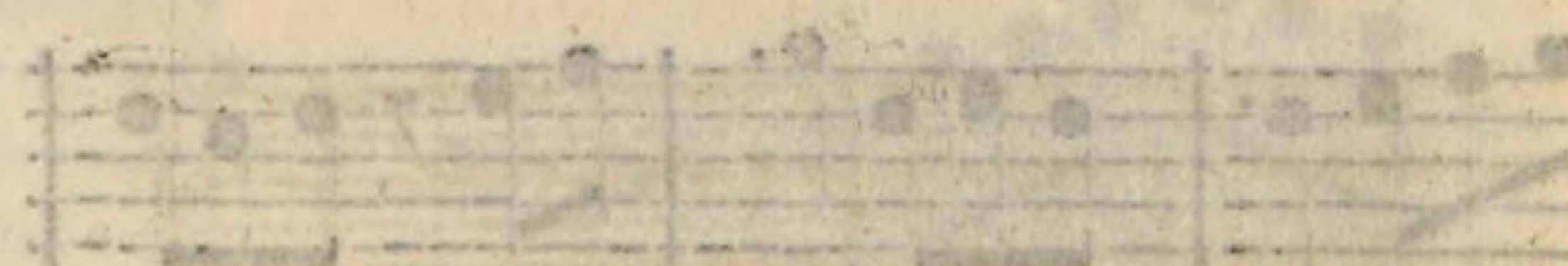
mit einer weissen und grünen Cocarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Lauf ihrer langen Röhre steckten ebenfalls grosse Blumensträuße. Voran marschirte der Commandant, ein hochgewachsener, alter Bauer mit einem markirten Gesichte, eine seidene Schärpe um, und ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Es war der einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schützen waren insgesamt junge, wunderschöne Bursche in grünen Hüten. Nach dem Commandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andre mit den tyrolischen Farben, weissen und roth, getragen; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern waren trefflich exercirt; sie bildeten Spalier und präsentirten, als das Hochwürdigste vorübergetragen wurde. Wie der Priester die Monstranz emporhob, setzten sie Gewehr bei Fuß und knieten nieder, indem sie den Hut abnahmen. Alles geschah ächt militärisch und mit grosser Präcision. Mein Blick fiel hier auf meinen alten Hauptmann, der den Schlepp niedergelegt hatte und nun, fromm betend, auf einen Schemel mit gefalteten Händen niedergekniet war. Der Wind aus Passeyer stürmte noch immer fort und wühlte in seinen weissen Haaren, und ich dachte mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Pässe voll herabgerollter Felsen und zerstückter und zerquetschter Feinde, und sah diese jetzt so friedlichen, gutmüthigen Leute, in derselben lustigen, bunten Tracht, über den hohen Jauffen stürmen, gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträuße steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren,

Die heilige Handlung am Altare war geendet, die Schützen schlossen einen Kreis, Trommler und Pfeifer spielten

Tiroler Schützenlieder



Die Tageswacht.



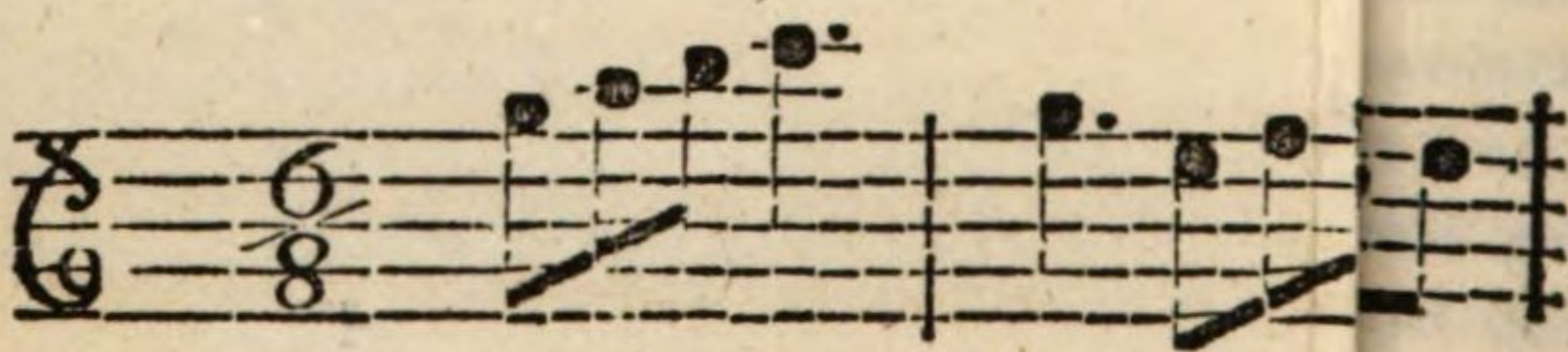
Die Trommel wirben.

eine
 Herr An
 halten
 Nachschick
 Lärmen
 bittet
 Ich hab
 Mäxchen
 der Töchter
 A. L.

(Zu Seite 145.)



Die Trommel wirbelt dazu



NB. Beide Märsche worden mit einer

spielten den nationalen Schützenmarsch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofcapellmeister je componirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künstlich, noch singbar, fast so schwerfällig, wie der polnische Barentanz, der auch nationell ist, aber es ergriff mich doch. Auch Hofer und seine Mannen marschirten danach. Der Schwenker nahm die großmächtige Tyroler Fahne zur Hand, und konnte trotz des wilden Windes, zu dieser Musik gar trefflich seine kunstvollen Drehungen und Wendungen ausführen. Der Zug ging nun weiter, und ich eilte in die Stadt zurück, um die zweite Procession nicht zu versäumen. Sie war zahlreicher: mehr Hèiligenbilder, mehr Fahnen, Magistratsræthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, selbst Damen in Shawls und Modehüten; Schützen waren aber nicht dabei. Die Mefsgewande, überaus prachtvoll, sind aus Würzburg hieher gekommen. Statt des Schützenmarsches hörte ich hier eine gut executirte Musik, die der Organist in Schwatz componirt hatte. Die Musiker waren größtentheils Dilettanten, Orchester und Chor zahlreich besetzt. Es machte einen schönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplatze die erste Procession hoch droben über die Berge dahinziehen zu sehen, den Schützenmarsch zu vernehmen und dazwischen die krachenden Schüsse.

Um zwölf Uhr, da alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllersalve der Gegend an, daß der Herr Abt sich zur Tafel setze. Diese Salven wiederholten sich später und bezeichneten die Toasts. Nachmittags saß das Landvolk in den steinernen Lauben zu beiden Seiten der Strafe oder in Weinhäusern.

Ich begab mich zum Pfarrherrn in Mais, um die Marende einzunehmen; diefs ist ein Imbifs zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit. Der Pfarrhof bietet

ringsumher die herrlichste Aussicht nach den Schlössern und in die nahen und fernen Thäler. Der würdige Geistliche und sein Haushofmeister, beide in der Ordenstracht der Cistercienser, gewährten mir eine eben so belehrende, als angenehme Unterhaltung. Die jungen Cooperatoren unterhielten sich in einem andern Gemache. Es wurde herrlicher Landwein, Kirschen und sehr gutes Brod aufgetragen; der sehr mälsige Pfarrherr genoß aber nichts davon. Erst spät verließ ich ihn.

Es war ein milder Abend, die Stadt war dunkel und stille, alle Landleute waren auf ihre Berge gestiegen, in ihre hochgelegenen Thäler. An einigen schroffen Felsen sah ich Lichter emporklimmen: es waren die Haflinger, die auf ihrem Heimwege die Nacht überrascht hatte.

An Fest- und Heiligentagen ist in diesem Lande kein Mangel. Manchmal füllen die sogenannten Halbfeiertage fast die ganze Woche, wo man die Bauern immer im Sonntagsstaate in der Stadt antreffen kann, wie z. B. vom 20 bis 26sten Julius, wo Margaretha, Maria Magdalena, Jacobus und Anna sich fast unmittelbar ablösen. Oft auch bemerkt man schöne, das Gebirgsvolk besonders charakterisirende Feierlichkeiten.

Auf unwegsamen, steilen Pfaden steigen sie zu einsamen Bergkuppen empor, und feiern dort in verlassenen Kirchen ihren Schutzheiligen ein Fest. Dann tragen sie diesen selbst, die Paramente und alles zum Gottesdienst Erforderliche in den üblichen Gebirgskraxen hinauf, und ein solcher „Heiliger in der Kraxen“ ist in ihren Augen nicht minder an Acht werth, als ein mit Pracht und Glanz umgebener. Nach einem hohen Joche gen Sarnthal hin findet eine solche Procession statt, wo in einer uralten Kirche, die früher — der Sage nach — ein heidnischer Tempel gewesen seyn soll, dem in der Kraxen

hinaufgetragenen heiligen Oswald ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

Neben diesem streng religiösen Sinne scheint dem Ernst dieser Tyroler der Hang zu ruhigen, tiefsinnigen Beschäftigungen angeboren. Sie werden durch ihn besonders zur Mechanik hingeleitet, und finden in der Beseitigung fast unüberwindlicher Schwierigkeiten ihre vollste Befriedigung. Aus eben dieser Quelle entspringt auch ihre Neigung zu künstlerischen Schöpfungen. So regen sich Kunstfleiß und Betrieb-samkeit im ganzen Lande, besonders aber in diesen Thälern; so entstehen die oft sehr genialen Leistungen, welche die Bewohner dieser oder jener Hütte, dort in der Schlucht, hier auf der Höhe, still und bescheiden zu Tage fördern, ohne andere Aufmunterung, als den innern Trieb, eine Art von edlem, bewundernswerthem Instincte.

Noch jetzt lebt im Dorfe Obermais, nächst Meran, Anton Immerhofer, der nach eigener Anleitung Blasinstrumente macht, welche in seiner Gegend sehr gesucht werden. Bei dem Mangel an aller äußern Hülfe war er sogar genöthigt, seine Werkzeuge selbst zu erfinden und zu verfertigen. Dabei dient er seinem Vater als Knecht, und führt eben so geschickt Haue, Sense und Dreschflegel, als er mit den feinsten Instrumenten in Ebenholz, Silber und Elfenbein arbeitet. Viele Bauern beschäftigen sich in ihren Feierstunden mit Reparirung von Uhren, und fabriciren sie auch wohl neu. Man erstaunt, wenn man diese geschickten Mechaniker zwischen Bäumen und Felsen, wie diese selbst, wunderbar aus dem Tyroler Boden hervorwachsen sieht.

Hell, ein Landmann aus Dorf Tyrol, machte jene kunstvollen Basreliefs in Holz, die in dem Innsbrucker Museum gezeigt werden. Merkwürdiger noch ist Joseph Kleinhanns von Nauders, der so unglücklich war in seinem vierten Jahre durch die

Blattern blind zu werden. Schon in seinen Kinderjahren schnitt er Pferdchen und allerhand Spielzeug aus Holz. Im zwölften Jahre versuchte er es ein Crucifix zu schneiden. Er nahm ein anderes zum Muster und befühlte es so lange, bis daß er es nachschneiden zu können glaubte. Der Beifall, den diese Arbeit erhielt, spornte ihn zu weitem Versuchen an. Von nun an beschäftigte er sich hauptsächlich damit, Crucifixe aus Holz zu schneiden, von denen immer eines besser als das andere ausfiel. Man kaufte sie anfänglich als Seltenheit, und er fing an zu hoffen, daß es die Quelle seines Unterhaltes werden könnte.

Im 22sten Jahre ging er nach Fügen im Zillerthale zu dem Bildhauer Franz Nüßl, der ihn einige Zeit unterrichtete. Von nun an bedurfte er zu seinen Crucifixen keiner Modelle mehr, da er den Begriff durch lange und aufmerksame Uebung schon im Kopfe hatte. Er verfertigt seine Aufgabe nach jeder verlangten Gröfse; doch ist ihm dabei je größer desto lieber, weil er im Kleinen nicht so glücklich ist. Schneidet er nach einem gegebenen Modell, so weiß er dessen Fehler zu verbessern. Er befühlt in Einem fort das Vorbild und die eigene Arbeit, und beim Schneiden führt er stets den Finger nach, um das Stech- und Schneidemesser zu regieren. Er ist dabei beständig in der ängstlichsten Aufmerksamkeit begriffen. Für den Bischof von Brixen hat er einen knienden Carl Borromäus verfertigt, 3 $\frac{1}{2}$ Schuh hoch, und für den Fürstbischof von Chur einen David, 2 Schuh hoch. Sie sollen sehr gelungen seyn. In Latsch sah ich ein Crucifix von ihm mit Maria und Johannes, fast Lebensgröfse, und in Zell ein Crucifix. Diese Arbeiten fielen mir in hohem Grad auf, ehe ich von ihrem interessanten Verfertiger wußte. Kleinhanns lebt fromm und tugendhaft bei Innsbruck und ist mit seinem Schicksale zufrieden, welches

ihm seine künstlerische Beschäftigung in hohem Grade zu versüßen im Stande ist.

Ein ganz besonderes Talent hat der Tyroler für die Malerkunst, und die Natur, die ihn umgibt, ihre bald großen, bald lieblichen Formen, ihre stets wechselnde, wunderbare Beleuchtung ist trefflich im Stande, seinen Anlagen weiter fort zu helfen. Oft bleiben diese Maler Naturalisten, leben und sterben in ihrem Dorfe, schmücken ihre Kirche und einige Privatwohnungen, und streben nach keinem höhern Ziele; manchmal jedoch tragen und heben sie äussere Umstände, oder sie kämpfen mit Macht, sich aus einer ungünstigen Lage zu reißen, und nehmen dann ihren ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte ein. So wurden Johann Holzer, Martin Knoller, Joseph Schöpf; das kleine Thal Fleims lieferte allein eine große Zahl, von denen Georg Giovanelli aus Carano und Christoph Unterberger aus Cavales die bedeutendsten sind. In Obermais bei Meran lebt auch der Maler Flicher, ein Naturalist, der besonders für treue Auffassung der dortigen Gegend zu empfehlen ist, und viele Tyroler befinden sich fortwährend in Rom, um sich in der Kunst zu vervollkommen. —

Aber auch in den Wissenschaften haben sich die Söhne Tyroler Landleute oft schon hervorgethan, und man trifft nicht selten in unbekannten Thälern, in kleinen Dörfern Namen, die man im Auslande zu den berühmten zählt, z. B. Ennemoser in Bonn, und Flarer in Pavia, welche beide in der Nachbarschaft von Meran ihre Heimath haben.

Zur weitem Ausbildung dieser angeborenen Fähigkeiten trägt auch nicht wenig die ernste Einförmigkeit bei, welche hier das ganze Leben umgibt. Eine angestrengte Thätigkeit nimmt fast die ganze Zeit in Anspruch; der Erholung wird nur wenig Raum gestattet; das Vergnügen ist ohne Gepräng und ohne Lustigkeit. Der Mangel an Fruchland, der durch

die gewaltigen Gebirgsstöcke und die unzähligen davon herabstürzenden Wildbäche entsteht, erfordert rastlose Arbeit. Selbst da, wo sich ein ergiebiger Boden dem Bebauer darbietet, welche Anstrengung kostet es nicht, ihn zu sichern, um seinen Ertrag nicht den Zerstörungen der Elemente preiszugeben! Oft reißt ein Platzregen einen Acker ins Thal, wozu mit unsäglich Mühe die Erde Monate lang in Körben auf den Felsen getragen werden mußte. Der Bewohner des Flachlandes hat von diesen Gefahren, von diesen Mühen keinen Begriff. Die Gewinnung des Futters auf den Bergen ist mit besondern Beschwerden verknüpft. Ganze Familien schweben in Fulseisen an den schroffsten Felswänden, oder an Stricken über schauerlichen Abgründen, um das dort kärglich wachsende Futter abzumähen. Aber alles dieß wird von Fleiß und Ausdauer besiegt.

Der Reisende, der dieß Land im Fluge sieht, wird durch den zauberischen Anblick entzückt, den eine allgemein verbreitete Bodencultur gewährt, aber nur bei längerem Aufenthalt überzeugt man sich, wie schwer sie erzielt ward. Zwischen den Weinreihen wird Roggen und etwas Weizen und Gerste, und nachdem dieß geerntet, Blende und Rüben gesät. Am meisten aber baut man den Mais; Bohnen und Erbsen sieht man weniger; Kürbisse zieht man zum Schweinefutter; Flaschenkürbisse zu Trinkgeschirren. Kartoffeln sind seit einigen Jahren häufiger geworden; doch werden sie hier nicht so schmackhaft, als in den nördlichen Gegenden. Hanf wird bloß für den Hausbedarf erzeugt; Flachs geräth in der Ebene nicht, auf den Höhen nur schlecht. Dafür wachsen dort oben die Krautköpfe, hier „Kabis“ genannt *), die gesäuert in Tyrol, so wie im

*) Kapis, nach Adelung; von *Kapusta* im Slavischen.

ganzen übrigen Vaterlande, das beliebteste Nationalgericht liefern.

Während der italienische Tyroler seine gelbe oder schwarze Blende (Polenta) täglich verzehrt, und der ärmere Bergbewohner sich mit seinem Roggenmufs und der Geifsmilch begnügen mufs, führt der deutsche Landmann der Ebene (im Etschthale) ein üppigeres Leben. Wie erstaunt man aber, hier mitten in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Alles Fleisch, das gegessen wird, ist nämlich geräuchert, und das Brod, für den Bedarf mehrerer Wochen gebacken, ist nach Form und Beschaffenheit dem Schiffszwieback zu vergleichen. Gewöhnlich werden fünf Mahlzeiten gehalten: das Vor- oder Frühstück, der Halbmittag, der Mittag, die Marende und das Nachtmahl. Beim Mittag- und Nachtmahl wird geräuchertes Fleisch gegessen und Wein reichlich getrunken. Selbst die Knechte erhalten bis zwei Maafs täglich, und in der Mähe- und Erntezeit auch wohl mehr. Castanien, Nüsse und das trefflichste Obst, womit auch ein ziemlich belebter Handel getrieben wird, machen einen Hauptbestandtheil der übrigen Mahlzeiten aus. Gemüse wird nur wenig gegessen, die feinern kennt man nicht einmal dem Namen nach; ihre Stelle nimmt der Salat ein. Knoblauch als Würze ist sehr beliebt, und oft fielen uns die spanischen Hirten ein, wenn uns auf einer Gebirgstour die guten Leute eine Ziege schlachteten, und sie uns süfsduftend von Knoblauch auftrugen.

Die Vergnügungen ziehen sich wie ein schmales Band durch dieses Leben hin. Besonders übel befinden sich die Beamten, die aus der Geselligkeit gröfser Städte oft in einsame Thäler versetzt werden, von der übrigen Welt abgeschnitten, und nicht einmal durch bequeme Wege mit ihr in Verbindung gesetzt. Die Regierung pflegt jedoch die Zeit, die der Beamte in solchen Verhältnissen verlebt, dem-

selben höher anzurechnen, und er kann einer schleunigern Beförderung entgegensehen.

Eine Hauptbelustigung des Tyrolers ist wie überall, so auch hier, das Schiessen. Von Jugend auf ist es seine Lust; die Knaben sieht man mit geladenen Gewehren umherlaufen, und zu verwundern ist es, daß man nicht häufiger von Unglücksfällen hört. Sonntags sieht man junge Bursche, statt in die Wein-
stube zu gehen, mit dem Rohr auf dem Rücken auf die Berge steigen, um Eichhörnchen und Vögel zu schiessen. Diese Lust, seit langen Jahren geübt, hat das grössere Wild fast ausgerottet, jedoch ist in den höhern, den Gletscherthälern *), an Bären und Wölfen kein Mangel. Die grossen Festschiessen, welche oft statt finden, tragen hier mehr den Charakter einer ernstesten Uebung als einer Volksbelustigung. So verschieden ist der Charakter des Südtyro-
lers von dem Bewohner der nördlichen Thäler. Dem Spielen und dem Wetten dabei sind sie nicht abgeneigt, und Regel-, auch Kartenspiele sind häufig. Hiebei vermischt sich gewöhnlich der Stadt- und Landbewohner, obgleich im Uebrigen eine immerwährende Spannung zwischen ihnen herrscht. Bauer ist hier zu Land ein Ehrenname, der allemal der Erste bedeutet. Herr ist alles, was einen Rock trägt, mithin nicht auf bäuerische Weise gekleidet ist. Will ein sogenannter Herr in der Kirche oder an einem andern Orte sich durch einen Haufen von Landleuten drängen, so kann er darauf gefasst seyn, daß diese sich mit aller Kraft dagegen stemmen werden, und daß es ihm nur gelingen wird, wenn er zu gleich groben Hülfsmitteln seine Zuflucht nimmt, und mit den Ellenbogen in diese lebendige Mauer eine Breche zu drücken sucht. Diese Feindschaft ist alt und wurzelt tief. Die Sitten der Herren sind dem Bauer

*) Z. B. im Martellthal in der Nähe von Meran.

besonders verhaßt. Obgleich er selbst nichts weniger als keusch ist, so hat er doch seine eigenen Begriffe von Zucht. Die Freiheiten, die sich die Herren öffentlich gegen die Frauen erlauben, erscheinen ihm verabscheuungswürdig. In ernsten Zeiten nahm diese Spaltung einen andern Charakter an. Während des letzten Aufstandes wuchsen Mißtrauen und Gehässigkeit zu einer außerordentlichen Höhe. —

Ich will nunmehr einige Nachricht von dem Weinbau geben, der im deutschen Etschlande den größten Theil des Bodens bedeckt, und auf ganz andere Weise als in andern Ländern hier getrieben wird.

Man baut den Wein auf den Puntaunen. Diefs sind aufrechtstehende, oben schief gebogene Geländer, woran die Reben emporgezogen werden. Die Anlegung oder Räumung eines Rebenackers oder Rauts erfordert großen Aufwand an Geld und Mühe. Das ganze, überaus schwerfällige Latten- und Brettergebäude, woran die Reben gezogen und befestigt werden, alle diese Stecken, Stangen, Marzanen, Träger, Stellaunen, Maneilen, Puntaunen u. s. w., welche dazu dienen, die in die Höhe gerichteten Reben auf einem bestimmten Wege fortzuleiten und zu sichern, kosten ein entsetzliches Geld. Die aufkeimenden Rassen bleiben zwei Jahre auf dem Boden, erst im dritten werden sie aufgezeilt, d. h. an die daneben aufgesteckten Reiser befestigt, im vierten aufgeschlagen, an das senkrechte Geländer hingezogen, und im fünften kommen sie zur Trächtigkeit, indem man sie an den Puntaunen hinaufbiegt.

Je älter der Weinstock, je sandiger und magerer der Grund, desto kräftiger und süßser der Rebensaft. Ein altes Tyroler Sprüchwort heisst: Wo die Hasen düngen und der Himmel wässert, wächs't der beste Wein. Noch vor 200 Jahren machte man im Etschlande den Wein wie am Rhein und in andern Ge-

genden. Eine mündliche Ueberlieferung aber meldet, daß der Arzt des Stiftes in Hall, Dr. Hippolyt Guarinoni (von 1601 — 54), eine neue Bereitungsart aus Italien eingeführt habe. Diese hat sich nun bis jetzt erhalten. Man nennt sie das Vergähren, wobei die ganzen Trauben mit Stängeln u. s. w. auf Ständer gebracht werden, um dort den Gährungsproceß zu bestehen, und nicht als lauterer Most in liegenden Fässern gähren. Der so „vergährte Wein“ wird gleich von den Ständern abgelassen und heißt „Vorschufs.“ Er kann in einigen Jahren schon getrunken werden. Nun erst werden die Trauben geprefst und liefern eine zweite, schlechtere Gattung, den sogenannten Druck; das Verfahren nennt man Torkeln. Die ausgetorkelten Bälge geben Branntwein und heißen dann „Tröster“, die zur Viehmast verwendet werden. Die auf dem Wein obenaufschwimmenden Bälge sind sauer und dienen zur Essigfabrication. Obgleich der so gewonnene Wein sich nicht viele Jahre lang aufbewahren läßt, so dürfte dennoch diese nun einmal eingeführte Bereitungsart schwerlich durch eine andere verdrängt werden, indem theils die seither gepflanzten weichern Rebsorten dieß von selbst verbieten, anderntheils nur den Vorkäufern und Monopolisten Nutzen daraus erwachsen würde. Dessen ungeachtet fehlt es hie und da nicht an Speculanten, die aus reinem Moste bessern und haltbarern Wein zu machen bemüht sind. Ein solcher wird „Kritzer oder Krätzer“ genannt; mithin ganz im Gegensatze zu dem Begriffe, den man im Auslande mit dieser Benennung zu verbinden pflegt, ist der Tyroler Krätzer ein sehr guter, nach rheinländischer Art bereiteter Wein. — In der Gegend von Meran wird übrigens ein leichter, sehr gesunder Wein gewonnen.

Die Sprache der Einwohner dieser Gegend hat mehrere Seltsamkeiten, wovon ich einige der auf-

fallendsten mittheilen will. Man sagt z. B.: der Schwein, die Pübler und Madler für Buben und Mädchen; Baumann für Pächter, Bauknecht für Grofsknecht; ein Schaffarbeiter ist, der ein Gut für Lohn bearbeitet; Vater, Mutter sind die Eigenthümer einer Besizung, z. B. Vater Roskopfer, der Besitzer des Hofes Roskopf; Zoch, Zöchl, Pfodt, Pfödtl, ledige Männer und Weiber; a gut's Zöchl ist un bon homme; meine Heirath, mein Weib; Battereyen sind Sitzbänke vor der Thür; Vormels, Frühstück; Puschen, Weinschank; Läg, Arche, Wasservorbau; Bleckstutzt, ohne Strümpfe; reiten heifst stets fahren, und fahren hinwieder stets reiten; scheippen, fallen; prachten, plodern, gern und viel reden; schänden heifst fluchen; schwatzen, unehrbar reden; haijen, reinigen; Jacke, Hemde u. s. w.

Eine Eigenthümlichkeit ist es ferner: feines Wetter für schönes Wetter zu sagen: viel wenig für sehr wenig, und völlig nicht, um eine Verneinung zu verstärken. Eben so mufs der Tyroler zum harten *P* und weichen *P* seine Zuflucht nehmen, um den Unterschied von *P* und *B* anzudeuten; doch ist diefs in einem grofsen Theile von Deutschland eben so der Fall. Auffallender ist es, hier *B* und *W* häufig verwechselt zu hören und daher *B* mit *AW* und *W* mit *UW* bezeichnet zu sehen.

Arme Leute oder Dienstboten, die mit einer Gabe bedacht werden, haben die Gewohnheit, ihren Dank mit den Worten: „Gelt's Gott viel tausendmal!“ auszudrücken. Sie wiederholen diese Worte so oft und schnell hintereinander, als es ihnen nur möglich ist, um das Ohr des Wohlthäters, nach ihrer Meinung, damit zu erfreuen, und auch, weil sie den Dank selbst als ein Gebet betrachten, von dessen guter Wirkung sie überzeugt zu seyn glauben. —

Die Nähe der prachtvollen Gletschergruppe des Oetzthales ist zu einladend, als dafs man eine Partie

dahin nicht von hier aus unternehmen sollte. Zwar verlangt dieß einen geübten Bergsteiger, bei dem eine leichte Erkältung nicht eben von Folgen zu seyn pflegt; er muß dabei vom Schwindel nichts wissen und mit ausdauernder Kraft auch Geistesgegenwart besitzen. Ohne diese Eigenschaften sollte es niemand unternehmen wollen, sich in die ewige Eisregion zu wagen.

Wir saßen Abends im Gasthause zur Post in Meran und sprachen von unserm Vorhaben, über die Mutt in das Oetzthal zu dringen. Einige von den Anwesenden hatten den Weg gemacht und wußten nicht nur viel von den Schönheiten und Beschwerlichkeiten desselben zu erzählen, sondern auch allerlei Anekdoten von Reisenden und ihren Führern, von überstandenen Gefahren und Unglücksfällen mitzutheilen. Unter andern wurde erzählt, daß ein Geistlicher mit seinem Mefsner, um den Weg in sein Dorf abzukürzen, den Weg über den Ferner zu nehmen pflegte. Bei dieser Gelegenheit verschwand einst der Mefsner vor den Augen des Geistlichen. Eine Schneedecke, die den Einen noch glücklich hinübergetragen hatte, war unter dem Andern eingebrochen, und dieser in eine Eisspalte hinabgesunken. Zum Glück waren Wohnungen nicht weit, und also Hoffnung vorhanden, den Unglücklichen noch zu retten, wenn der Sturz ihm nicht das Leben geraubt hatte. Man zündete Feuer an und versuchte es, so gut es gehen wollte, den finstern, gähnenden Schlund zu erhellen. Es gelingt auf seinem Grunde fließendes Wasser zu entdecken; es ist ein brausender Wildbach, der seine Fluthen in dem unterirdischen Bette von Eis rollt. Alle Hoffnung einer Rettung des Unglücklichen scheint nunmehr verschwunden zu seyn.

Um jedoch nichts unversucht zu lassen, wird das Seil unter lautem Rufe hinabgelassen. Es rollt und

rollt, bald ist es schon zu Ende, und man spürt noch immer keine Last, endlich wird es schwer, man zieht, man jauchzt, die Kräfte werden angestrengt, etwas Schwarzes theilt die schimmernden Zacken des Krystalls, es bleibt kein Zweifel mehr, der Verunglückte ist es, lebend und unversehrt, wie durch ein Wunder gerettet. Auf dem unterirdischen Wildbache trieben große Eisschollen, und der Zufall wollte, daß eine gerade an der Stelle vorüberschwamm, wo der Mefsner mit der Schneedecke einbrach. Durch die Elasticität des Wassers und die Schwingungen der kleinen Insel lief sein Fall ohne Schaden für ihn ab, und er behielt Besinnung genug, um sogleich seine Lage zu überschauen. Vor sich sah er einen fürchterlichen Schlund, wohin sich die Wellen mit schrecklichem Brausen stürzten, und an dessen Mündung Felsen und Eisschollen ein Thor bildeten, durch das kein Sterblicher noch jemals geschritten war. Hier verfolgte der Bach seinen unterirdischen Weg, und schien sich in die Eingeweide der Erde zu wühlen. Trieb die Fluth seine Eisinsel bis hieher, so mußte sie zerschellen, und er wurde dann in ein grausigeres Grab geschleudert, als das war, worin er sich jetzt schon befand. Seine Bemühung war nun darauf mit aller Kraft gerichtet, der Bewegung der Insel zu steuern und sie in eine Lage an die Eiswand zu bringen, von wo sie nicht weiter fortgetrieben werden konnte. Dieß gelang ihm, und als er sich so für den Augenblick gesichert sah, entschlug er sich trüber Gedanken, hoffte auf Rettung von seinem an der Oberwelt zurückgebliebenen Gefährten, und zündete theils zur Zerstreuung, theils um sich zu erwärmen, seine Pfeife an, die er mit ziemlicher Kaltblütigkeit rauchte. In dieser Lage überraschte ihn ein Geräusch, er blickte über sich, und gewahrte das rettende Seil. —

Wer es unternehmen will, die Gletscher zu be-

suchen, thut besser, von St. Leonhard in Passeyer diese Partie zu unternehmen; der Genuß ist größer, und dabei sind die Beschwerlichkeiten leichter zu überwinden.

Ehe ich aber das Passeyerthal selbst beschreibe, will ich hier einige Mittheilungen über die Gletscherreise einschalten, weil Hofers Haus und sein tragisches Schicksal uns zu weit von diesen Naturgegenständen abbringen würden, welche trotz ihrer schauervollen Erhabenheit doch immer noch Heiterkeit in uns hervorzurufen vermögen.

Wenn man von St. Leonhard, dem Hauptorte des Passeyerthals, den Weg über bewaldete Höhen in das innere Thal einschlägt und zu dem Ursprunge des Passerbachs hinaufsteigt, so gelangt man zuerst nach Moos und von da nach Rabenstein, wo sich das mächtige Timbl-Joch emporthürmt. Nachdem man es überstiegen hat, durchschneidet man das Timblthal, in das sich Seitengletscher der großen Kette erstrecken. An furchtbaren Felswänden vorüber gelangt man zu den Häusern des Dorfes Zwiselstein, das schon in der Wildniß begraben scheint, obgleich es doch erst am Eingange derselben liegt. Von hier aus gelangt man in das Fenderthal, noch enger und wilder als das vorige. Man fühlt hier schon, daß man sich in einer andern Region befinde. Der Achenbach, der sich vom Hochjoch stürzt, und fast eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen bildet, ist ein ungestümes Gewässer, das seine Nahrung aus geschmolzenem Schnee in diesen ewigen Eisgewölben erhält, und ein donnerähnliches Getöse macht. Erst nachdem er sich mit dem Timblbach vereinigt hat, nimmt er einen etwas ruhigern Charakter an, und sein Bette wird ebener.

Bis zum Fusse der Gletscher zieht sich der Weg an diesem Bache hin. Das Brausen, das er verur-

sacht, ist so laut, daß man Mühe hat sich zu verstehen. Nach drei starken Stunden angestrengten Marschirens erreicht man Fend, den Hauptort des Thals. Man befindet sich hier nur noch eine Stunde von dem großen Ferner. Der arme Ort ist schon mehrmals durch Schneelawinen und das Austreten des Gewesteinersees verwüstet worden. Wenn man zu diesen Gefahren, welche die wenigen elenden Häuser umgeben, die geringe Fruchtbarkeit des Thales in Betracht zieht, so ist man überrascht, dennoch die Einwohner zufrieden und heiter hier zu finden. Man sollte glauben, daß jede Veränderung des Wohnorts ihnen nur Nutzen bringen könne, aber dennoch bleiben sie hier und wollen leben und sterben, wo ihre Väter lebten und starben. Welch wunderbares Gefühl ist diese Liebe zur Scholle, die uns geboren hat!

Hier wird übernachtet. Ein schöner Sommerabend am Fusse dieses ewigen Eismeers übt seine eigenen Zauber. Eine feierliche Stille hat sich über die Höhen verbreitet; der Wind allein erhebt seine geheimnißvolle Stimme von Zeit zu Zeit in dem unfernen Walde, und das Rauschen unsichtbarer Quellen gibt ihm Antwort. In Intervallen lassen die Vögel der Nacht ihr monotones Geschrei vernehmen, und nur das Brüllen oder Blöcken der Hausthiere verräth die Nähe der Menschen. Man starrt hinan zu den weißen Spitzen, über denen sich die dunklere Decke des Nachthimmels spannt, dessen Gestirne prächtiger glänzen — und man fühlt das Herz in dieser erhabenen Einöde wunderbar beengt — da tönt die Glocke vom Kirchthurm, und es lös't sich die Schwermuth und Thränen entstürzen unsern Augen. Der Gedanke an eine waltende Allmacht wirkt nie so mächtig als in diesen großartigen Einöden, und Hoffnung und Trost heben die Brust und lassen uns eine Seligkeit ohne gleichen empfinden.

Am andern Morgen bricht man mit dem Frühesten auf. Die geübten Führer rathen dazu, sich mit etwas geistigem Getränk und Brod zu versehen, um unterwegs die Kräfte zu erfrischen. Man folgt noch immer den Ufern des Fenderbaches, und kommt, nachdem man eine Stunde gegangen ist, nach Rofen. Je höher man steigt, desto beschwerlicher wird der Weg. Man geht am Fusse der Thalspitz und des rothen Ferners vorüber, deren Höhe unerreichbar scheint, obgleich man später zu Höhen gelangt, von denen man auf diese niederschauen kann. Von hier erblickt man den Gewesteinersee, der oftmals schon heillose Verheerungen im Thal anrichtete. Seine Ueberschwemmungen sind um so furchtbarer, da sie ohne vorherige Anzeichen und ohne Orkane stattfinden, wenn man sich ihrer am wenigsten versieht. Er wird von den Gletschern gebildet. Seine furchtbarsten Ueberschwemmungen geschahen in den Jahren 1678 und 79; im Jahre 1681 trocknete er hingegen ganz aus. Seit dieser Zeit füllte er sich nach und nach, und 1771 war er wieder ganz voll. Von diesem See hat man eine halbe Stunde nach dem Finailgletscher. Hier gebrauchen die Führer die bei Gletscherreisen übliche Vorsicht, die Reisenden aneinander zu binden. Am Fusse des aus den Eismassen emporragenden schroffen Kammes der Finailspitze zieht sich der Weg hin, der länger als eine Stunde dauert, aber nicht sehr bergig ist. Man sieht hier die Similaunspitze und die Schwarzwand, und wendet sich gegen Norden. Die Gletscher, die sich nun vor den Blicken aus dem Schnee erheben, machen den erhabensten Eindruck. Sie erscheinen wie neue Welten, die nur eines stärkern Lichtes, eines höhern Grades von Wärme bedürfen, um bewohnt zu werden. Vor sich eine Riesenwand von Krystall, umgeben von einem weiten Schneeteppich, so schreitet man weiter.

Noch

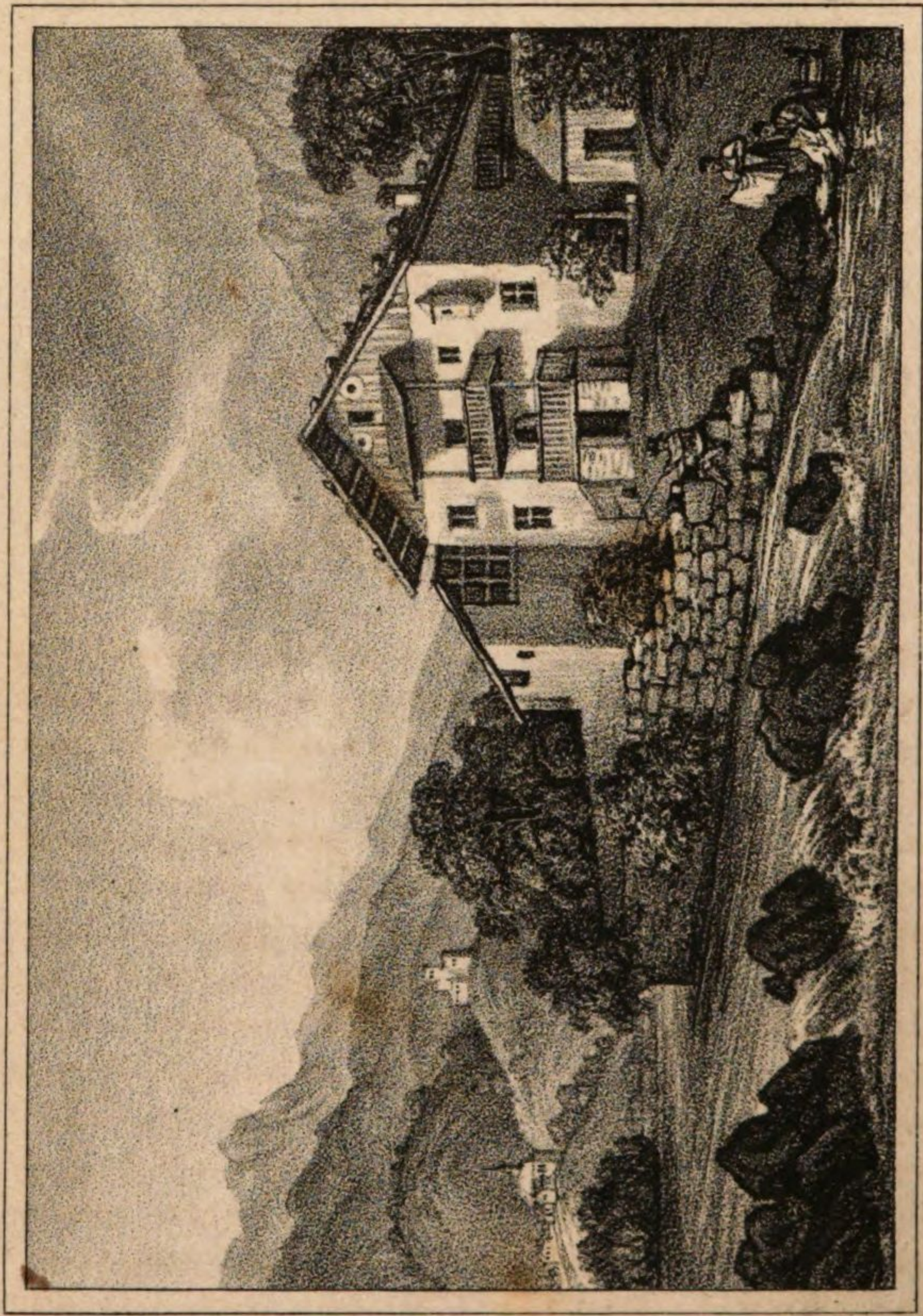
Noch eine Stunde auf diesen Gletschern fortgewandert, und die kleine Capelle Tischbild zeigt sich den Blicken. Sie ist aus Steinen erbaut, und da sie mit einem Rauchfange versehen ist, so wird hier gewöhnlich ein Feuer angezündet, welches einen freundlichen Eindruck macht. Man fühlt sich von neuem Muthe beseelt. Von dem Gipfel eines hohen Berges überschaut man hier das ganze Amphitheater der Gletscher und das Thal. Am Ende dieses ewig ruhigen, unbewegten Eismeers bildet der Gurglersee, mit seinem Wellenschlag und seinen neun malerischen Inseln, einen reizenden Contrast. Im Westen erblickt man das nur zwei Stunden entfernte Fenderthal und darüber hinaus die ungeheuern Gebatscher Ferner; die Stubayferner schliessen die Aussicht; ringsumher ragen hohe, zerrissene, finstere, starrende Piks, und tief unten glimmt freundliches Grün beruhigend empor. Alles dieß trägt einen zu großen und erhabenen Charakter, der mit nichts Aehnlichem zu vergleichen wäre, als daß man sich nicht davon eben so lebhaft als tief ergriffen fühlen sollte.

Wenn man diesen Gipfel (Firmisanspitz) verläßt, so wendet man sich abermals gegen Westen und berührt dieselben Orte zum zweiten Male, bis man sich am Fuß des Hochjochferners befindet. Hier, am Eingange der Gebatschgletscher, sieht man einzeln zerstreute Wohnungen, Kofler und Marchegg genannt, wo man übernachten kann.

Die Gebatschgletscher sind eine Fortsetzung der Oetzthaler, und liegen ebenfalls im Halbkreise da, so daß das Fenderthal die Gränze zwischen beiden bildet. Westlich erblickt man das Schwenserjoch, das höchste Bergeshaupt dieses ganzen Reviers. Nachdem man eine kleine Gebirgskette, welche sich längs dem Langtaufenthal hinzieht, überschritten hat, passirt man ein enges Defilé und befindet sich dann plötzlich mitten in dem Eismeere der Gebatschgletscher,

welches drei Stunden im Umkreis hat. Hier erblickt man nichts als den schwarzblauen Himmel über sich, und den Schnee zu seinen Füßen. Diese Wildniss macht einen schrecklichen Eindruck; man durchschreitet sie ernst und schweigend, und erreicht nach mannichfachen Mühseligkeiten endlich den Plattenkogel, von wo aus man das Thal wahrnimmt, wonach jeder Reisende schon lange eine Sehnsucht empfindet, welche dieser beschwerliche Marsch in der Eiswüste wohl hinlänglich entschuldigen mag. Nach der Aussage der gewöhnlichen Führer hat man von hier bis zum Dorfe Fender nur eine gute Stunde; wer aber im Gebirge gereist ist, weiß, was man von diesen Entfernungsangaben zu halten hat, und darf sich hier gefast darauf machen, erst der Erschöpfung nahe, sein Nachtquartier zu erreichen. —

Die mannichfachsten Excursionen nah und fern hatten den Aufenthalt in Meran weit über seine vorbestimmte Dauer ausgedehnt. Die Trauben reiften bereits lange, und der Feigenbaum brachte zum dritten Mal seine Früchte dar. Die Wächter in den Weinbergen, Saltner genannt, legten ihr seltsames Costume an, und marschirten mit ihren langen, wilden Bärten und mächtigen Spiessen an den Marken ihrer anvertrauten Güter umher, und pfändeten jeden, der es wagte, seinen Weg hindurch zu nehmen. Jetzt ward es in Meran erst lebendig; denn die Weinlese ist dort wie überall die schönste Zeit im Jahre. Schaaren von Fremden zogen herbei, Engländer, Franzosen und Italiener, und die geschäftigen Wirthe hatten nicht Hände genug zum Bedienen, nicht Räume genug zur Aufnahme. Ich entschloß mich, den Ankommenden Platz zu machen, und dachte ernstlich an die Abreise, so schwer mir der Abschied auch werden mochte. Noch einen Besuch bei Hofers Wittwe, und dann Meran und seinen freundlichen Bewohnern Lebewohl gesagt! —



Hofers Haus in Purser.

IV. Capitel.

Am Sand in Passeyer.

Charakter des Thals. — Der König auf der G'feis und der Kaiser in Verdins. — Die Passeyerer. — St. Martin. — Die Cigarre. — André Hofer. — Seine Anrede an die Innsbrucker. — Das Wirthshaus am Sand. — Frau von Hofer. — Unsere Bewirthung. —

Der Passerbach durchströmt ein rauhes Thal, das nur auf den Höhen Anbau zeigt, da in der Ebene sein wildes Wasser jeden Versuch dazu schnell vernichten würde. Vor ungefähr 50 bis 60 Jahren brach ein, am Ende des Thals auf hohem Berge gelegener See plötzlich durch und verwüstete die ganze Gegend, welche noch die Spuren davon trägt, und jetzt droht die furchtbare „Kellerlahn“ einem Theile des Thales Verderben. Man könnte diese „Kellerlahn“ einen Schlammvulcan nennen, denn bei heftigen Gewittern löst sich von der Höhe des Gebirges eine ungeheure Masse Schlamm und Lehm los, die sich in die Tiefe stürzt und dort langsam wie ein Lavastrom fortbewegt, bis sie erhärtet. Alles, was sie auf ihrem Wege erreicht, nimmt sie mit sich fort, und ihre Bahn bezeichnet Ruin und Graus. Später wird sie zur fruchtbarsten Erde, und dort, wo sie, seit langen Jahren aufgehäuft, bereits hohe Abhänge bildet, erblickt man Bauerhöfe und schöne Aecker, die gegen die Umgebung, welche Spuren neuerer Ausbrüche

zeigt, grell abstechen. Hinter diesen Wohnungen erhebt sich der Berg, der die Kellerlahn herabsendet, mit seinen fürchterlichen Brüchen und Klüften, und man kann sich banger Besorgniß nicht erwehren, blickt man auf den drohenden Riesen und die freundlichen Häuser unter ihm. Man hat Beispiele, daß selbst Menschen, von der Kellerlahn ereilt, ihr nicht zu entkommen vermochten, und noch kürzlich soll ein Hirt mit Schafen in ihr den Untergang gefunden haben. In das Thal führt keine Fahrstrasse. Nur auf Fuß- oder Saumwegen kann man dahin gelangen. Nach Süden öffnet es sich, und im Norden wird es durch seine herrlichen Alpen, wo die zahlreichen Heerden hinaufgetrieben werden, von dem übrigen Tyrol abgeschnitten.

Gegen Nordosten hin geht der Weg über den Jaufen ins Eisakthal nach Sterzing, und nach Nordwesten zieht sich ein wildromantisches Seitenthal: das innere Passeyer, bis zu den Fernern des Oetzthales hinter Pfelders hinauf.

Am Eingange des Thales zeigen sich in sehr beträchtlicher Höhe zu beiden Seiten lange Reihen von Bauerhöfen, umgeben von Aeckern, Wiesen und schönem Laubholze; hier hausen „der König auf der G'feis“ und „der Kaiser in Verdins.“ Mit diesen stolzen Namen werden zwei Bauern bezeichnet, die auf der Höhe links, die G'feis, und auf der Höhe rechts, Verdins, wohnen. Auf der letzteren befindet sich auch ein Bad, das von den Landleuten häufig besucht wird, und eine sehr wirksame Eisenquelle hat. Weiterhin erhebt sich die hübsche Kirche von Riffian mit einigen Wohnungen an einem gefährlichen Abhange, den der Ausbruch des Sees gebildet hat. Mit diesem gut angebauten Flecke erstirbt die Bodencultur fast gänzlich, und traurig nimmt man von dem letzten Rebengelände Abschied. Auf einer Waldhöhe liegt ganz einsam der Hof „Salthaus,“

dann führt der Weg die Passer entlang nach St. Martin, und von hier, am Sande vorbei, nach St. Leonhard, dem Ende des Hauptthales und dem Sitze des Landgerichts.

Die Einwohner des Thals sind ein großer, sehr kräftiger Menschenschlag, die Männer werden für die schönsten in Tyrol gehalten, jedoch sind sie nicht so gewandt wie die Zillerthaler, und deshalb in der Fremde minder beliebt. Ihre Tracht ist der des Etschlandes ähnlich, ihr Hemde (Jacke) zierte statt des scharlachrothen Aufschlages eine schmale Einfassung von roth und grün. Der breitkrämpige gelbe Hut ist der höchste Putz des Passeyerers. Ihr Hauptnahrungszweig ist der Viehhandel, daneben sind sie „Kraxenträger.“ Im Frühjahr ziehen sie bis tief nach Ungarn, um dort zahllose Heerden von Böcken und Schafen zu kaufen, die sie dann durchs Pusterthal in die Heimath treiben. Da sie für die Verpflegung auf dem weiten Marsche nicht sorgen, sondern die Thiere fressen lassen, wo sie etwas finden, so legen sie den weiten Weg ohne große Kosten zurück und erreichen die fetten Alpen ihrer Berge, wo sie den Sommer über bleiben und dann im Herbste auf die Märkte ziehen. Diefes ist auch der Zeitpunkt, wo sie in die „Stadt“ (Meran) herabkommen, und sie mit Blut und Mord erfüllen. „Die Passeyerer schlachten,“ heifst es dann, und viele in Meran verlassen ihre Wohnungen auf einige Zeit, oder verschließen sich ganz darin, denn nicht nur für den Verkauf, sondern für ihren eigenen Jahresbedarf schlachten sie, da sie wie die andern das ganze Jahr hindurch nur geräuchertes Fleisch essen. In der Hauptstrasse wimmelt dann alles von brüllendem und blökendem Vieh, blutige Menschen begegnen uns überall, und ein unerträglicher Gestank erfüllt die Luft. — Die „Kraxenträger“ aber verlassen ihr Thal in der Mitte des Sommers, ihre

Kraxen auf dem Rücken, eine hohe, wie ein Dach über dem Kopf hinwegragende Trage. Sie besuchen die obstreichen Gegenden des Etschlandes, lassen dort ihre Kraxen mit den vortrefflichsten Früchten füllen, und wandern damit nach München und noch weiter. Durch sie werden jene Gegenden mit dem beliebten Tyroler Obst versehen.

Die Menschen hier sind roh und eben nicht arbeitsam. Zum Handel haben sie die meiste Lust und das meiste Geschick, auch werden sie darin von ihren wohl begüterten Landsleuten gern unterstützt. Wenn sie nach Ungarn ziehen, so nimmt mancher von ihnen an zweitausend Gulden und mehr noch mit, und diese treibt er bei den Capitalisten in Passeyer in vielen kleinen Posten zusammen. Gewöhnlich geben diese das Geld zu sehr hohen Interessen her. Mißlingt das Unternehmen, wie es wohl auch zuweilen geschieht, so mißt der Bankerottirer den Jaufen nicht mehr zurück.

Eines Menschen Leben wird nicht eben hoch angeschlagen. Um ein kleines Grasplätzchen auf schwindelnder Höhe am schrecklichen Abgrunde abzumähen, dessen Ertrag kaum zum Frühstück für eine Kuh hinreicht, setzt ein Mahder (Mäher) sein Leben aufs Spiel. Sie werden an Seilen hinaufgezogen, und oft kann man sie von unten reihenweise, wie zappelnde Drosseln in der Schlinge, an den schroffsten Klippen hängen sehen, um eine Handvoll Heu zu gewinnen. Stürzt einer herab, so erregt es kein Bedauern, nicht einmal die Anzeige wird davon gemacht. „Er ist zu Tod geschippen oder gescheipt“ (schippen heißt fallen), ist eine so alltägliche Redensart in Passeyer und erregt so wenig allgemeine Theilnahme, als wenn es in andern Gegenden heißt: er hat sich den Magen verdorben. Beim Vieh ist dieß aber anders. Eine einzige Kuh, die verunglückt, erregt nicht nur die herzerreißende Wehklage des

Eigenthümers, sondern das tiefste Mitleid der ganzen Gemeinde. Als bei einem frühzeitigen, strengen Winter viele Schafe auf den Bergen erfroren, war die Trauer allgemein, man klagte laut über dieses seltene Unglück, denn daß Menschen erfroren sind, war wohl schon erlebt worden, aber nun gar Schafe — darüber konnte man sich nicht trösten. — Die Sprache der Passeyerer ist reich an Eigenheiten, wie denn jedes Thal seine besondern hat. Hier heißt der Kopf Grind, die Hände Bratzen, die Füße Stützen, der Bauch Wampen n. s. w.

Nach einem sehr beschwerlichen Wege durch Wasser und über spitzige Steine gelangt man nach St. Martin, einem reinlichen Markt auf einer Anhöhe am Passerbache. Die Bauern, die sich im Wirthshause nach der Kirche eingefunden hatten, es war ein Sonntag, versammelten sich um mich und meine Reisegefährten, als hätten sie nie noch im Leben anders gekleidete Menschen gesehen. Sie umstanden uns dicht im Kreise und glotzten uns sehr ernst an, ohne ein Wort zu sagen, oder auch nur durch eine Bewegung zu verrathen, was in ihnen vorging. Es war die reinste Neugier, das starrste Staunen, die sich in ihrem ganzen Wesen kund gaben und die sich Alten und Jungen mitgetheilt hatten. Nicht anders konnten die wilden Insulaner ausgesehen haben, als ihnen Columbus die erste Visite machte; dieser Gedanke drängte sich mir unwillkürlich auf. Nachdem wir bereits wohl eine halbe Stunde so angestaunt da gesessen hatten, zog jemand von unserer Gesellschaft seine Cigarrendose hervor, machte Feuer und fing an recht appetitlich zu rauchen. Dieß war der Moment, wo die leblos scheinenden Gruppen um uns Bewegung gewannen. Sie lächelten, und in ihren Mienen malte sich etwas, das ich wie Abscheu deutete. Endlich drängte sich ein Alter zu uns und fragte — es waren die ersten Worte, die wir hier zu hören

bekamen — „ob denn das Zeug da nicht recht stark heißse?“ Der Raucher versicherte: ganz und gar nicht, und bot ihm eine Cigarre an, damit er selbst versuchen möchte. Der Alte lächelte aber und meinte: er verstehe nicht damit umzugehen und würde gewiß verbrennen. Als er die Frage, ob er sonst Tabak rauche, bejahte, drangen wir ihm eine Cigarre auf, die er unter großem Gelächter der Andern in den Mund steckte. Man mußte ihm nun förmlichen Unterricht ertheilen, da er anfänglich sie zu kauen begann und gar jämmerlich das Gesicht verzog. Wie er endlich im Zuge war, blickte er stolz umher, rief alle herbei und that sich nicht wenig auf sein Wagstück zu gut. Nachdem er bis zur Hälfte mit der Cigarre fertig war, überließ er sie einem jungen Burschen, der auch einmal versuchen wollte, aber dieser hatte kaum die ersten Züge gethan, als er triumphirend ausrief: „das müssen andere Leute auch sehen!“ und so ins Dorf hinabsprang.

In diesem Thale, unter diesen Leuten, lebte vor fünf und zwanzig Jahren, wo die Bekanntschaft mit dem Fremden wahrlich noch weniger vorauszusetzen ist, als in diesem Augenblicke, auf seinem angeerbten Hause am Sand, der Wirth André Hofer. Der sogenannte „Sand“ ist das steinige Passerufer selbst, und das Haus ist so nahe am Wasser gelegen, daß die Bewohner im steten Vertheidigungskampfe mit ihm begriffen seyn müssen. Das Geschlecht dieses Mannes war guten und alten Herkommens, und seit undenklichen Zeiten waren seine Voreltern „Sandwirth“ gewesen. Die Nahrung im Wirthshause war eben nicht sehr ergiebig, fremde Einkehr fand nicht statt, und der Thalbewohner zieht es vor, Sonntags seinen Wein dort zu trinken, wo ihn zugleich eine Kirche zur Andacht lockt. Hofer war in mißlichen Umständen. Er mußte zu einem Nebengeschäfte greifen, kaufte ein paar Pferde und „saamte“ (saumte)

über den Jaufen hinüber und herüber, Güter und Menschen. Hofer, der Sandwirth, war also ein Saumer dabei. Er war als ein rechtschaffener Mann bekannt, wegen seiner Armuth und seines herumziehenden Lebens aber stand er nicht in besonderm Ansehen; er war streng gottesfürchtig und von ziemlich beschränktem Verstande. Einen überwiegenden Hang zu Seltsamkeiten zeigte er oftmals. So liefs er z. B. ein Jahr nach seiner Hochzeit, da er vier und zwanzig alt war, den Bart stehen, der ihm später zu dem verhängnißvollen Ehrentitel: Général Barbon, verhelfen sollte. Auch in der Kleidung zeichnete er sich aus, denn er trug, der Mode seines Thales zuwider, einen grünen Rock, und hatte an den grünen Hosenträgern nach der Art des Etschlandes, da man in Passeyer blofs lederne trägt, ein kleines Muttergottesbild als Amulet angeheftet. Bis in sein vierzigstes Jahr erregte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hauste am Sande mit seinem Weibe, einem Sohne und drei Töchtern, suchte sie auf rechtliche Weise zu ernähren, so gut es ging, trieb seine Saumthiere über den Jaufen, verschacherte manchmal ein Pferd mit Vortheil, und quälte sich und müdete sich ab, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen. Man weifs nichts Anderes von seinen frühern Lebensverhältnissen; auch ist sicher nichts Bedeutendes daran gewesen, bis die Politik ihn sich zum Opfer erkor.

Wie der Plan, Tyrol aufzuwiegeln, ins Leben treten sollte, suchte man einen Mann, den man der Insurrection als Chef voranstellen könnte. Die Thäler wurden durchzogen, die Hütten durchforscht, und bei dem Hause am Sand Halt gemacht. Man hatte sich in der Wahl nicht getäuscht, André Hofer war der rechte Mann dazu. „Mißlingt die Sache, so kann es den Kopf kosten,“ diefs verhehlte man ihm nicht; aber Hofer ging dennoch auf alles ein,

Es heisst, seine Lage sey damals sehr bedrängt und ein Concurs dem Ausbruch nahe gewesen. Er zog heimlich nach Wien, kam zurück, und in seinem kleinen, niedrigen Stübchen mit dem Erker wurde der Congress gehalten und das Kindlein geboren, das die Felsen Tyrols mit Blut waschen, die Klüfte Tyrols mit zerschmetterten Gebeinen füllen, und Hofers breite Brust im Rondel von Mantua zum Ziel für zwölf französische Gewehrläufe bestimmen sollte. Gleich Muhammed wurde Hofer in seinem vierzigsten Jahre zum Haupte seines Volkes erkoren, gleich Muhammed ward er Krieger und nahm seinen Platz in der grossen Weltgeschichte ein; diefs sind aber auch die einzigen Beziehungen zwischen beiden. Der arme Saumer vom Jaufenberge und der arabische Kaufmann böten keine fernern Vergleichungspunkte dar, selbst wenn Hofers Katastrophe nicht so traurig gewesen wäre. Als Hofer Landescommandant geworden war, in der kaiserlichen Hofburg zu Innsbruck residirt, und Münzen hatte schlagen lassen, stand er auf dem Gipfel seiner Grösse. Er war dahin vom Glück und fast ohne sein Zuthun getragen worden, wie diefs gemeinhin zu gehen pflegt; Muth und Thatkraft zeigte er nur, als er den gefährlichen Posten annahm, den man ihm angetragen. Seine herrliche, selbst überraschende Persönlichkeit, seine schmucklosen, treuherzigen Reden, ganz im Charakter des Landvolks, dem er angehörte, seine schlichten, einfältigen Proclamationen, Tagsbefehle und Handschreiben sind bekannt genug. „Thut's oder laßt's bleiben!“ ist der Sinn von den meisten; seine Entschuldigung, wenn er gerechten Klagen nicht abhelfen konnte, war stets: „I kann nit überall seyn.“ Ein in schwerer Haft befindlicher Bürger, der sich an ihn wandte, erhielt zum Bescheid: „I kann nix machen, denn sie folgen mir nit.“ Als die Lehrer der Innsbrucker Schulen ihm aufwarteten, empfahl er ihnen

die Jugend aufs beste, und schloß mit den Worten: „Gebt's ihnen nur brav Vacanzen.“ Seine Anrede an das versammelte Volk, als er am 15 August 1809, im goldenen Adler zu Innsbruck, abgestiegen war, möge hier eine Stelle finden. Er hielt sie aus seinem Fenster, um 12 Uhr Mittag, und sie findet sich in vielen Exemplaren in Tyrol verbreitet. Sie lautete: „Grüßs enk Gott, meine lieb'n 'sbrucker! Weil ös mi zum Obercommendanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es seyn aber a viel andre do, dö koani 'sbrucker seyn; alle dö unter meine Waffenbrüder seyn wöll'n, dö mü'ssen für Gott, Hoaser und Vaterland, als tapfre, rödle und brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wer'n wöll'n; dö aber dö's nit thu'n wöl'n, dö soll'n haim ziehn! I roth' enks; und dö mit mir ziehn, dö soll'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so woher i Anderé Hofer hoafs; g'sogt hob' i enks, g'söchen hobt's mi, Bfied enk Gott!“ — Der Sebluß ist wahrhaft meisterlich, und des größten Feldherrn würdig! —

Nur von den Bauern gezwungen, übernahm André Hofer zum zweiten Male das Commando, und wie alles verloren war, flüchtete er in die höchsten Alpen hinter seinem Hause, gegen das Sarnthal zu, das, von unwegsamen Jochen eingeschlossen, im Winter nur schwer zugänglich ist. Hier hielt er sich Monate lang mitten im Schnee, in einer verlassenen Alpenhütte auf. In dem einsamen Salthaus am Eingange des Thals saßen seine Vedetten, um ihn bei nahender Gefahr sogleich zu benachrichtigen. — Warum er hier versteckt blieb, warum er nicht schnell seinen Bart entfernte und in anderer Kleidung, unerkannt, von Joch zu Joch fliehend, durch die ihm so gut bekannten Thäler Oesterreich zu erreichen suchte? Das gewöhnliche Urtheil spricht ihm im entscheidenden Augenblicke rasche Ueberlegungskraft und Geistesgegenwart ab. Ich kann mich dieser Meinung

nicht anschließen. Die edle Natur Hofers war zur Flucht und Verstellung nicht gemacht, er hoffte, gerechtfertigt vor der Welt, anerkannt von dem Volke und geachtet von dem Feinde, aus seiner Verborgenheit hervortreten zu können, er glaubte an eine Amnestie für sich und die Seinigen, nachdem die Händel vollkommen geschlichtet seyn würden.

Der an ihm verübte Verrath ist dem Geistlichen Donay aufgebürdet worden. Dieß ist auch ins Brockhaus'sche Conversations-Lexicon übergegangen. Der Geistliche hatte seine Vertheidigung gegen diese freche, auf nichts begründete Anklage niedergeschrieben; er erhielt jedoch nicht die Erlaubniß, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er ist nun todt; in Tyrol glaubt niemand an seine Verrätherei. Die allgemeine Stimme nennt einen Passeyrer, der früher mit Hofer in Zwist gelebt, als den, der ihn verrathen. Dieser Mann trug nach dem Ereigniß die Verachtung aller Uebrigen, und mußte, der ewigen Verfolgung müde, das Land verlassen. Er wandte sich nach Bayern, wo er als Wegaufseher eine Anstellung erhalten haben soll; der Lohn, der ihm von den Franzosen für seine schnöde That zu Theil ward, ist aber nur sehr gering gewesen. In Passeyer selbst hörte ich zum ersten Male über Hofers Gefangennahme eine neue Angabe. Ein Hirt suchte ein verlaufenes Stück seiner Heerde. Hofer erblickt ihn, und da auch er von ihm schon bemerkt worden war, so bietet er ihm drei Kronen und bittet ihn, er möge ihn nicht verrathen. Kurze Zeit darauf soll er gefangen genommen worden seyn. Die Geschichte ist nicht haltbar und durchaus unverbürgt.

Als die Franzosen ins Thal zogen, eilte keiner von den in Salthaus aufgestellten Spähern zu dem verlornen Manne, dessen Stunde gekommen war.

Die Ehren und Belohnungen, welche später der edle Kaiser auf die Familie seines getreuen Dieners

häufte, haben im eigentlichen Tyrol nicht den Beifall gefunden, den man sich hätte davon versprechen sollen. Während in der Gegend von Innsbruck alles von dieser gerechten Anerkennung durchdrungen ist, und sich, wie billig, einen Theil der Glorie zumißt, sind einige in Hofers Heimath und deren nächster Umgebung eben so wenig mit der ihm gewordenen Apotheose, als mit den ausgezeichneten Wohlthaten zufrieden gestellt, welche die Huld des Monarchen so reichlich über seine Angehörigen ausschüttete. Die Tyroler Treue hätte nach dieser Leute Meinung ein anderes Denkmal verdient, als das Standbild des Sandwirths, dessen kolossale GröÙe ihnen nicht kolossal genug scheint; die Verwöhnten messen alles nach ihren Riesenfelsen, und da erscheint denn der Stein in der Hofkirche zu Innsbruck freilich nur winzig. Vielleicht sind aber auch die Tyroler Felsen nur der einzige richtige Maßstab für die Tyroler Treue, den Tyroler Muth, die Tyroler Stärke. — Sie besitzen nicht jene Eitelkeit gebildeter Leute, die in dem wohlgemeißelten Sandwirth das ganze Volk erkennen wollen; nach ihrer Meinung hätte der Insurrection ein Denkmal errichtet werden, und Hofers Namen darauf neben andern glänzen müssen. Es ist hier nicht die große Armee, die sich in Napoleons Säule auf dem Vendomeplatze vergöttert sieht. Hofer war kein Feldherr, sein Leben wie sein Tod konnte dem Tyroler Aufstande keine Herrlichkeit verleihen; Hofers Standbild ist nur persönlich. — Die Wohlthaten aber, deren sich seine Familie erfreut und die einer gerechten, gütigen Regung in dem Herzen des Kaisers entquellen, können nur vom gemeinen Neide mißdeutet werden, um so mehr, da auch andern Anführern und Invaliden aus jener Zeit ähnliche Gnaden, wenn auch nicht in solchem Maße zugeflossen sind. Hofers Wittwe und Nachkommenschaft sind in den Adelstand erhoben worden

und beziehen reichliche Pensionen; des Kaisers Wohlwollen ist noch immer unerschöpflich, und jede Bitte der Familie wird gewiss berücksichtigt.

Das nunmehr berühmte Wirthshaus „am Sand“ war kurze Zeit nach dem sogenannten „Befreiungskriege“ das Ziel vieler englischen Wallfahrer, die mit ihrer großartigen Neugier und voll Freude über den Sturz Napoleons über den Jaufen heranzogen. Sie hatten Wellington, mit der kolossalen Lilie im Knopfloche, in Paris einreiten sehen, und waren bei der sonderbaren Procession, als Blücher in London einzog, wo nicht nur das Volk, sondern auch Damen in seinen Wagen zur einen Thür hinein, zur andern heraus drangen, zugegen gewesen; sie hatten „*Vive Henri IV*“ und „Heil dir im Siegerkranz“ mitgesungen und Theil genommen an allem, was der damalige Freudentaumel entstehen liefs; es war nun auch billig, die kleine, unbedeutende Frau zu sehen, deren Mann der Buchhändler Palm gewesen war, und die jetzt von einer englischen Pension in Nürnberg lebte, mehr aber noch die Wittwe Hofers zu besuchen, hier auf das Andenken des wackern Mannes acht Tage lang zu trinken und ein Stück seiner Kniebänder für die Sammlung historischer Gegenstände daheim mitzunehmen. In der That ist die gemslederne Hose Hofers, die auch mir gezeigt wurde, der Kniebänder beraubt, welche die Engländer nach und nach abgeschnitten haben; nur mit Mühe konnte man sie davon abhalten, Stücke aus der Hose selbst herauszuschneiden. Mit glühender Lust wetzten sie ihre Messer schon, um über die breiten Schenkel herzufallen. Jetzt hat diese Sucht nachgelassen. Hofers Andenken scheint in England vergessen zu seyn; möglich, daß der Fremde vor dem Standbild in Innsbruck sich seiner wieder erinnert und den beschwerlichen Jaufenpafs nicht scheut, um das bescheidene Haus „am Sande“ aufzusuchen.

Wenn man von St. Martin kommt und der hochgelegenen Jaufenburg, einer malerischen Ruine, zuwandert, erblickt man rechts ein Haus von zwei Stockwerken, deren jedes mit einer Galerie geziert ist, ganz unbegreiflich so dicht an den wilden Bach hingebaut, als wollte man ihn zum Kampfe herausfordern, während alle andern Anbauer auf den Höhen ihre Wohnungen anlegten, und dem lärmenden Gesellen sein Kiesbett und breites Erdreich zu beiden Seiten zum freien Spiel überließen. Das Haus ist von einem lockern Steindamme umzogen, und man hat einige unbehülfliche hydraulische Versuche gemacht, die Wuth des Wassers zu brechen. Ein Schild an langem Eisenarm enthält eine schön vergoldete Kaiserkrone und darunter die Worte: *Andre v. Hoffer* und *Anna v. Hoffer*, geb. *Ladurner*. Hier waren wir zur Stelle und traten ein. Eine Magd führte uns auf die Galerie des obern Stockwerkes, wo wir Gesellschaft fanden. Es waren die Beamten aus St. Leonhard, die einen Spaziergang hieher gemacht hatten. Ueber der Thüre zu Hofers Wohnzimmer hing die Scheibe, wonach bei Gelegenheit des Festschießens während der Beisetzung seiner Gebeine in der Hofkirche zu Innsbruck geschossen wurde; den Mittelpunkt machte das seiner Familie verliehene Wappen. Es ist in vier Felder getheilt; zwei davon sind Gold, zwei roth. Die goldenen enthalten den Tyroler Adler, wie er auf den im Jahr 1809 geprägten, und bereits unter die numismatischen Seltenheiten gehörigen Tyroler Zwanzigern zu sehen ist; und einen festen Thurm, auf Hofers tragisches Ende hindeutend; die rothen einen Lorbeerkranz und einen Gebirgsschützen mit angelegter Büchse. Wir schritten über die Schwelle in Hofers Zimmer; ich glaube, es sieht hier nicht mehr so aus, wie vor fünf und zwanzig Jahren, denn die geadelte Familie war bemüht, ihrem berühmt gewordenen Vater einige früher in diesen Wänden

nicht gekannte Eleganz anzudichten. Da hängen Hofers Bildnisse, einmal in farbigem Wachs, ein andermal in gut getroffenem Kupferstich, darunter eine kunstfertige Stickerei in Seide und Gold, von Hofers Tochter im Institute der englischen Fräulein zu Meran verfertigt; auf der zierlichen Commode zwischen Porcellan und Glas viele kleine Büsten des Kaisers u. s. w. Guter Sandwirth, was wufstest du von dem allem? Deines Kaisers Bild trugst du im Herzen, hattest es aber gewiß nicht so oft in deinem Zimmer; und die vornehme Stickerei! — dachtest du jemals daran, dein Kind bei den englischen Fräulein erziehen zu lassen? Armer Sandwirth! dein kleines Stübchen hätte ich sehen mögen, mit dem Wandkalender, wo du deine Anmerkungen hineinschriebst, mit dem Schreibpulte, woran du deinen kleinen Handel aufnotirtest, und manchmal sorgenvoll dir die Stirne riebst, nicht aus, noch ein mehr wufstest, bis dich dein Geschick nach dem Außerordentlichen greifen liefs. Ich sah mich ringsum, keine Spur von ehemals; dafür hing über der Thür ein großer Bogen Papier, und darauf standen die Worte mit Initialen:

„Hier wohnte der Alpenheld,

Dessen Asche Innsbruck bewahrt.“ —

Die gefällige Tochter, die Frau des jetzigen Sandwirths, zeigte uns die schwere Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers, und die Kleidung, welche Hofer an dem Tag in Innsbruck trug, als sie ihm umgehängt wurde. Den breiten Gürtel zieren die Buchstaben:

E. V. A. H. O. R. V. T.

Andreas Hofer, Obercommandant von Tyrol, ist leicht verständlich; das E. V. im Anfange wufste man mir jedoch nicht zu entziffern. Den Hut hatten ihm die Ursulinerinnen gar schön verziert und aufgeputzt; auch er hat die obige Inschrift in Gold auf breitem

Bande

Bande gestickt. Bei der letzten Anwesenheit des Kaisers in Meran zogen auch die Schützen aus Passeyer, die schönen riesengroßen Männer, sehr langsam und feierlich heran. Der Sandwirtb, André Erb, Hofers Schwiegersohn, führte sie an, gekleidet in dieselbe Tracht, die Hofer an seinem höchsten Ehrentag in Innsbruck getragen.

Wir hatten gehört, daß die nunmehrige Frau von Hofer nur schwer zu bewegen sey, neugierigen Fremden Rede zu stehen, und daß sie gewöhnlich sich in ein Zimmer verschliesse, wo sie niemand zu Gesichte bekomme. Man hat uns dieß als einen dummen Stolz geschildert, und die arme Frau, die so viel Unglück in ihrem Leben gehabt, mit sehr gehässigen Farben gemalt. Uns sollte ein günstiger Stern leuchten. Wie man uns im Hause sagte, erwartete sie in kurzer Zeit ihre Tochter, das Fräulein v. Hofer, aus Wien, und dieß hatte sie in die humanste Stimmung versetzt. Ich selbst sah zufällig den Brief, der die nahe Ankunft meldete, mit der Aufschrift:

*à Madame Nannette de Hofer,
née Ladurner,*

à

Passeyer.

Wenn Hofer das erlebt hätte, ob er sich wohl gefreut haben würde? —

Wir sahen von unserm Söller in ein kleines Gärtchen, wie man sie im Hochgebirge hat. Da war noch nichts verschönert worden. Knoblauch, Zwiebeln und Salat auf einigen Beeten, nichts weiter! Eine alte Bäurin bückte sich und pflückte Salat zum Nachtessen. Sie war groß, hatte ehrwürdige weiße Haare, und wenn sie manchmal den Kopf wandte, so zeigte sich ein bleiches Gesicht von edlem Ausdrücke, worin sich Kummer und ein alter Schmerz eingegraben hatten. Dieß war Frau v. Hofer selbst. Wir sahen ihr Alle mit stummer Theilnahme zu; niemand mochte

sie mit einer vorwitzigen Anrede bei ihrer Arbeit stören. Jetzt trat sie aus dem Garten, gab ihren Korb einer Magd und ging langsam ins Haus. Kurze Zeit darauf erschien sie auf dem Söller unter uns, die Hausleute und einige fremde Bauern, die eingekehrt waren, gesellten sich zu ihr, und nun kniete sie nieder, faltete die Hände und betete leise, und alle Andern mit ihr. Die Knieenden nahmen die ganze Länge der Galerie ein; neben der Alten knieten ein paar schöne Enkelinnen. Vor ihnen ragten die himmelhohen Berge, hinter denen die Sonnenscheibe zu verschwinden begann, unten rauschte die Passer, von St. Leonhard tönten die Glocken herunter. Es war ein stilles Gebet, nicht das leiseste Murmeln vernahm man; es währte lange, die Sonne war fort, und die letzte Röthe schwamm auf der Spitze der seitwärts liegenden Berge. Wir waren alle von diesem Gebet ergriffen. Ich ging nach seiner Beendigung hinab; der Sandwirth, ein hübscher, sauber gekleideter Mann, kam mir mit höflicher Freundlichkeit entgegen. „Meine Schwiegermutter,“ erwiderte er auf meine deshalb an ihn gerichtete Frage, „spricht nur wenig, aber sprechen können Sie deshalb doch mit ihr.“ Sie saß in einer Ecke des Söllers und schmauchte ihr Pfeifchen. Ja, ja! Frau von Hofer liebt sehr das Tabakrauchen, wie mir der Schwiegersohn selbst sagte. Wie ich auf sie zuzuging, stand sie auf und legte die Pfeife weg. Nur schwer war sie zu bewegen, sich zu setzen, die Pfeife wieder zu nehmen, durchaus nicht. Der Zwang, den sich die gute Frau meiner wegen auflegte, nöthigte mich, die Unterhaltung abubrechen. Diese Scheu, sich der Neugier der Fremden bloßzustellen, verbunden mit dem Ausdrücke der Würde, die selbst an äußerlichen Stolz streifte, gefiel mir sehr wohl. Eine gemeine Wirthin würde mit eitler Gesprächigkeit von den überstandenen Leiden und Gefahren die

Fremden zu unterhalten und anzuziehen suchen, und die alte Geschichte wie eine wohlgelernte Lection ableynern; die Wittwe des Sandwirths benimmt sich mit dem Anstande, welcher der Frau dessen ziemt, der in Innsbruck neben Kaiser Max erhöht wurde; sie, die einzige übriggebliebene Trägerin eines tragischen Geschicks, unschuldig dazu bestimmt, die grössere, schwerere Hälfte desselben zu erdulden.

In ihren eigenen Angelegenheiten zeigt Anna von Hofer viel Klugheit und Umsicht. Sie hat das Wirthshaus am Sand von den Gläubigern ihres Mannes befreit, wie sie selbst sich im Protokolle ausdrückte: „um sein Andenken zu ehren.“ Auch hiezu hat sie die Munificenz des Kaisers in den Stand gesetzt. Da sie ihre Pension bei weitem nicht verzehrt, so läßt sich berechnen, daß sie von dieser so wie von den andern reichlichen Geschenken bereits ein bedeutendes Capital sich erspart haben muß. Dieß hält sie jedoch sehr geheim, und man weiß nicht, wo sie ihre Gelder anlegt; man glaubt jedoch, daß sie den Viehhändlern Vorschüsse macht.

Wir gaben unsern Wunsch zu erkennen, zu übernachten; man schien überrascht, und entschuldigte sich lang und breit, und bat, daß wir fürlieb nehmen möchten, indem man auf den Empfang von Gästen nur wenig eingerichtet sey. Trotz dieser Einleitung von schlechter Vorbedeutung fanden wir alles in diesem, in der That außerordentlichen Wirthshause vortrefflich. Ein reichliches Abendessen: Suppe, Mehlspeise, gebratene Hühner, Compot, Salat, Früchte und Kuchen, guter Wein, und am andern Morgen guter Kaffee; wir konnten mit allem sehr zufrieden seyn. Ich schlief in Hofers Bett und ruhte ohne Traum, von dem Marsch und den Erscheinungen des Tages ermüdet, bis zum Morgen, trotz eines furchtbaren Gewitters, das während der Nacht durch Passeyer gezogen war und die Mauern

des Sandwirthshauses tüchtig erschüttert hatte. Um vier Uhr machten wir uns auf den Weg, der von der ausgetretenen Passer ziemlich unwegsam gemacht war; auch die Kellerlahn war ausgebrochen, und wir hatten einen beschwerlichen Marsch. Doch achtete ich dessen weniger, als meine Reisegefährten, denn der Abend in Hofers Hause hatte mich für alles entschädigt.

Wen hätte Hofers Schicksal nicht innig ergriffen? Ich war damals noch ein Knabe, wie der Tyroler Freiheitskampf diese Thäler durchwüthete; ich lebte an dem fernen Strande der Ostsee, aber die Kunde davon, wie sie zu mir drang, machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Ich versuchte es später, Hofer selbst zum Gegenstand eines Drama's zu machen, das in Königsberg angefangen, in Warschau fortgesetzt, und in Chalons an der Marne beendigt wurde. Welche Begriffe spiegelt uns die Jugend von solchen Gegenständen vor! Was wufste ich von dem Leben der Alpenvölker, von ihrem Charakter, von ihren Empfindungen und Gefühlen, Gewohnheiten und Thaten? Welchen Hirngespinnsten suchte ich ein Scheinleben anzuhauen, wie verfehlt war alles, wie verzeichnet! Nur die Begeisterung war ächt, die das Ganze geboren hatte, und diese allein war vielleicht einiges Lobes nicht ganz unwürdig. Ich denke nicht daran, hier ein Bruchstück jener Dichtung einschalten zu wollen. Diese Blätter sind der Wahrheit gewidmet; sie sollen Gefühle schildern, wie sie durch die Gegenstände wirklich erzeugt wurden, nicht wie sie ein Fieberrausch am einsamen Studirtisch zu erregen vermag. Darum will ich hier einige Nachrichten folgen lassen, die ich den Mittheilungen zweier Männer verdanke, welche der Zufall in Hofers Nähe brachte, und mit seinem Schicksal auf das engste verwebte.

Ich habe ihre Worte nicht verschönert, und mich nicht bemüht, aus ihren schlichten Persönlichkeiten interessante Helden zu machen. Auch mag das, was sie mir erzählten, nicht eben von besonderm historischem Interesse seyn; die großen, weltgeschichtlichen Ereignisse aus jenen Tagen sind sattsam bekannt, und sollten daher hier nur oberflächlich des Zusammenhangs wegen berührt werden, aber das kleine Detail, die naive Umständlichkeit, wird im Geleite der Wahrheit diesen anspruchlosen Genrebildern, neben glänzenderen Schilderungen, immer einigen Werth lassen, und auch dazu dienen uns die charakteristische Persönlichkeit Hofers näher vorzuführen.

V. Capitel.

Episoden von 1809.

1) Hofers Adjutant. — 2) Hofers Schreiber. — 3) Abschiedsbrief Hofers an Herrn von Pühler in Neumarkt, vier Stunden vor seiner Hinrichtung geschrieben. — Ein Tagesbefehl Hofers nebst *fac simile*.

I.

Hofers Adjutant.

1.

In Schlanders, dem Dorfe, das jedermann kennt, der das Vintschgau bereiset, — es ist eben keines von den ansehnlichsten — bekleidete ich seit einigen Jahren den Posten eines Schulmeisters. Ich hatte ein Weib und ein paar Kinder, war frisch und gesund, und konnte auskommen, und mehr wünschte ich nicht. Ich glaubte bis an mein seliges Ende in diesem zufriedenen Verhältnisse bleiben zu können; allein der Himmel hatte es anders beschlossen.

Es war am weissen Sonntage des Jahrs 1809, gegen Abend — ich werde jenen Augenblick nie vergessen — als wir unser Mehrere beisammensitzen im untern Wirthshaus an der Brücke, und von unsern speciellen Angelegenheiten sprechen. Im Lande war der Rumor schon losgebrochen, obgleich es bei uns noch ziemlich ruhig war. Wir begnügten uns bis dahin

darüber zu schwatzen. Ich war die friedfertigste Natur von der Welt, und dachte, was dich nicht brennt, darfst du nicht löschen, daher verlief ich das Wirthshaus, nachdem ich meine Zeche bezahlt hatte, und machte mich auf den Heimweg. Es war kalt, der Mond schien hell, und leichte Schneeflocken fingen an niederzufallen. Mir war ganz kreuzwohlauf. Da begegne ich Frischmann, meinem Nachbar und guten Freunde. Er eilt hastig an mir vorüber. „He, Frischmann!“ ruf’ ich ihm zu, „was gilt’s so eilig? im Brückenwirthshaus sitzen’s noch alle beisammen.“ — „Ha, du bist’s?“ spricht er und bleibt plötzlich stehn, und dicht zu mir tretend, ergreift er meine Hand, sieht sich geheimnißvoll um, und sagt ganz leise: „nun, gut daß du’s bist — ich will eben einige wackere Männer zusammenrufen — es geht Großes vor in Schlanders — der Kaiser selbst ist da und ist bei mir im Hause.“

Man kann leicht denken, was ich da für Augen machte! Aber lang Besinnens war nie meine Sache, auch hatte Frischmann keine Zeit mir Rede zu stehen, wie er daher zur Brücke hinunterlief, stieg ich zur Kirche hinan, und begab mich in sein Haus, wo ich schon eine Menge Leute aus Algund, Rabland, und der ganzen Umgegend in ihrem Sonntagsstaate beisammen fand. „Der Kaiser ist droben! Unser Franzel!“ so summten sie durcheinander, „er kommt zu seinen braven Tyrolern, weil ihn die Andern verlassen haben.“ Ich hatte Mühe hinaufzukommen, wo noch mehr Volks versammelt war, und endlich erblickte ich den Fremden, der von der Menge für den Kaiser gehalten wurde. Es war ein hagerer Mann, in den besten Jahren, er trug eine Jägeruniform, und ich hatte nicht sobald einen Blick auf ihn geworfen, als ich auch sogleich wußte, daß dies nicht der Kaiser sey.

Er war mitten im Reden, als ich eintrat. Seine

hohe Stirne, von wenig Haaren nur bedeckt, leuchtete, seine Augen blitzten, und die Wangen glühten. Wie mich die Bauern sahen, machten sie Platz, und schoben mich in den innersten Kreis, der den Fremden umgab, dem ich nun gegenüberstand. Er sagte, daß er gekommen sey, den Landsturm zu organisiren, und daß wir rasch dazu thun müßten, und zwar noch in diesem Augenblicke. In mir regten sich zwar allerlei Bedenklichkeiten, aber ein Blick auf meine Umgebung zeigte mir bald, wie unklug es seyn würde, sie hier laut werden zu lassen. Die Bauern waren mit einem Male wie ausgewechselt; sie jauchzten und sprangen, daß die Fenster klirrten und der Boden dröhnte, sie ließen den Kaiser hochleben, und drängten sich zu dem Fremden, um ihm die Hände und die Rockschoße zu küssen. Mir wurde angst und bange bei dem unsinnigen Lärm, und ich wollte mich davon machen. Dieß bemerkten aber die Bauern, und halb mit drohender, halb mit feierlicher Gebärde, fingen sie mich auf und schoben mich wieder in die Mitte des Zimmers, dem Fremden gegenüber, und schlossen einen weiten Kreis um mich.

„Was wär' denn das?“ fing Einer an, „das ist der Schulmeister, den wir jetzt so nöthig haben, und der will uns auf und davon gehn? Der Landsturm ist organisirt, und du, Schulmeister, bist unser Commandant!“

„Ja, du bist unser Commandant!“ schrien die Andern, jauchzend, lachend und pfeifend durcheinander.

Ich kann nicht mehr sagen, wie mir damals zu Muthe war, denn ich war fast besinnungslos. Endlich brachte mich ein Befehl zu mir selber, der mir, dem Commandanten, von meiner Mannschaft ertheilt wurde. Ich sollte sogleich den königlich bayerischen Rentbeamten aufheben, so lautete er. Meine Bestür-

zung war so stark, daß ich in dem Augenblicke das Wort „aufheben“ im gewöhnlichen Sinne verstand, und meine Schwächigkeit und des Rentbeamten Umfang erwägend, ängstlich ausrief: „Nein, nein, das geht wahrhaftig nicht an!“

Der Fremde aber sprach mir Muth ein, und meinte, daß dieß allerdings der erste, dringendste Schritt wäre, den ich in meiner neuen Eigenschaft zu thun hätte, und daß ich mich des Vertrauens würdig bezeigen sollte, womit mich meine Landsleute beehrten. Er sagte ferner, meine Kenntnisse des Lesens und Schreibens, die ich als Schulmeister nothwendig haben müßte, qualificirten mich auf jeden Fall zur Commandantenstelle, und wenn es mir an persönlichem Muth und entschiedener Fassung fehlen sollte, so könnte ich mir ja ein paar Adjutanten erwählen, die damit besser versehen wären als ich. Diese Zusprache that ihre Wirkung. Ich ließ die Bauern sogleich in Reih und Glied treten, um mir die Adjutanten zu suchen. Alle sahen mich muthvoll und freudig an; jeder von ihnen wollte mein Adjutant seyn. Sie blinzelten und winkten mir zu, sie bissen sich mit pfißigen Mienen auf den Daumen, sie schnalzten und riefen auch wohl laut, während ich sehr ernst die Reihe hinabging und endlich mir zwei vorläufig erwählte, die mich zur Gefangenennahme des Rentbeamten begleiten sollten. Es waren die gefürchtetsten Robler oder Raufer der ganzen Gegend, die es mit zwölf aufgenommen haben würden, und ich war unter dem Schutze dieser sonderbaren Adjutanten vollkommen sicher.

Die Menge zertheilte sich in kleinen Haufen hie und da im Orte, und ich ging von meinen Adjutanten begleitet zum Wirthshaus an der Brücke, wo ich vor einer halben Stunde ungefähr den Rentbeamten mit der größten Unbefangenheit verlassen hatte.

Dieser gute, wackere Mann, der bei seinem lie-

ben Gläschen sitzen geblieben war, und keine Ahnung von dem hatte, was sich in der Zwischenzeit mit mir zugetragen, sah mich kaum eintreten, als er mit lachender Miene sich nach mir wandte, und mir freundlich entgegenrief: „Ei, sieh da! Herr Schulmeister! haben's etwas vergessen?“ Diese Freundlichkeit hätte mich bald außer Fassung gebracht, aber ein Blick auf meine Adjutanten, und ich drückte den Kopf in den Nacken und trat fest auf ihn zu, sprechend: „Sie sind mein Gefangener.“

Der Rentbeamte lachte laut auf und meinte, ich wollte einen Scherz mit ihm treiben, wie sich aber die Bauern ins Zimmer drängten mit tollem Lärm, auf Bayern und die Franzosen schimpfend, wie Frischmann auch herbeieilte und schrie: „Aus ist's mit Euerm Regiment! es hat einmal wieder Oesterreicher hereingeschnieben an allen Enden ins Tyrol!“ und es nun von Minute zu Minute immer lauter und tobender wurde, da sah der arme Mann wohl ein, daß es das Beste seyn würde, geduldig sich drein zu ergeben, und als mein Gefangener mit mir zu gehen.

Nachdem er in Verwahrung gebracht war, suchte ich den Fremden auf, den ich nun für einen kaiserlichen Commissär ansah. Er aber war schon weitergereist, um den Landsturm auch an andern Orten zu organisiren, wie sie es nannten. Eine schöne Organisation! Da stand ich nun, ich armer Commandant, und wußte mir nicht zu rathen, noch zu helfen. – Meine Frau weinte, wie ich ihr alles erzählte. Als ein unschuldiger, stiller, friedlicher Mensch war ich Nachmittags ins Wirthshaus gegangen, als offener Rebell betrat ich mein Haus am Abend wieder. Ging nun die Sache schief, wie es fast nicht anders möglich war, so war mein Leben verwirkt. Diese Betrachtung und das Jammern meines Weibes brachten mich jedoch so in die Wuth,

dafs ich beschlofs das Aeufserste zu wagen, um einen glücklichen Ausgang herbeizuführen. Ich war nicht zum Helden geboren, aber diese wenigen, entscheidenden Momente hatten zum mindesten einen gewissen Grad von Entschlossenheit in mir erweckt. Der Gedanke: „ich will mich der Sache meines Vaterlandes weihen!“ erhob mich. — Ich trat hinaus vor die Thür; es schneiete heftig. Ich blies den Rauch meiner Pfeife in das Gekräusel der Flocken, und dachte über meine nächste Zukunft. Es wird blutige Köpfe setzen, sagte ich zu mir, und du bist nun dazu berufen, eine grofse Rolle in dem Freiheitskampfe mitzuspielen. Ich beschlofs, mir vorläufig eine Uniform machen zu lassen, dann stand ich noch lange im Schnee und in der Kälte; spät am Abende suchte mich Frischmann auf. Weilst du, Schulmeister-Commandant,“ rief er mir zu, „wer der Fremde gewesen ist? Der Kaiser war es nicht gewesen, aber ein kaiserlicher Commissär, und Hauptmann Teimer heifst er!“ —

2.

Ich unternahm eine Reise nach Botzen, die förmlich einem Triumphzuge glich. Wir waren jetzt im Anfange des Mai. Innsbruck war in unsern Händen, und seit acht Tagen hatten die Bayern auch Trient geräumt. Obgleich ich bei keiner dieser Affairen gewesen war, so hielten mich die Leute doch für einen Helden. Wo ich mich in meiner neuen Uniform, die mir unser ungeübter Schneider in Schlanders nicht besonders anpassend gemacht hatte, nur blicken liefs, erregte ich den allgemeinsten Enthusiasmus. Ich erreichte mit einem starken Gefolge muthiger Vaterlandsvertheidiger, die sich mir als freiwilliges Geleite aufgedrungen hatten, das Ziel meiner Reise. Auf dem Marktplatze begegnete ich einem stattlichen Herrn zu Pferde; wie der meiner

ansichtig wurde, sprang er herab, umarmte mich vor allem Volke, und führte mich an der Hand in seine Wohnung, wo ich mit ihm zu Mittag essen mußte. Es war der Herr von H * * *. Gleich nach dem Essen ernannte er mich zu seinem Adjutanten. Der arme, unbekannte Schulmeister war somit in sehr kurzer Zeit, ohne sein Zuthun, und ohne überhaupt irgend etwas Bedeutendes ausgeführt zu haben, zu einem vornehmen Herrn avancirt.

Gegen Abend kam ein Bauer und brachte etwas Geschriebenes. Es war ein Schmählibell gegen Oesterreich. Er hatte einen Kerl ertappt, der es heimlichsvoll unter das Volk zu bringen bemüht gewesen war. Der Kerl wurde vorgeführt; der Schuft war ihm an die Stirn geschrieben, er zitterte und weinte und bat um sein Leben. H * * * war außer sich vor Wuth. Wenn er denjenigen angeben wolle, der ihm die Schrift eingehändigt habe, so sollte ihm das Leben geschenkt seyn, war die Bedingung. Der Mensch verstand sich sogleich dazu, und ich erhielt den Auftrag, den Verfertiger des Libells gefangen zu nehmen. Mit schwerem Herzen vernahm ich, daß er in Meran wohne, denn viele Freunde und Verwandte hatte ich dort. Mein Führer wußte weder den Namen, noch sonst etwas Näheres, und seine übrigen Angaben klangen so verworren, daß ich mir daraus nichts zusammenreimen konnte. Mein Trost blieb also, daß ich bei mangelnden Beweisen den von ihm Bezeichneten gar leichtlich hätte freisprechen können. Wir kamen nach Meran, und mein Führer brachte mich zu einem mir sehr wohlbekannten Hause. Ich erschrack heftig; sein Bewohner war ein armer Mann und mein Vetter. Es half aber nichts, ich mußte meinen Auftrag vollziehen. Im Hinansteigen der Treppe dachte ich, er wird wohl gescheidt seyn und nicht gestehen, und dann muß sich der Bauer geirrt haben.

Wir trafen unsern Mann beim Halbmittag. Wie er uns erblickte, setzte er sein Glas aus der Hand, zog die Augenbrauen zusammen, und sprach mit fester Stimme: „Ich weiß, wen Ihr sucht, und weshalb Ihr kommt. Ich bin schon der Rechte; ja ich bin's gewesen.“ Mir lief es dabei ganz kalt über den Rücken. „Wie ist es denn aber nur möglich!“ rief ich aus, „hast du denn nicht an dein Weib und Kind gedacht? darauf steht's Erschießen!“ — „Das ist mir alles gleich,“ sprach er trotzig, „die Wahrheit muß deshalb doch Wahrheit bleiben! Ihr werdet schon Zeit genug dahinter kommen.“ — „Aber lieber Bruder,“ fing ich jammernd wieder an, „kannst du denn nichts zu deiner Entschuldigung vorbringen? Suche dich zu retten, ich will alles thun.“ —

„Thu' du nur deine Pflicht,“ erwiderte er, „sonst will ich nichts mit dir zu thun haben. Soll ich hier sogleich erschossen werden, oder muß ich mit dir gehen. Mir ist alles gleich!“

Ich stand da, betrachtete meinen Vetter mit Thränen in den Augen, und wußte mir nicht zu rathen noch zu helfen. Da kam seine Frau dazu und weinte, und bat, und wie nichts helfen wollte, und er immer dabei stehen blieb, er habe gethan, was ihm seine Pflicht geboten, so beschloß ich fortzugehen, um mich bei einigen Freunden Rath zu erholen, was in dieser Sache zu thun sey; denn diesen Mann, meinen Vetter, an das Kriegsgericht ausliefern, dazu konnte ich mich nun und nimmer verstehen; das konnte das Vaterland und der Kaiser von dem gewesenen Schulmeister nicht verlangen.

Wir kamen darin überein, ihn für wahnsinnig zu erklären, und der Physicus stellte eine Bescheinigung hierüber aus; damit machte ich mich wieder auf den Weg, ohne meinen Vetter mehr gesehen zu haben.

„Bringen Sie ihn?“ rief mir der Herr von H*** entgegen, als er mich kommen sah. „Nein, ich bringe

ihn nicht,“ sprach ich, „denn er ist wahnsinnig.“ Und damit überreichte ich den Schein des Physicus. Mein Chef gerieth zwar abermals in grofse Wuth, aber ich konnte denn doch nicht helfen.

Nach diesem Vorfalle rückte ich dem Kriegsschauplatze näher. Wir gingen nach Trient, wo die vielen, genugsam bekannten Affairen vorfielen, von denen ich nichts berichten will, weil ich nur sehr geringen Theil daran nahm. Die glänzende Rolle, die ich aber hatte übernehmen müssen, kam mir theuer genug zu stehen, denn ich hatte weder zu beißen, noch zu brechen, langweilte mich ganz fürchterlich, und sah dieses Elends kein Ende. Auch mein bisheriger Chef, der Herr v. H * * *, kam mir ganz sonderbar und geheimnißvoll vor, so dafs ich ihm nicht mehr recht trauen mochte. Mein Entschluß war daher bald gefafst: ich wollte zum Sandwirth. Dort dachte ich mir, geht das Ding anders; dort bist du mehr bei den Deinigen, durchschaust leichter das Spiel, und weißt, wo es mit allem hinaus will. Gedacht und ausgeführt war Eins. Ich ging nach Sterzing. —

3.

Es war im Anfang des Julius. Innsbruck war bereits wieder von uns geräumt worden, und die größte Unordnung herrschte unter den Gebirgsleuten. Die Macht war auf keine Weise zusammenzubalten. Es hatte sich die Nachricht von der Schlacht von Wagram verbreitet und von dem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Oesterreich. Viele glaubten daran, viele nicht. Hofer war aber noch immer Commandant von Passeyer, und führte zugleich das ihm von Herrn v. H * * * anvertraute Commando über Südtirol. Um diese Zeit war es, dafs ich mich zu ihm begab. Ein Vetter von mir hatte sich mir zur Begleitung angetragen. Wir gelangten ohne besondere Abenteuer spät am Abend bei Sterzing an, warfen

uns, in einem einsamen seitwärts gelegenen Häuschen, auf die Streu, um auszuruhen, weil wir am andern Morgen früh zum Sandwirth aufbrechen wollten. Wir waren müde und schliefen daher bald sehr fest ein. Plötzlich werde ich aufgeschreckt. Es ist, als ob ein fürchterliches Erdbeben das Haus erschüttere; ich wecke meinen Vetter, der aber lächelt, horcht auf und spricht: „die sind aneinander, da geht es sakrisch her!“ Wir sogleich in die Kleider und auf und davon. Es war ein heißer Morgen; wir hatten geladen und schossen so gut in den Feind, wie die andern. Den Sandwirth aber bekamen wir nicht zu sehen, der hielt in Kalch, um die lässige Mannschaft selbst anzutreiben. Unsere Kanonen wurden trefflich bedient; aber die Franzosen hatten keine Munition mehr und schossen Uhrgewichte und was ihnen nur unter die Hände kam. Wir, ich und mein Vetter, standen beim Gasteig und hielten uns tapfer. Wir Tyroler hätten an jenem Morgen das ganze Bündel Franzosen gefangen nehmen können, wenn's des Himmels Willen gewesen wäre. Aber mit einem Male wird geblasen, und ein Officier, mit einem weißen Tuch, erscheint an der Brücke. Sogleich mußte mit Schiessen eingehalten werden, denn das war ein Parlamentär; das wußten wir schon. Es wurde darauf ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Sehr viele unter uns waren damit unzufrieden. Wir sahen zu gut ein, daß uns der Feind überlistet hatte, um neue Kräfte zu sammeln und dann desto verderblicher sich auf uns stürzen zu können. Aber bald sollten wir noch ein traurigeres Loos erfahren. Die Waffenruhe zwischen Frankreich und Oesterreich wurde proclamirt, alle Häuptlinge erhielten Befehl, die Waffen niederzulegen, und jeder fernere Versuch sie zu ergreifen, sollte wie Hochverrath bestraft werden. Die Leute gingen mißmuthig auseinander, hierhin und dorthin, ich und mein Vetter gingen nach

Mittenwalde und wollten dort das Weitere abwarten. Da kam eines Nachts der Eisenstecken zu uns und sprach: er wisse es ganz gewiß, daß ein starkes Corps Oeserreicher durch das Pusterthal heranziehe; jetzt sey es Zeit, den Landsturm in der ganzen Gegend wieder aufs neue aufzubieten. Wir sollten handeln. — Sogleich machte ich mich auf den Weg und rief die Landesbewaffnung auf. Alle versprachen zu kommen. Mittenwalde war zum Versammlungsorte bestimmt. Nachdem ich die Runde gemacht hatte, blieb ich Nachts in Clausen, wo ich meinen Vetter wieder fand. Da warteten aber andere traurige Nachrichten auf mich. Mit den anmarschirenden Oesterreichern war es nichts, Eisenstecken war auf und davon, und selbst von dem Herrn v. H * * * hieß es nun zu unserm Schrecken, er habe das Land verlassen. Unsere ganze Sache schien in Wien aufgegeben zu seyn, und der Friede war vor der Thür. Jetzt etwas zu unternehmen, hätte mir übel bekommen können, und in solchen Zeiten hatte ich die Landesvertheidiger aufgebieten! Was war da zu thun? Ich verwünschte den Eisenstecken, dessen Betragen ich nicht begreifen konnte; ich nannte ihn einmal über das andere einen Verräther; das änderte aber nichts an meiner Lage. Die Nacht war bald verstrichen, und mit dem ersten Tagesscheine konnten die nächsten Landstürmer schon da seyn, um von mir die weitem Verhaltungsbefehle zu empfangen. Mir blieb nur Ein Mittel. Ich zog meine Uniform aus, kleidete mich in Bauerntracht, und machte mich mit meinem Vetter aus dem Staube. Wie wir so am grauen Morgen durch die Gebüsch dahinschlichen, gewahrten wir schon die Landstürmer auf der Straße nach Mittenwalde ziehen. Man kann sich leicht vorstellen, wie mir zu Muthe war. Wir schlugen links den Weg über die Gebirge nach dem Sarnthal ein, um dieser unruhigen Gegend, so schnell es gehen wollte, den Rücken

Rücken zu kehren und gelangten auf diesem beschwerlichen Wege, ohne Aufenthalt, nach Meran, wo ich alles, zu meiner grossen Freude, sehr ruhig und friedlich fand. Ohne Zögern gingen wir von hier weiter, und erreichten Schlanders, wo ich nach langer Abwesenheit und vielen Fährlichkeiten meine Frau wiedersah. Sie war sehr erfreut über die friedlichen Nachrichten, die ich in die Heimath mitbrachte, und eilte sie sogleich vielen von ihren Freundinnen mitzutheilen. Diese guten Weiber hatten genug gelitten und sich während der Abwesenheit ihrer Männer kasteit und geängstigt. An den Vorabenden von Gefechten waren sie in die Kirchen gelaufen, und hatten dort im brünstigsten Gebete, Tage und Nächte so lange zugebracht, bis sich das Glück entschieden hatte.

Die Mittheilungen meiner Frau hatten in Schlanders einen grossen Allarm verursacht, und bald strömte Gross und Klein herbei, um die Bestätigung von dem allem aus meinem eigenen Munde zu hören. Die Menge wuchs und belagerte meine Thür mit wildem Geschrei. Ich trat unter sie und erzählte alles, was sich zugetragen hatte und wovon ich Zeuge gewesen war; auch liess ich es an Ermahnungen nicht fehlen, dass sie Ruhe halten und sich in ihr unvermeidliches Schicksal fügen sollten. Meine Rede brachte eine überraschende Wirkung hervor; der Lärm legte sich sogleich; die meisten gingen fort, und nur einige Wenige begaben sich zu mir, um sich nach den Umständen näher zu erkundigen. Endlich sah ich mich mit den Meinigen allein, und konnte mich der Freude überlassen, dass alles so gut für mich abgelaufen war.

In Rabland hielt der Landsturm einige von den Herren gefangen. Nachmittag macht' ich mich auf den Weg, sie zu besuchen. Man hatte mir gesagt, dass die Bauern sie hart hielten, und mit Erschiessen

bedrohten, weil sie die Partei der Feinde genommen hatten. Da nun aber die Lage der Dinge so verändert war, so konnte es auch nicht den armen Herren als Verbrechen angerechnet werden, daß sie bayerisch gesinnt waren. Wie ich nach Rabland komme, finde ich die Herren beim Kartenspiel. Meine Nachrichten erfreuten sie höchlich, sie luden mich ein mitzuspielen. Meine Ankunft und das, was ich aussagte, hatte indess auch hier bald großes Aufsehen gemacht. Ich, in meinem Spiele vertieft, hatte keine Ahnung davon. Mit einem Male sehe ich, wie mein Vetter ängstlich, mit bleichem Gesichte hereinstürzt und mir ein Zeichen gibt; aber kaum bemerke ich das, als zwei riesenstarke Bauern ihm nachspringen und ihn zu Boden reißen, während einige Andere zu gleicher Zeit auf mich eindringen, und mich überwältigen. „Bindt's den Spion!“ schreien sie von allen Seiten, „der ist zum Erschiessen reif!“

Wir wurden nun ohne weiteres gebunden und in einem alten Stall auf die Erde geworfen. Hier war eine Art von Hauptwache etablirt, und die Bauern saßen um einen großen Tisch und zechten und sangen, während wir elendiglich da lagen und Zeit genug hatten über unsere nächste Zukunft ernste Betrachtungen anzustellen. Alle Augenblicke sprang einer von den Zechern in die Höhe, trat hart zu uns hin, und schrie wild: „ich erschlag' die Hunde!“ — dann wieder ein anderer: „ich erschieß sie!“ — endlich ein dritter: „ich bitt' euch, laßt mich mein' Stutzen probiren!“ aber immer blieb es dabei; man brachte die Wüthenden bald wieder zur Ruhe. Doch unsere Todesangst blieb dennoch dieselbe. Wir waren umgeben von betrunkenen Wütherichen, die alle geladene Stutzen bei sich hatten, und gleichsam wie zur Uebung, bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand abfeuerten. „Macht's euch gefaßt!“ schrien sie dazwischen, „bald kommt ihr an



die Reihe.“ Und in der That waren wir sehr gefasst darauf, und beteten im Stillen. Da sandte mir plötzlich der gnädige Himmel einen Trost. Der Commandant des Haufens trat herein, und sie begannen ernsthaft und leise über einen wichtigen Gegenstand, wie es schien, zu verhandeln. Ich spannte meine schärfste Aufmerksamkeit an und sperrte meine Ohren auf. Ich unterschied das Wort: Meran, und bald hatte ich weg, daß sie Meran mit Sturm nehmen wollten. In jenem Augenblicke konnte ich nicht über das Gräßliche dieses Vorhabens zurückschauern, sondern die lebendigste Hoffnung beseelte mich, ich glaubte in dem allgemeinen Getümmel mich durch die Flucht retten zu können. Die Bauern brachen auf, nachdem sie lange deliberirt hatten, und schienen uns ganz vergessen zu haben. Eine einzige Schildwache blieb bei uns zurück. Es war ein alter, krummbeiniger Bauer mit rothen Haaren, und einem ganz abscheulichen Gesicht. Wir hatten bei uns selbst überlegt, ob wir wohl mit ihm fertig werden könnten. Unsere forschenden Blicke mochten des Kerls Aufmerksamkeit wohl ein wenig ängstlich aufgeregt haben. Er näherte sich uns ziemlich treuherzig und fragte mit einem gutmüthigen Tone: „Wollen's eppa durch?“ — Ich winkte meinem Vetter, nicht zu antworten, denn ich traute dem Kerl nicht, weil er ein Rothkopf war.

Plötzlich entstand ein großer Lärm auf der Straße. Unsere Schildwache lief sogleich hinaus, um zuzusehen, was es gäbe; wir waren allein! Wir sahen uns eine Weile sprachlos an, ob es denn Wirklichkeit war, dann aber warf ich mich wie ein wildes Thier auf die Hände meines Veters, nahm seine Stricke zwischen die Zähne und dankte Gott, daß er mir ein treffliches Gebiß gegeben hatte. In wenigen Minuten waren die Bande meines Veters gelöst, und er hatte freie Hände, womit er die mei-

nigen lösen konnte. Wir begaben uns nun vor die Thür und mischten uns unter die Menge, die horchend dastand, während der Richter mit lauter Stimme Hofers Proclamation ablas, worin er alle ermahnte sich bereit zu halten, um beim ersten Aufgebot zu ihm zu stoßen. Dieß geschah am 4 August. Unter lautem Jubel verlief sich die Menge. Unbegreiflicherweise liefs man uns unangetastet; denn einige Male schien es uns, als ob die Bauern uns scharf ins Auge faßten.

So sah ich mich nun frei mit einem Male, obgleich ich diesen schnellen Wechsel der Dinge nicht zu begreifen vermochte. Was hatte sich ereignet, daß Hofer selbst wieder das Volk zum Aufbruch ermahnte? was hatte zu dem beabsichtigten Angriff auf Meran Veranlassung gegeben? Woher endlich kam diese Sorglosigkeit, womit man uns, die dem Tode verfallenen Gefangenen, bewachte? Ich hatte nicht Muße, diese Betrachtungen lange zu verfolgen, denn der Gedanke, mich und meinen armen Vetter vollends in Freiheit zu setzen, beschäftigte mich zu sehr. Platz und Straßen waren leer. Alles Volk war beim Wein oder bei der gewohnten Arbeit. Da seh' ich einen bewaffneten Bauer, den ich gut kannte. „Du kennst mein Unglück,“ spreche ich zu ihm, „ich will mich hier nicht erschießen lassen, und das wirst du mir nicht verdenken. Ich will zum Sandwirth. Magst du mir durchhelfen?“ — Der Bauer nickte und sagte: „Geht's mir nur immer nach. Wenn einer uns begegnet, so seyd ihr meine Gefangenen.“ Wir gelangten ins Freie; mehrere Bauern, die uns sahen, hielten uns nicht an, da sie uns in der bewaffneten Begleitung fanden. Ein gutes Stück vor dem Orte verließ uns unser Retter, und wir gingen nun auf der Straße nach Meran weiter fort. Schon sahen wir den Küchelberg und das ganze, reiche Weingelände welches das Etschthal vom Passeyerthale trennt, vor

unsern Blicken ausgebreitet, und wähten uns bald bei Hofer und in Sicherheit, als zwei Bauern uns eiligst nachsetzten, und trotz unserer verdoppelten Hast uns bald erreicht hatten. „Wohin?“ schrien sie uns an. „Zum Sandwirth,“ gab ich zur Antwort. „Wir wollen euch schon zu ihm bringen,“ erwiderten sie lachend. Und nun packten sie uns, nachdem sich noch einige zu ihnen gesellt hatten, und stießen uns vor sich her, immer den Weg nach Meran zu. In der Stadt wurde indess nicht Halt gemacht, sondern wir mußten durch Steinach, den steilen Berg hinan, bis nach Sanct Zenoberg. Hier im alten Schlofsthurm wurden wir vor ein Kriegsgericht von Bauern gestellt, die ohne weiteres uns zum Erschießen condemnirten. Am andern Morgen sollte das Urtheil vollstreckt werden. Ich berief mich darauf, daß ich zum Sandwirth wollte, man schien aber nicht viel darauf zu achten, und verschloß uns in dem alten Gemäuer, an dessen felsigem Fulse wir die wilde Passer die ganze Nacht brausen hörten, da uns beiden kein Schlaf in die Augen kommen wollte. Kaum brachen die ersten Sonnenstrahlen durch die kleinen, vergitterten Fenster des Thurms, so ward es im Schlofshofe lebendig, wir hörten laut sprechen und das Klirren der Waffen.

„Jetzt werden sie uns bald den Garaus geben, die Unmenschen!“ jammerte mein armer Vetter.

Die Thür wird weitaufgerissen, und so viel Tageslicht strömt mit einem Mal durch die Oeffnung, daß ich die Augen schliessen muß, um nicht blind zu werden. Einige Bauern treten ein und befehlen uns ihnen zu folgen. Ich sah betrübt auf meinen Vetter, und wir dachten beide, dieß sey unser letzter Gang. Draußen, im Schlofshof, standen viele Bewaffnete, im großen Halbkreise, ein Alter in dessen Mitte. „Schau,“ fing dieser an, als er mich erblickte, „wir sind hier alle zusammen, brave Kerls bei einander! Aber unser Hauptmann ist uns durchgegangen. Er

war selbst ein Herr aus Meran, den wir uns gewählt haben, weil er Geld hatte. Nun er uns unsere erste Löhnung zahlen soll, kneift er aus, und ist uns durch's Sarnthal durchgewischt. Wir wissen's recht gut, haben aber nicht Zeit ihn zu suchen. Mag er bleiben, wo er ist! Doch ohne Hauptmann können wir nicht seyn; und da wir wissen, wer du bist, und dafs du gut schreiben und lesen kannst, so machen wir dich dazu, und du sollst unser Hauptmann seyn, und uns anführen, wenn wir in die Stadt hinabgehen, um die Herren ein wenig zu zwicken.“

So sehr mich auch diese Anrede überraschte, so hatte ich doch Geistesgegenwart genug, meine vollkommenste Abneigung, diese Hauptmannstelle anzunehmen, in bündigen Worten zu erklären. Diefs machte sie zwar auf einen Augenblick stutzig, doch in dem nächsten schon schrien sie einstimmig, dafs mein Vetter ihr Hauptmann seyn solle. Er aber wurde ganz bleich und noch erschrockener, als er schon war, über diese ihm so plötzlich zugedachte Ehre. Ich merkte das nicht sobald, als ich dazwischen sprang und ausrief: „Auch er soll und wird euer Hauptmann nicht seyn. Wir sind ehrliche Leute und wollen nicht Theil haben an euern Plünderungen und Mordthaten. Erschiessen könnt ihr uns, hier stehen wir wehrlos! Unser Wille aber ist zum Sandwirth geführt zu werden.“ — Diese Sprache that ihre Wirkung. Die Kerle steckten die Köpfe zusammen und besprachen sich; dann machten sie einen von den Ihren zum Hauptmann, da sie ohne solchennicht seyn konnten, nach ihrer Meinung; hierauf wandten sie sich zu uns, und der neue Hauptmann sagte mit stolzem Tone: „kommt, jetzt wollen wir euch selbst, zum Andere führen!“

Nach einem Marsche von wenigen Stunden waren wir am Sand angelangt. Hofer safs wie ein Patriarch, in seinem langen Barte, vor der Thür, seine Kinder

um ihn spielend. Es war Abend, und außer dem Lärm, den die Passer hier machte, alles so still und ruhig, als wenn der tiefste Friede im Lande wäre. Wie der Sandwirth uns kommen sah, stand er auf und ging am Sand hinunter und fragte meine Begleiter: „Was habt ihr mit dem Mann?“ — Der Hauptmann führte mich und meinen Vetter vor und erzählte, daß zwei Bauern aus Rabland uns gefangen eingebracht hätten, und was sie von uns wußten. Hierauf mußte ich meine Sache vorbringen. Hofer erinnerte sich meiner, freute sich, daß ich wieder zu ihm gestoßen war, ermahnte uns alle, und machte uns auf der Stelle, mich und meinen Vetter zu seinen Adjutanten. Wir beteten und aßen zu Nacht mit ihm, und als der Mond aufgegangen war, und klar und freundlich die Straße beschien, sprach Hofer: „Auf Brüder! mit Gott über den Jauffen!“

Am andern Morgen lagerten wir wieder vor Sterzing. Hier kam der Eisenstecken zu uns, und brachte Geld von Oesterreich, das wir sehr nothwendig brauchten.

4.

Ich übergehe hier das mörderische Gefecht im Engpasse der Eisack und die weltbekannte Schlacht am Berg Isel. Was könnte ich noch darüber berichten, was nicht schon umständlich berichtet worden wäre? Ich bin kein Krieger von Profession, und obgleich ich in Hofers Nähe war, so wußte ich doch nicht viel von seinen Angriffs- und Vertheidigungsplanen zu verrathen. Auch er war kein gelernter Taktiker, und persönliche Tapferkeit und ein blindes Vertrauen auf die Mutter Gottes, waren seine schützenden Leitsterne, und wahrlich sie trügten nicht.

Wir schlugen den Feind und konnten unsern Einzug in Innsbruck halten. Was ihn am meisten verheerlichen half, waren ein paar bayerische Gene-

ralsdamen und vier schöne Schimmel, die wir Beute gemacht hatten, und worauf der Sandwirth nicht ohne einiges Vergnügen herabsah. Der Enthusiasmus in Innsbruck war allgemein, und die Liebe für den Kaiser und sein Haus ging in vollkommene Anbetung über. Vor den Bildern der Erzherzoge Franz und Johann, die bekanntlich an dem Triumphbogen in der Neustadt befindlich sind, wurden, wie vor Heiligenbildern, Kerzen angezündet. Wo der bayerische Löwe noch sichtbar war, schossen ihn die Bayern herunter. Dafür wurde ein alter Adler, den man in einer Kirche gefunden hatte, hervorgeholt, und vor dem landständischen Gebäude aufgehängt. Alles stieg, der Reihe nach, die Leiter hinan, und küßte und herzte ihn, und Viele riefen mit Thränen in den Augen, in der treuherzig naiven Landessprache: „Gelt, alter sacrischer S — z! seyn dir wieder die Flügel gewachsen?“ — Hofer bezog zwar das kaiserliche Residenzschloß, lebte aber hier eben so einfach, als ob er daheim am Sande wäre. Er hatte seine Leibwache aus Passeyrer Schützen, lauterriesenstarke, bildschöne Buben, die stets auf der Treppe und im Vorzimmer standen. Gab es Händel irgendwo in der Stadt, so schickte er einen von diesen dahinab, und der Respect vor ihnen war so groß, daß niemand eine Widersetzlichkeit wagte, und solch ein einzelner Mann Raufereien von fünfzig und hundert allein schlichtete. Er liebte seine Passeyerer ganz unmäßig. Nachts rief er die Schildwache zu sich ins Zimmer und sprach: „da setzt's euch nieder! müßt's ja ganz schwach werden!“ dann gab er ihnen Brantwein oder Wein zu trinken. Neben seinem Bette, das aus einem einfachen Strohsacke bestand, lag jederzeit ein Panzen *) Wein, und wenn er Nachts geweckt wurde, wenn Rapporte ankamen oder Or-

*) Ein mäßiges Faß.

donnanzen expedirt wurden, so pflegte er inzwischen ein paar Mal sich selbst einzuschenken. Seine Tafel war sehr einfach bestellt; er liefs für sich und seine tägliche Gesellschaft aus einem kleinen Wirthshause, unweit der Residenz, das Essen holen. Landesübliche Kost, Speckknödel und Sauerkraut, waren ihm das Liebste. Seine Tischgenossen und liebsten Freunde waren der sogenannte Holzknecht, der Stroblwirth aus St. Leonhard, und einige Wirthe aus Algund. Sie formirten zugleich seinen geheimen Kriegs Rath, seinen Generalstab und seine Generaladjutantur, und hatten in jenen Tagen den grössten Einfluß auf alle Tyroler Angelegenheiten. Obgleich alle Abende Theater war, so ist Hofer doch kein einziges Mal hingegangen. Er wehrte mir es aber nicht, und da es mir etwas ganz Neues war, so ging ich hin, so oft man spielte. Der Sandwirth liefs mich aber oftmals heraustrufen, wenn ihm dieß oder das einfiel, was er auf der Stelle ausgeführt zu sehen wünschte. Als er eines Abends am offenen Fenster stand, und viele Spaziergängerinnen, der Hitze wegen und wie es die damalige Mode mit sich brachte, mit bloßem Hals und Nacken sah, mußte ich sogleich einen Befehl aufsetzen, daß kein Weib unverhüllt mehr ihr Haus verlassen durfte. Kurze Zeit danach erfolgte auch ein Befehl wegen Abschaffung der Locken. Hierauf hielt er so strenge, daß er seinen Passeyern Befehl ertheilte, die Locken den Frauen auf der Strasse abzuschneiden; welches, wie man denken kann, nicht immer auf die sanfteste Weise ausgeführt wurde. — Jeden Abend betete Hofer im Kreise seiner Freunde und Genossen vor, dann wurde ein frugales Nachtessen genommen und schlafen gegangen. In dieser einfachen Weise wurde fortgelebt, die ganze Zeit, die wir in Innsbruck zubrachten. Nie hat wohl das Haupt einer Insurrection, mit den höchsten Ehren bekleidet, einer solch weisen Mäßigung Gehör gegeben.

Um diese Zeit überraschte uns das Vorrücken Rusca's. Der Sandwirth brach auf, um ihm entgegen zu ziehen. Mich liefs er mit Vollmachten in Innsbruck zurück, woselbst ich drei Wochen in seinem Namen die Geschäfte lenkte. Ich mußte so streng allen seinen gewöhnlichen Functionen mich unterziehen, daß mir auch die Pflicht oblag, des Abends vorzubeten. Ich zog mich mit ziemlicher Geschicklichkeit aus allen diesen schwierigen und nicht schwierigen Händeln, und hatte nur ein einziges Mal eine Mißbilligung von Seite des Sandwirths zu erfahren. Das war, als ich einen Mann, den ich dazu für tüchtig hielt, zum Commandanten vom Achenthal ernannt hatte. Da kam ein Gegenbefehl des Obercommandanten, mit Speckbachers Ernennung, weil der Posten gegen Bayern zu wichtig war. Im Uebrigen war er mit allem, was ich angeordnet hatte, sehr zufrieden. Nach dem Verlauf der drei Wochen wurde ich meiner Pflichten enthoben, und Hofer zog wieder in die Hauptstadt des Landes ein. Nun kam Eisenstecken, es war gegen das Ende des Septembers, auch wieder von Wien, und brachte vom Kaiser eine Gnadenkette mit der großen Verdienstmedaille für Hofer. Am 4 October hielt der Prälat von Wiltau das Hochamt, dann wurde ein Tedeum abgesungen und hierauf empfing unser Obercommandant knieend das Zeichen der Huld seines geliebten Kaisers. Viele weinten. Ach! es war in jenem verhängnißvollen Jahre Tyrols letzter Freudentag! — Während dieß sich in Innsbruck zutrug, wurde unser armes Land von aussen von allen Seiten hart bedrängt. Die Lage wurde immer ernster. Anfangs November drang der Feind ins Innthal, und wir mußten Innsbruck abermals räumen. Hofer zog sich den 5 November nach dem Berg Isel. Der Feind war in Innsbruck, wagte es aber nicht ihn anzugreifen, eingedenk unserer frühern Siege an dieser Stelle. So ge-

langten wir dann weiter unangefochten bis auf den Brenner.

5.

Jetzt hatten aber die Angelegenheiten Tyrols plötzlich eine entschiedene Wendung genommen. Das Land war für Oesterreich verloren, und weder Heldenmuth noch Ausdauer konnten es ihm mehr erhalten. Die Patrioten waren zerknirscht und vernichtet; ihr Kaiser selbst hatte sie aufgegeben, sagten sie. Wo böser Wille und Untreue bis jetzt in ihren Winkeln scheu versteckt lagen, da regten sie sich, und krochen an das Tageslicht hervor. Auch der Sandwirth begann an dem Erfolge zu verzweifeln. Seine Handlungen waren unbestimmt und schwankend; er vermochte keinen festen Entschluß mehr zu fassen. So hatte er z. B. einen Haufen Dragoner unterwegs zu Gefangenen gemacht, von jenem Gesindel, das Baraguay-d'Hilliers befehligte. Er schleppte sie jetzt in seinem Gefolge mit, wie eine Siegstrophäe, und sie waren uns nur lästig. Auf meine Bitte, liefs er sie frei ziehen, aber Mäntel und Pferde nahm er ihnen weg. Ich stellte ihm dieß Verfahren als eine Ungerechtigkeit vor, es half aber nichts. Ich bemerkte ihm, daß sie ihn auf seinem Weiterzuge Nachts im Wagen todtschiessen könnten, um sich in Besitz der ihnen genommenen Gegenstände zu setzen. Aber Hofer behielt, was er hatte. Er, der uneigennützigste Mann! aber sein Wille war nicht mehr frei in ihm; die äußern Umstände verwirrten ihn zu sehr.

Als wir das Wirthshaus auf dem Brenner erreicht hatten, fragte ich ihn ganz unumwunden, was er nun eigentlich anzufangen gedenke, da ja doch alles vorbei sey; es wäre am gerathensten auf seine Sicherheit zu denken, damit ihn nicht der Feind mit den Waffen in der Hand überfallen könnte. Er lachte

bitter und sprach: „Ja, wenn die Oesterreicher nicht über Sachsenburg herankämen! die Nachricht hab' ich.“ Dieß Gerücht, das sich immer von Zeit zu Zeit unter uns erneuerte, und ganz dazu geeignet war unsern Muth zu beleben, hatte eine fixe Idee bei Hofer erzeugt: durch das Pusterthal kämen die Oesterreicher ihm zu Hülfe, und es gälte nur so lange noch dem Feind offene Stirne zu bieten. An dem Abende desselben Tages sollte ihm jedoch diese letzte Hoffnung auch geraubt werden.

Wir saßen mit einigen wenigen Vertrauten im obern Zimmer des Wirthshauses, es war am 8 November, als der Wirth mit geheimnißvoller Miene zu uns eintrat und berichtete, es sey ein Bote vom Erzherzog angekommen. Voll Freude sprang der Sandwirth auf, und befahl, man solle ihn hereinbringen. Ein bleicher Mensch, ganz athemlos und ängstlich, trat ein, und übergab ein Schreiben, das in Halbmondform zusammengelegt, und mit einem Stückchen Wachs versiegelt war. Es enthielt die Bestätigung dessen, was wir alle so lange schon wußten, die Ratification des Wiener Friedens. — Der Sandwirth allein blieb hartnäckig bei seinen Träumereien von dem Anrücken der Oesterreicher. „Es kann ja gar nicht anders seyn!“ rief er ein Mal über das andere. Mir kamen die Thränen in die Augen, weil ich des edeln Mannes Verderben voraus sah. Der Ueberbringer des Schreibens, der wohl kränklich seyn mochte und von der Angst und Beschwerlichkeit des Weges sehr erschöpft, stand ganz unbeachtet von uns an der Thür, als er plötzlich in Convulsionen niederfiel und fürchterlich zu schreien anfang. Für Hofer, der sehr zum Aberglauben geneigt war, erschien dieß wie ein Wink des Himmels, dem Menschen nicht zu trauen. „Es ist eine List, von dem Feind ersonnen, damit ich mich ergebe!“ rief er aus, und nun erst betrachtete er das Schreiben von allen

Seiten und sah, daß das Wappen des Erzherzogs dem Wachse nicht aufgedrückt war. „Seht's wohl!“ schrie er triumphirend, „daß alles eitel Trug und List ist. Halt's den Kerl fest, er soll uns Morgen alles gestehen.“ Vergebens war mein Bemühen, ihm bemerklich zu machen, wie es mit der Krankheit des Menschen gewiß ganz natürlich zusammenhänge, und wie ein solches Schreiben, dessen Ueberbringer er war, unmöglich mit dem großen Siegel ausgefertigt werden könnte. Er aber blieb fortwährend dabei: „zeigt mir's Sigill, so werd' ich glauben, daß es vom Erzherzog kommt; sonst ist's nur eine List und nichts weiter. Und fangen lass' ich mich nit!“ — Er gab auf der Stelle Befehle, daß der Landsturm aufs neue sich um ihn versammeln solle, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Mir brach das Herz, ich trat auf ihn zu, und erinnerte ihn an unser langes Beisammenseyn und wie er stets sich überzeugt hatte, wie ich ihm nur zum Guten rieth. „Wissen Sie,“ sagte ich, was Sie thun?*) Kennen Sie ganz das Gewicht der Verantwortung, das auf Ihnen lastet. Sind Sie von nun an, da Sie das Schreiben erhalten haben, noch Obercommandant?“ — Er ging im Zimmer auf und ab, blieb dann endlich, die Händ' im Hosenträger, vor mir stehen und sagte nichts, als die Worte: „Ja, du hast Recht!“

Mittlerweile hatte sich die Nachricht von der Ankunft des Boten verbreitet; zu den Vertrauten, die gegenwärtig waren, gesellten sich andere Anführer, und wie man stets das Unangenehme nicht gern glauben mag, so ging es auch hier. Die Meisten zogen die Aechtheit des Schreibens in Zweifel, und selbst die plötzliche Abreise des österreichischen

*) Es ist auffallend, daß Hofer, als Obercommandant — der Sitte des Landes entgegen — mit „Sie“ angeredet wurde. Dieß ist jedoch von den Bauern gewiß nie beobachtet worden.

Commissärs, der bis dahin immer bei Hofer geblieben war, vermochte sie nicht warnend zu überzeugen, Nur sehr Wenige erhoben ihre schwache Stimme, um den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Es war eine stürmische Sitzung, welche die ganze Nacht hindurch währte. „Krieg fortsetzen! Krieg fortsetzen!“ schrie es an allen Enden. Ich saß am Ofen und weinte. Hofer stand auf, ging zu mir hin, und fragte, warum ich nicht mitstimmte. „Es ist mir nicht wohl,“ antwortete ich, „ich habe schreckliche Zahnschmerzen.“ Dieß war in der That der Fall. „Was ist denn das?“ sprach er darauf wieder, indem er mir mit der Hand über die Backen fuhr: „du weinst ja?“ — „Es ist ein rauchiger Ofen,“ sagte ich, „und der Rauch beißt mir die Augen.“ Und nun, um allen weitem Fragen zu entgehen, fügte ich noch hinzu: „ich lasse mir einen Zahn ausziehen.“ Ich ging wirklich zum Feldscheer, und wie ich wieder zurückkomme, ist die Kriegserklärung schon abgefaßt und unterschrieben.

Am nächsten Morgen kam die Nachricht, daß die Franzosen näher rückten, und der Sandwirth erneuerte seine Befehle zum allgemeinen Aufgebot. Ich trat mit sehr gerührtem Herzen zu ihm hin. „Sie wollen das Letzte wagen,“ sprach ich, „und ich bin zu schwach, Sie zurückzuhalten. Was Sie von nun an thun, wälzt eine schreckliche Last auf Ihre Seele, und gesellt Sie den offenen Rebellen zu. Ihr Kopf allein muß es vertreten, was jetzt über das Land verhängt werden wird. Bedenken Sie, daß Sie außer dem Gesetz und Völkerrechte stehen, und daß Sie weder Hülfe noch Fürsprache zu erwarten haben, wenn Ihr Schicksal Sie in die Hände Ihrer Feinde fallen läßt.“ Er drückte mir die Hand, und sah mich gerührt an. „Für alle Fälle ist gesorgt,“ antwortete er mir. „Geht es dießmal schief, so fliehe ich mit einer Sicherheitscharte von Eugen nach

Oesterreich oder zum König von Bayern. Diesen Ausweg behalte ich mir stets offen.“ — Ich konnte ihm nichts mehr als die Worte, von Schmerz überwältigt, zurufen: „Und i geh hoam!“

Ich verließ ihn zur Stunde; dieß waren die letzten Worte, die ich mit ihm wechselte. Er ging seinem traurigen Verhängniß entgegen. Meine Ueberzeugung zwang mich, seine Sache aufzugeben, ich suchte die Meinigen auf. Sowohl in Meran als auch in Schlanders fand ich alles ganz beruhigt, und nur die Gedanken an unser verlorenes Spiel und an Hofers gefährliches Beginnen, trübten meine Tage, und bildeten den Gegenstand meiner Gespräche mit den andern heimgekehrten Patrioten. Nach kurzem Verlaufe war alles so gekommen, wie ich es vorausgesehen hatte. Der Sandwirth war flüchtig geworden; statt aber ins Ausland zu gehen, hielt er sich auf den Alpen seines Passeyerthales verborgen, wo ihn jeder Augenblick der Verrath ereilen und der blutigen Strafe ausliefern konnte. In dieser Noth und Bedrängniß schickte er mir Boten über Boten, ich solle zu ihm kommen, um mit ihm über das Weitere mich zu besprechen. Ich ließ ihm erwidern, daß ich nicht im Stande sey ihm zu helfen und zu rathen, und mich nur ohne Noth der größten Gefahr aussetzen würde. In Schlanders selbst hegten die Meisten immer noch Mißtrauen gegen mich, und ich hatte mich daher mehr als ein Anderer in Acht zu nehmen, wenn ich nicht nach kurzem Proceß erschossen werden wollte.

Eines Abends steh' ich beim Wirthshause mit einigen Honoratioren und denke so bei mir: „Was mag jetzt wohl der arme André Hofer machen?“ da seh' ich in der Ferne einen Kerl, der mir Zeichen gibt, und bekannt scheint. Ich geh' auf ihn zu und erkenne wirklich einen Knecht von Hofer, der mich abermals und dringend auffordert, mit ihm zu seinem Herrn

zu gehen. Wie ich so mit ihm noch spreche, treten die Andern hinzu, und alle dringen so stark auf mich ein, daß ich mich endlich entschliefse, ihn zu begleiten. Ich eile nach Hause, meine Frau jammert, ich aber leg' ein schlechtes Gewand an, und folg' dem Knechte. Durch Meran konnten wir nicht mehr. Rusca war schon dort, und mit ihm das Piquet zur Gefangennahme des Sandwirths, der bereits verrathen war. Ich mußte daher über das Gebirge, über die hohe G'feis, weil die wälschen Truppen schon den Eingang ins Passeyerthal besetzt hielten, kaum war ich aber in Salthaus angekommen, so hört' ich auch schon, daß man den unglücklichen Hofer jeden Augenblick dort erwarte. Man kann sich denken, wie mich das erschütterte. Ich stand unter dem Volke, wie man meinen alten Commandanten und Seelenfreund nebst seiner Frau und seinem Jungen gefesselt vorüberführte und konnte nichts thun, als für ihn beten und weinen. Hätte er meinen Rathschlägen Gehör gegeben, so wär' es anders mit ihm gekommen. Ich schloß mich weinend dem Zug an und kam trauernd in meine Heimath zurück mit der schrecklichen Nachricht, die allen Patrioten auch das letzte Fünkchen von Hoffnung raubte.

Nachdem Tyrol wieder österreichisch geworden war, erinnerte man sich auch meiner, und ich verließ Schlanders, um eine Anstellung in Innsbruck zu erhalten. Der fünfte Mai 1834, als Hofers Standbild errichtet wurde, rifs auch mich aus meiner Zurückgezogenheit, und ich durfte einmal wieder den Stolz empfinden, ihm einst nahe gestanden zu haben, und seinem traurigen Ende aufrichtige Thränen zollen.

II.

Hofers Schreiber.

1.

Ich studirte in Salzburg und lief von da fort nach Innsbruck, hier kam ich auf den Gedanken, Mönch zu werden. Ich wandte mich deshalb an die Capuciner. Sie wollten mich erst nach Jahresfrist annehmen. Je nun, dachte ich, sind es die Innsbrucker Capuciner nicht, so werden's andre seyn. Ich beschloß daher weiter zu reisen — nach Italien — dort hoffte ich bestimmte Aufnahme zu finden. So erreichte ich Neumarkt, wo ich bereits fliehende Oesterreicher fand; ich mußte daher Halt machen oder umkehren, an ein Weitergehen war nicht zu denken. Ich berathete mich mit einigen frommen Vätern, was ich thun sollte; die sagten mir sogleich, ich möchte den Sandwirth aufsuchen, der nur allein könne mir einen Paß ertheilen, oder vielleicht irgend eine Aussicht eröffnen, denn er sey nunmehr Herr im Lande. Ich machte mich auf nach Passeyer, wo ich Hofer gerade zu Hause traf. Er betrachtete mich lange, wie es schien, mit Wohlgefallen. „Student warst du?“ fing er endlich an, „und willst reisen? Ah, wozu brauchst den Paß — geh' mit mir!“ — Und ich schlug in seine dargereichte Hand ein, und war nun in seiner nächsten Umgebung auf und angenommen. Er machte mich sogleich zu seinem Secretär und gewann mich ganz besonders lieb, weshalb er mich mit seinem Lieblingsausdruck im Scherze „Dönninger“ benannte. „Grüß' di Gott, Dönninger! — B'hüt' di Gott, Dönninger!“ das waren seine gewöhnlichen Anreden beim Willkomm oder Abschied, wenn er jemand leiden mochte. — Ich übergehe alle jene Ereignisse, die sich während des Krieges zutrugen, und woran ich persönlich Theil

nahm, und will jetzt nur aus jener Zeit einige nicht sehr bekannte Umstände berichten, da der Sandwirth sich zum letzten Male nach Passeyer begeben hatte, dann von seiner Flucht ins Gebirge, und seiner Gefangennehmung, bis zu seinen letzten Augenblicken in Mantua. Ich war der Einzige von allen den Seinen, die sein herbes Schicksal theilten; ich war Zeuge seiner letzten Augenblicke, und somit bin ich im Stande den frühern Bericht seines Adjutanten auf eine genügende Weise zu ergänzen. Nachdem den Rest des Novembers und den Anfang des Decembers hindurch immerfort Kämpfe statt gefunden hatten, war endlich unser Widerstand gegen die Macht des Feindes gänzlich gedämpft worden, und Hofer sah sich genöthigt, von Allen verlassen, seine Heimath aufzusuchen. Aber auch hier konnte er nun keine Ruhe mehr finden.

Am zweiten Abende, nach unserer Ankunft im Sand, saßen wir trüb und gedankenvoll im dunkeln Zimmer, als ein mit einem Stutzen bewaffneter Bauer zu uns eintritt, und spricht: nun, wie steht's Ander'l? Dreitausend Franzosen kommen über den Jauffen. Was sollen wir mit ihnen thun? Willst du was thun oder nit? Und wenn du nichts thun willst, so ist mein Stutzen so gut für dich als für einen Franzosen geladen. Angefangen hast du's, nun mach's auch aus!"

Diese Anrede überraschte uns nicht wenig; wir suchten den Bauer zu beruhigen, der aber wurde immer wilder, und sagte, so wie er denke das ganze Land; sie warteten alle nur darauf, daß es wieder losgehe, und Hofer sollte nur ein neues Aufgebot ergehen lassen. Sie seyen noch dieselben, die Sache sey noch dieselbe, er möge daher auch nur derselbe bleiben. Hofer war in Verlegenheit, denn er hatte nicht mehr als höchstens hundert Schützen bei sich; aber das Drängen und Zureden des Bauers, zu dem

sich nun auch noch die andern gesellten, bestimmte ihn endlich, einen neuen Schritt zu wagen: „Geh, Dönninger, mach'n Aufruf!“ sagte er zu mir. Ich ging mit dem Bauer, und wir hatten schon am andern Morgen einiges Volk zusammengebracht; noch andere liefen herbei. Es kam zu einer Affaire; die Franzosen verwundeten viele von den Unsern, und wir zogen uns zurück. So nahete der Abend. Anton Wild, der bei Hofer als Knecht diente, wufste wo, von einem frühern Scharmützel her, eine Kanone versteckt lag. Die wurde herbeigeholt, und gegen St. Leonhard hin aufgefahren. Auf den Bergen ringsumher brannten die Lärmstangen. Die Franzosen, wie sie die vielen Feuer mit einem Male, das ganze Thal hinab, erblickten, besorgten, es möchte sich eine große Macht gegen sie sammeln, der sie sich nicht gewachsen fühlten, nun kam das grobe Geschütz auch noch dazu, das sie nicht vermuthet hatten, und so streckten dann auf den ersten Schuß zwölfhundert Mann die Waffen, und ergaben sich uns. Die andern wurden hart von uns bedrängt und mußten sich über den Jauffen eiligst zurückziehen. Bei dieser Gelegenheit zeigten die Passeyerer sich als Helden. Ein einziger Bauer, derselbe welcher so entschlossen den Sandwirth aufzufordern kam, tödtete acht Franzosen, die sich im Richterhause befanden, und verzweiflungsvoll vertheidigten. Doch vermochte dieser Löwenmuth uns keinesweges zu retten. — Die gefangenen Franzosen mußten nun weiter transportirt werden, denn im Passeyerthal konnten wir sie unmöglich behalten. Alle Mannschaft, die bei uns war, brach auf, um sie zu escortiren, und Hofer blieb mit uns, die wir zu seinem Hause gehörten, ganz allein im Sande zurück. Hinter Meran sollten die Gefangenen freigegeben werden, und die Mannschaft zu uns zurückkehren.

Am Nachmittag desselben Tages war der Sand-

wirth in seinen Keller hinabgestiegen, um nach seinem Wein zu sehen, so sicher wähnte er sich in diesem Augenblicke vor einem neuen Ueberfall, als ich abermals einen Haufen Franzosen über Jauffenburg daher kommen sehe. Ich eile zu dem Sandwirth, ihm diese schreckliche Nachricht zu melden, und treffe ihn, wie er eben ein Fafs von fünf Eimern von seiner Stelle hebt, und nun, überrascht von dem, was ich ihm sage, das Fafs in den Händen, unbeweglich vor mir stehen blieb. So sehr meine Gedanken in jenem Augenblick auf andere Dinge gerichtet waren, konnte ich dennoch nicht umhin die Stärke des Mannes zu bewundern. Was war aber jetzt zu thun? Der Feind so in der Nähe; wir ganz allein! Hofer stieg sogleich aus dem Keller, auf den Boden seines Hauses, von wo er die ganze Gegend überschaute. Mit entsetzenvoller Miene rief er aus: Ist es möglich, daß dies alles Franzosen sind?“ — Es war ein einziges großes Lager, welches sich den Berg hinab, von St. Leonhard bis gegen den Sand hin erstreckte. Sobald es dunkelte, sprach der Sandwirth zu mir: „Geh’ Dönninger, recognoscir!“ Er zog sein kleines schwarzes Pferd aus dem Stall, und umwickelte dessen Hufe mit Lumpen, dann ging er in die Schlafkammer, stieg auf das Bett und langte seine guten Pistolen herunter, die er mir mit ernster Miene gab. „Jetzt reit’ zu!“ sagte er. So ritt ich unhörbar auf meinem schwarzen Pferd’l fort; ich und die Nacht waren eins. Auf dem rauhen Steinweg verlor mein Thier aber bald die Lumpen von den Füßen und sein Schritt schallte laut. Zwei Bauern begegneten mir und widerriethen mir weiter zu reiten; es sey alles voll von Feinden und diesseits der Brücke stände schon die erste Vedette. Ich ritt dennoch meines Weges. Vor der Brücke rief die Vedette drei Mal ihr „*Qui vive!*“ Ich antwortete nicht, sondern ritt am Bache hin,

aber nach dem dritten Mal schoss die Vedette, ich schoss zurück und nun sprengte ich, was ich konnte, davon. Wie nun Hofer, der wohl halb und halb seinen Lieblingswahn genährt hatte, diese Truppen könnten Oesterreicher seyn, die ihm zu Hülfe eilten, von mir die Bestätigung, daß es Franzosen seyen, erhielt, beschloß er sogleich sein Haus zu verlassen. Wir bestiegen noch in derselben Nacht eine Höhe der Kellerlahn, wo wir ein Obdach fanden. Es war tiefer Schnee gefallen, und der beschwerliche Marsch liefs uns alle einige Stunden Schlummer finden. Mit frühestem Morgen erwachten wir und sahen ins Thal hinab, wie die Franzosen durchmarschirten. Wir waren nun froh in Sicherheit zu seyn. Es waren an viertausend Mann, nach unserer ungefähren Zählung. An demselben Morgen begab sich Hofer mit uns zu einem treuen Freunde, der auf seinem Hofe in Brandach wohnte. Hier fanden wir Bequemlichkeit und eine herzliche Aufnahme, und verlebten den Tag ziemlich ruhig. Am Abende erschienen aber zwei Capuciner, welche vorgaben von Baraguay d'Hillers geschickt zu seyn und eine Erklärung von dem Sandwirth zu fordern, daß er die Franzosen nicht mehr beunruhigen würde. Hofer stellte sie ihnen aus; da er aber hiedurch sah, daß er hier auch nicht sicher mehr war, stieg er mit uns höher ins Gebirge hinauf, nach einer Mahder- oder Sennhütte, die derselbe Freund, Pfandler mit Namen, in der Gegend vom Drahwald hatte. Nach einiger Ueberlegung fand er es gerathener, sich von seiner Familie zu trennen, und sie in das innere Passeyer zu schicken. Er nahm zärtlichen Abschied von seinem Weibe und seinen fünf Kindern, die von einem Knechte begleitet nach dem Schneeberge gingen, in- defs ich und er, schweren Herzens die Alpe, die vor uns lag, erstiegen.

Ich trug eine Passeyerer Büchse mit Mehl und Schmalz. Unterweges übermannte uns der Hunger. Der Sandwirth trat in die Hütte eines armen Weibes, die ihn nicht einmal erkannte, und sagte: „Laßt's mich was kochen — mich hungert!“ Hierauf trat er zum Herde, ich öffnete unsern Vorrath, und der Obercommandant von Tyrol, der Schrecken aller Franzosen, der General Barbon, wie sie ihn nannten, that Schmalz in die Pfanne, und rührte einen Schmarren ein, der mir trefflich schmeckte.

Gestärkt machten wir uns weiter auf den Weg und erreichten endlich die Sennhütte. Sie befand sich in einem ziemlich verfallenen Zustande, wie die meisten im Winter. Es war ein Viehtrog darin und etwas Heu und Stroh, sonst nichts. Wie wir aber weiter nachsuchten, erblickten wir in einem Winkel zwölf Gewehre, worunter fünf geladene waren. Wir waren nicht wenig bestürzt hierüber, weil wir es uns nicht zusammenreimen konnten, wie diese Waffen hieher gerathen waren. Da konnte aber nichts ermittelt werden, weil niemand vorhanden war, darüber Auskunft zu geben. Einstweilen gingen wir daran, die Hütte etwas wohnlicher herzustellen. Zuerst wurden alle Oeffnungen mit Moos verstopft, dann Holz zur Heizung herbeigetragen. Der Viehtrog war unser Kanzleitisch, aber auch unsere Speisetafel, in einem Winkel der Hütte befand sich unser Heulager. So lebten wir einige Wochen, ohne beunruhigt zu werden. Der Freund Hofers, dem unsere Zufluchtsstätte gehörte, hatte uns zwei Knechte hinaufgeschickt, die der Sandwirth seine Ordonnanzen nannte, und die uns mit Lebensmitteln versorgen mußten und eine Verbindung mit den Freunden und Getreuen unterhalten. Durch diese Leute wurden Briefe ausgestreut: „Hofer sey mit den Seinigen glücklich nach Wien gekommen, und es gehe ihnen dort sehr gut.“

Wir glaubten uns bereits hier oben von der ganzen Welt abgeschieden und vergessen, und überließen uns einem Gefühle der vollkommensten Sicherheit, als eines Tages unsere Ruhe wieder gestört wurde. Wir sahen einige Männer durch den tiefen Schnee auf unsere Hütte zukommen. Es waren Tyroler Flüchtlinge, die Hofer aufsuchten und ihn um Geld und Zeugnisse baten, weil sie über das Gebirge, nach Oesterreich zu entkommen suchten, und dort sich als seine Treuen ausweisen wollten.

Hofer willfahrte ihrem Wunsche, obgleich ihm dieser Besuch nicht angenehm war. Leicht konnten sie aufgefangen werden, und dann wäre sein Versteck sogleich verrathen gewesen. Theils um uns Unterhaltung, theils die nöthige Bewegung zu verschaffen, stiegen wir dann und wann in den höher liegenden Wald hinauf, um Einiges zu schießen. Von hier sahen wir oftmals Franzosen unten durchs Thal ziehen, und schlichen dann betrübt und ängstlich in die Hütte zurück. — Nach dem Verlaufe von vier Wochen überraschte uns die plötzliche Ankunft der Sandwirthin mit ihren fünf Kindern. Ihr Aufenthalt am Schneeberge war verrathen worden, und ein Trupp Franzosen war ausgezogen, um sie gefangen zu nehmen. Der tiefe Schnee hemmte jedoch ihr Vorrücken, und sie waren genöthigt, des Weges kundige Bauern zu werben, die ihnen Bahn machen mußten. Diese guten Leute waren jedoch entschlossen das Verderben von der Familie des Sandwirths nach Kräften abzuwenden. Sie führten die Franzosen an die steilsten, gefährlichsten Stellen, und schaufelten ihnen so viel Schnee ins Gesicht und Steine auf die Köpfe, daß diese endlich von ihrem Vorhaben abließen und den Rückzug antraten, da ihnen auch an der Gefangennehmung der Frau und der Kinder nicht so viel liegen konnte. Diese letztern aber waren kaum aus dieser Todesangst befreit, als sie

ihren Zufluchtsort schnell verliessen, um den ihres Vaters aufzusuchen. Auch hier fanden die Armen nicht sehr tröstliche Aussichten. Die Töchter, Maria, Rosa, Anna und Gertraud mit Namen, mußten sogleich hinab nach St. Martin, auf der andern Seite des Thales gelegen, gebracht werden. Johann, der Sohn, blieb bei uns.

Der Verrath seiner Familie hatte nun wieder ernstere Gedanken in Hofer hervorgerufen; die Sorge um ihre Erhaltung machte ihn ängstlich. Er wandte sich in einem Schreiben, das er mir in die Feder dictirte, an den Kaiser und bat ihn um Verhaltungsbefehle, um Trost und Hülfe, schilderte ihm seine klägliche Lage, und daß er nun nicht lange mehr verborgen bleiben könne. Sein getreuer Johannes Wild erhält diese wichtige Depesche, und macht sich unter Segenswünschen und Gebeten auf den Weg nach Wien.

3.

Der Winter fing immer an härter zu werden, und unsere Einsamkeit wurde trauriger, wenn gleich das Gefühl von Sicherheit dadurch an Befestigung gewann. Die Schluchten waren angefüllt mit Schnee, und selbst die des Weges Kundigsten konnten nur mit Lebensgefahr zu uns gelangen. Ausser unsern Ordonnanzen fiel es auch niemand ein, uns aufzusuchen. Nach und nach gewöhnten wir uns an unsere Lage; wir hatten unsere täglichen Beschäftigungen, wir schaufelten Schnee, fällten Holz, besorgten die Küche, schossen dann und wann mit Vorsicht, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und rauchten unsere Pfeife. Alles war dem äufsern Scheine nach ruhig, und auch in unser Inneres zog nach und nach Ruhe ein. Wir erwarteten getrost den Frühling, und hofften, dann werde der Sandwirth sich über die Gebirge nach Oesterreich zu wandern entschlie-

fsen, vorher aber noch den verrätherischen Bart abschneiden, woran ihn sogleich ein jeder erkennen mußte. Wir sahen endlich Wilds Zurückkunft vom kaiserlichen Hoflager ziemlich gleichgültig entgegen, weil wir uns in diesem Augenblicke von dorthier doch keine Hülfe zu versprechen hatten, und wollten alles von der Zeit erwarten und von dem Himmel.

In dieser Lage überraschte es uns eines Tages nicht wenig, einen Mann den Berg hinaufklimmen zu sehen. Ein solcher Anblick war ganz geeignet, alle Bewohner der Hütte auf Einmal in die größte Unruhe zu versetzen. Wir lauschten aus den Gucklöchern, und ich erkannte einen Bauer, Joseph Raffel, der nach seiner Alpenhütte stieg, welche ein gutes Stück über der unsern lag, und wahrscheinlich Heu von dort herabholen wollte. Hofer gab sogleich Befehl, das Feuer auf dem Herde zu löschen, damit uns der Rauch nicht verrathe. Dieß war aber schon zu spät. Schon lange hatte der Bauer sein Augenmerk auf unsere Hütte gerichtet und sich über den Rauch verwundert, der daraus emporstieg. Theils nun aus Neugierde, theils um von dem beschwerlichen Steigen ein wenig auszurasen, schlägt er die Richtung nach uns ein, und bald darauf sehen wir ihn freundlich überrascht zu uns eintreten. Der Sandwirth nimmt ihn mit Unbefangenheit auf, und jener zündet seine Pfeife an und setzt sich traulich an unsern Herd, auf dem das Feuer wieder angezündet wird. Dieser Raffel war ein armer Mann, und stand dabei nicht in dem besten Rufe. Hofers Unbefangenheit war daher nur erzwungen, und er dachte darüber nach, wie er sich der Treue des Mannes versichern sollte. Seine mislichen Umstände bedenkend, bietet er ihm Geld an; aber Raffel schlägt es aus. Er verläßt uns nach einiger Zeit wieder, und bald darauf sehen wir ihn mit einem Heu-

schlitten, in einiger Entfernung von der Hütte, thalwärts fahren.

Seit dieser Stunde wuchs Hofers Sorge und wurde bald zur peinigendsten Angst. Eine innere Stimme schien ihm zu sagen, daß dieser Raffel ihn verrathen würde. Er sendet einen neuen Boten an den Kaiser, ohne die Rückkehr des ersten abzuwarten. Ich drang in ihn, selbst den Weg nach Oesterreich einzuschlagen; das Sarnthal war bald erreicht, von dort gelangt man auf die Rittner Alp, und von hier durchs Wippthal hinüber nach dem Pusterthale. Es hatte sich seiner aber eine Unentschlossenheit bemächtigt, die uns allen unerklärlich war; er schien an den Boden gefesselt, auf dem ihn sein Geschick ereilen sollte. Seine Sendung war zu Ende. —

Am 26 Januar 1810 hatte er seinen zweiten Boten nach Oesterreich abgefertigt, und den 27 brachten wir mit Rathschlägen hin, was wohl in dieser Lage nunmehr noch Anderes als Flucht uns übrig blieb. Am Abende dieses Tages wurden die Ordonnanzen hinabgeschickt, um Lebensmittel heraufzuholen; und wir gingen sehr bekümmert schlafen. Der Sandwirth und sein Weib lagen unten im Stalle; ich und der Sohn schliefen auf dem Heu unterm Dache. Am Morgen des acht und zwanzigsten erwache ich plötzlich durch ein Geräusch; ich horche auf — es sind Schritte im hartgefrorenen Schnee. Ich springe auf und sehe, daß noch die Sterne am Himmel funkeln; so früh konnten die Ordonnanzen noch nicht mit Fleisch und Brod da seyn, weil sie erst in St. Martin die Messe zu hören pflegten. Ich wecke hierauf den Sohn mit den Worten: Es kommen Franzosen! Auch er springt auf, und wir sehen einen Haufen Soldaten sich von vorn der Hütte nahen. Von dieser Seite war an kein Entrinnen mehr zu denken, daher klettern wir an der Rückseite der Hütte schnell hinab, um uns in dem hohen Schnee zu verbergen.

Man schelte uns nicht deshalb, daß wir an unsere Rettung dachten; dieser Trieb ist jedem Menschen angeboren; der Ertrinkende greift bekanntlich nach einem Strohalm. Sollt' ich jetzt auf mein Gewissen sagen, ob ich Hofer in jenem Augenblicke verlassen wollte, ich vermag es nicht; aber eben so wenig kann ich läugnen, was ich that, wenn ich gleich durch mein nachheriges Betragen den Beweis ablegte, daß mir das Leben gleichgültig war, und ich gern mit meinem väterlichen Freunde das Härteste ertragen wollte.

Kaum hatten wir aber den Boden erreicht, als wir uns ergriffen sahen, denn auch von dieser Seite naheten Soldaten. Die Hütte war umzingelt. Wir wurden sogleich gebunden und seitwärts in den Schnee geworfen. Von dem Lärm unterrichtet, was draussen sich zutrug, trat der Sandwirth jetzt schnell aus der Hütte und fragte mit fester Stimme: „Wer spricht Deutsch?“ Der Anführer des Pikets trat vor.

„Sie sind gekommen,“ sagte Hofer zu ihm so laut, daß es alle verstehen konnten, „mich hier gefangen zu nehmen. Hier bin ich. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, denn ich bin schuldig. Für mein Weib, mein Kind und diesen jungen Menschen bitt' ich aber um Gnade, denn sie sind wahrhaft unschuldig.“ Hierauf gab der Adjutant Befehl, ihn und die Frau zu binden. Die Soldaten benahmen sich wie Henkersknechte dabei, sie schlugen und mißhandelten ihn und rissen ihm den Bart aus, daß das Blut zu rieseln begann, und an der kalten Luft gerinnend, ihn alsbald mit einer blutigen Kruste bedeckt hatte. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick. Als man auch uns nun herbeischleppte, um uns alle zusammen zu escortiren, da erhob sich der Sandwirth aus seinem tiefen Schmerze und sprach: „Betet, seyð stand-

haft, leidet mit Geduld, dann könnt Ihr auch etwas von Euern Sünden abbüßen.“ —

Nachdem er dieß gesagt, wurde Marsch commandirt, und wir wurden von der Alpe hinabgetrieben, wo wir acht volle Wochen in steter Angst und Hoffnung zugebracht hatten. Man escortirte uns nach Meran. Wie wir durchs Passerthor unsern traurigen Einzug hielten, flohen die Leute in ihre Häuser zurück und weinten. Niemand vermochte den Anblick unsers Elends zu ertragen, und die wilde, kriegerische Musik, die vor uns herzog, die Kanonen, die uns escortirten, die unbarmherzige Behandlung, welche sich die Soldaten gegen uns erlaubten, und ihre lauten Flüche dienten nur dazu, den Schrecken und das Entsetzen an den Orten, wo wir durchkamen, zu erhöhen. Die Soldaten, die uns escortirten, waren von den italienischen Truppen und wahrhafte Barbaren, ohne alles Gefühl von Menschlichkeit.

Dieselbe Trauer wie in Meran erregte unser Schicksal bei den Einwohnern von Botzen, und nur die Trientiner frohlockten laut in den Straßen, und höhnten uns, wie wir dort durchpassirten.

Hofer allein hatte Stiefel an, wir andern hatten bloße Füße, und der eilige Marsch über Eis und spitzige Steine war uns sehr verderblich gewesen. Unsere Füße waren über und über geschunden und bildeten nur eine einzige, schmerzhaft Wunde. Wie wir in Botzen auf der Wache zum erstenmal in ein geheiztes Zimmer kamen, wurden unsere Leiden unerträglich. Ein französischer Arzt verordnete, daß wir die Füße sogleich in gestoßenes Eis setzen sollten, welche Cur uns wahre Höllenqualen bereitete. Um Leib und Hände waren wir mit groben Stricken gebunden, und auch dieß konnte nicht ohne Schmerzen ablaufen. Der Sandwirth, der vielleicht stärker als wir andern gebunden worden war, konnte, nachdem man ihn seiner Bande entledigt hatte, eine

Viertelstunde lang die Hände nicht rühren. Als der commandirende General Baraguay d'Hillers unser Elend sah, ward er wüthend über diese Mißhandlungen und stampfte vor Unwillen mit den Füßen. Von diesem Augenblick an wurde uns mit mehr Achtung begegnet. Vor unserer Abreise von Botzen wurde Hofers Gattin und sein Sohn von ihm getrennt. Während der Nacht nahmen sie den zärtlichsten, rührendsten Abschied; dann blieb ich nur noch allein bei ihm; sein treuer Leidensgefährte bis zum Tode. Ich hatte damals keinen andern Wunsch, als mit ihm sterben zu können.

Wir kamen nach Mantua und bewohnten ein und denselben Kerker in den Kasematten der Festung. Meine schwächere Natur drohete diesen Strapazen und stürmenden Ereignissen zu unterliegen. Meine Füße waren noch immer wund, ich war nicht mehr im Stande zu gehen, und lag wimmernd auf dem Lager. Da nahm Hofer mich auf seine starken Arme, nannte mich seinen alten, treuen Dönninger, wie er in guten Tagen zu thun pflegte, und trug mich stundenlang im Kerker auf und ab. Sein Vertrauen auf die Mutter Gottes verließ ihn nie. Er betete alle Tage fünf Rosenkränze, und forderte auch mich dazu auf.

Die Einwohner von Mantua zeigten viel Theilnahme für unser Schicksal. Sie verpflegten uns während unserer Gefangenschaft auf das beste, und man sagte mir, daß die Stadt fünftausend Scudi für Hofers Leben dem Commandanten der Festung angetragen haben soll. Von Seite dieses Commandanten wurde dem Sandwirth gleichfalls Begnadigung angetragen, wenn er sogleich in französische Dienste treten wollte. Er aber schlug diese Bedingung standhaft aus und zog es vor zu sterben. Mit großer Ruhe sah er seinem letzten Augenblick entgegen,

der — das wufste er — nicht mehr ferne seyn konnte.

Um Mitternacht von dem 19 auf den 20 Februar wurden wir ganz unerwartet aus dem Schlafe gestört. Sieben Officiere, welche das Kriegsgericht bildeten, traten herein, begleitet von dem Gefangenwärter und dem Eisenmeister. Mir wurde angedeutet, daß ich den bis jetzt gemeinschaftlichen Kerker verlassen sollte. Mit Thränen nahm ich von Hofer Abschied, der große Fassung zeigte; dann überliefs ich mich meinen Führern, die mich in ein anderes Gefängniß brachten, welches nur durch einen schmalen Gang von dem ersten getrennt war, und von wo ich durch das kleine Fenster in der Thür hinübersehen konnte. Meine Unruhe hielt mich an diesem Fenster, bis die Leute den unglücklichen Helden wieder verlassen hatten; dann — als es wieder ganz still geworden war, zog ich mich erschöpft zurück und warf mich auf mein Lager. Schlafen konnt' ich nicht. Fürchterliche Beängstigungen quälten mich. Das endliche Schicksal Hofers blieb mir nicht länger zweifelhaft. Ich wünschte auch mein Todesurtheil zu vernehmen.

Kaum daß der graue Tagesschein sich wieder in meinem Kerker zu verbreiten anfang, so hörte ich langsame Schritte durch den Gang, der die beiden Gefängnisse trennte. Die Schlüssel des Gefangenwärters rasselten, ein Fieberschauer durchflog mich, ich stand bebend wieder am Fenster. Man öffnete drüben die Thür, und ich sah einige Geistliche eintreten. Ich wollte ihre Zurückkunft erwarten; sie blieben sehr lange. Endlich erblicke ich den vornehmsten jener Geistlichen allein, wie er quer über den Gang schreitet, und meine Thür zu öffnen befiehlt. Es war der Erzpriester von Mantua. Er überbrachte mir etwas Geld, das Vermächtniß Hofers, und folgende Zeilen, mit Bleistift geschrieben: „Lieber Cajetan, empfang hier das letzte Vermögen, was

ich habe. Lebe wohl und bete für mich, denn um eilf Uhr muß ich heute sterben.“ —

Schluchzend warf ich mich zur Erde, ich wollte mit ihm sterben, und flehete laut um diese Gnade. Meine Verzweiflung wuchs von Minute zu Minute.

Mit Angst horchte ich auf den Schlag der großen Uhr der Festung. Jetzt schlug sie zehn. Mit dem letzten Glockenschlage wird es wieder lebendig im Gange. Ich höre Trommelwirbel. Die Wachen ziehen auf, und Gang und Vorsaal werden bis in den Hof mit Soldaten besetzt. Das laute Commando, der einförmige Marsch, das Klirren des „Gewehrs beim Fuß,“ dieses alles erfafst mich schrecklich in dem entscheidenden Augenblicke, der einem edeln Menschen das Leben rauben soll. Von nun an hänge ich an der Thür, meine Blicke haften fest auf der gegenüberliegenden, die noch immer in ihren Angeln ruht. Mit Aengstlichkeit horche ich einem jeden Viertelschlage der großen Uhr. Ein kalter Schweiß bedeckt mich, mein Athem wird kürzer, der Gedanke: keine Rettung, keine! und das Gefühl meiner Nichtigkeit pressen mir immer krampfhafter die Brust zusammen.

Jetzt schlägt es halb — nun Dreiviertel. Die Kerkerthür drüben wird geöffnet und Hofer tritt mit dem Erzpriester heraus, von den andern Geistlichen gefolgt. Sie gehen langsam den Gang hinunter. Ich betete still und horche immer ängstlich dabei auf. Da tönt ein starker Schuß mir ins Ohr, und ich stürze zurück. Eine todtenähnliche Ohnmacht hat sich meiner bemächtigt. —

Man sagt, Hofer habe selbst: Gebt's Feuer! commandirt, und sey nicht sogleich, sondern erst durch einen sogenannten Gnadenschuß getödtet worden. *)

*) Sein Begleiter zum Tode, den der Erzähler „den Erzpriester von Mantua“ nennt, war der Propst Manifesti. Er sagte von

Dießs ist zu Mantua am 20 Februar 1810, Vormittags um 11 Uhr, vollzogen worden. Einen Tag später soll Hofers Begnadigung eingetroffen seyn. —

Ich kam hierauf aus dem Gefängniß, und ward nach Corsica gebracht, wo ich Dienste bei den leichten Truppen nehmen mußte. Endlich ranzionirte ich mich selbst und erreichte glücklich mein Vaterland wieder. Unfern von Botzen lief mir ein Bauer nach, der mich sogleich erkannt hatte und mich beim Namen rief. Er erzählte mir von dem Verräther Hofers, der nach Bayern habe fliehen müssen, und dort einen kleinen königlichen Dienst bekommen habe. Der Preis, den die Franzosen auf des Sandwirths Kopf gesetzt hatten, ist ihm nie ausbezahlt worden, wohl aber wurde ihm der Haß und die Verachtung aller Tyroler zu Theil, und seine Landsleute im Passeyerthale, das er bewohnte, wollten ihn nicht länger in ihrer Mitte dulden. Ich habe keine Ursache, seinen Namen zu verschweigen, da jedes Kind in Tyrol damit den Begriff des schändlichsten Verräthers verknüpft und ein noch nicht genugsam widerlegtes Gerücht auf den Namen des Geistlichen Donay diese Schandthat anfänglich zu wälzen bemüht war. Es war aber jener Raffel, der uns durch Zufall in unserer Sennhütte traf, dort an Hofers Herde mit ihm rauchte, und von ihm mit Geld beschenkt wurde. Ein wilder Americaner würde sich dadurch allein schon ihm treu verbunden gefühlt haben; und hier sollten noch ganz andere Gefühle mitsprechen. — Ewige Schmach brandmarkt diesen Namen unter uns. —

Am 50 Mai 1816, als Kaiser Franz die Huldigung seiner treuen Tyroler wieder empfing, sang unser vater-

Hofer: „*Con somma mia consolazione ed edificazione ho ammirato un uomo, che è andato alla morte come un eroe cristiano, e l'ha sostenuto come martire intrepido.*“

vaterländische Dichter, Aloys Weissenbach, im Sinne des verklärten Hofers:

„Ihr werdet frisch erblühen, ich muß modern,

Nichts als das Eine hab' ich noch zu fodern:

Franz! eine Schaufel Erde von Tyrol!“ —

Und auch dieß ist seitdem erfüllt worden. —

III.

A u s z u g

aus einem Schreiben an Herrn von Pühler zu Neumarkt, welches Hofer, vier Stunden vor seiner Hinrichtung, abfasste.

(Nach der im Ferdinandeum zu Innsbruck befindlichen authentischen Abschrift.)

Liebster Herr Prueder,

der götliche willen, ist es gewössen, das ich habe miessen hier in Mandua, mein zeitliches mit den Ebi- gen verwöxlen, aber gott seie Danckh um seine göd- liche gnad, mir ist Ess so leicht for ge khomen, das wan ich zu wafs anderen aussgefierth wurd, gott wirth mir auch die gnad Verleihen, wifs in lösten augen Plickh, auf das ich khomen khon, albo sich mein sehl mit alle ausser wölte, sich Ebig Ehr freien mag, allwo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott abfsonderlich fir Wölliche ich in meresten, zu Bitten schuldig Bin, und fir sie Und inen frau liebste, wögen den Piechl, Und andere guet datten, auch alle hier noch lebente guete freint sollen fir mich Bitten, Und mir außs die heissen flamen helfen, wan ich noch in Fegfeir Pies- sen muß,

Die gottes dienst solle die liebste mein: oder Wir- thin zu fsanct Marthin halten lassen, bein Rossen

farben Pluet, *) Pitten in pede Pfaren, den Freinten
bein Unter Wirth ist Isuppe Und fleisch zu göben las-
sen nebst Einder halben Wein.

Lieber Herr Pickhler, gien Isie mir hinein, Und
bein Unter Wirth zu Isanct Marthin zeigen sie die
Isache an, Ehr Wirth schon angestald machen, Und
machen Isie Isont niemand nicht khomper V. disser
Isache.

V. der Welt lebet alle wohl, wiß mir in Himel
zam khomen, Und dortten gott loben An ent, **) alle
Passeyrer Und Bekhonte, sollen mir Einge denckht
sein in heilligen geBeth Und die Wirthin ***) solle sich
nicht so Be khimeren ich werde Piden bei Gott fir
sie alle,

Ade mein schnede Welt, so leicht khombt mir das
sterben for das mir nit die Augen nass werden ge-
schrieben um 5 Urr in der frue, Und um 9 Urr Reifs
ich mit der Hilfe aller heilig zu gott

Mandua den 20 Februari 1810

Dein in Leben geliebter Andere Hofer

v. Isant in Passeyer

in namen des Herrn Wille ich auch die
Reisse for nemen mit Gott.

Ein Tagesbefehl Hofers.

Mitgetheilt von seinem Vetter, dem Schloßhauptmann auf Tyrol,
bei Meran.

indem ich nit Iberall khon sein

so werden folgende offezier Ehrnent Vor mir, und
wen es die Leit nit anstendig ist, so werden sie
Ihnen wohl selbst Ihre Ehr wöhlen. Mit Comän-

*) Beim rosenfarbenen Blut.

**) Ohne End'.

***). Seine Frau.

dänt ist Johan Schöll Gärbermeister in der Rifs
 Schitzen Hauptleit werden Von mir 2 forgeschlagen,
 Johan Hofer Cassier, und Andere Pichler, schitz-
 meister. Wafs die Andre Offezier seyn solle man
 söchen guete verthraute und hertzehaffte leit zu
 nemen, als feldPatter ist der Thitl. H. Hofer Ehr
 nant, Praucht noch mehr, so wirth man Efs wohl
 söchen, söchet won die leit kommen, das die Khop-
 peralschafften was khriegen, und theilt aufsnander,
 was Pulfer und Plei ist, damit nicht alles auf die
 löst bleibt zum abmarschiren. und man muefs auch
 söchen, den benach Berten Gögen ten itwafs for
 zu ströckhen, won sie sollen noth leiden fsonst
 khennen mir nicht Friederlich leben, und khenen
 unfs auch nicht helfen, wan der Anwald sein
 Meinung saget, ober glaubet Ein Pakh Rofs mit
 zu nemen oder nit,

de 10 difs 1809.

Andere Hofer

Ehrnentter Comändänt.

VI. Capitel.

Die Strasse über das Wormser Joch.

Das untere Vintschgau. — Stilfs. — Trofoi — Gletscher. —
Der Orteles. — Das Joch. — Die Galerien. — Schneeregion. —
Italienische Seite. — Spondalunga. — Die Adda. — Die Quellen
von Bormio. — Das Valtelin. — Die Stadt. — Unglücksfälle.

Die neue Strasse, welche aus dem Vintschgau in das Veltliner Thal, über die höchsten Alpen Tyrols, in einer Höhe von beinahe 10,000 Fufs über der Meeresfläche nach Mailand führt, ist von allen europäischen Strassen die bewundernswertheste. Kein anderer Alpenpaß, weder der Gotthard, Splügen, Mont-Cenis, noch Simplon, zeigt diese Kühnheit in der Anlage, diese Vollendung in der Ausführung, keiner erhebt sich zu solcher Höhe, bei keinem waren die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegen stellten, so ungeheuer.

Ich verlies Meran um halb fünf Uhr des Morgens, und hatte um zehn Uhr bereits den Punkt über Eys erreicht, wo die neue Strasse in geradester Richtung das Vintschgau quer durchschneidet und Prad zuläuft. Hier befindet man sich bereits an 3000 Fufs über dem Meeresspiegel. Schon hinter Meran, die Töll hinan, zieht sich der Weg bedeutend in die Höhe, und auffallend ist bereits der verschiedenartige Anbau der beiden Nachbarthäler der Etsch.

Während das eigentliche Etschland wie ein ungeheurer Garten sich den Blicken öffnet, ist die Wiege des Stromes, das alte Vintschgau (Vinstgau, *Finis-gowe*), rauh und wild auf seinen Höhen, und bringt in seinen Niederungen und Schluchten nur nordische Getreidearten, Korn und Gerste hervor. Die edleren Früchte gedeihen hier schon nicht, bis endlich in dem nördlichsten, höchsten Winkel, wo das Vintschgau an die unwirthbare Fernerwelt des Oberinnthals stößt, fast alle Vegetation aufhört. Der Anfang der Strafse ist breit, eben, fest, mit niedrigen, behauenen Klötzen von Lärchenholz eingefasst, und führt durch gut bebaute Felder geradeswegs nach Prad, wo der eigentliche Gebirgspafs sich zu erheben beginnt.

Das Thal ist eng, von kühnen Felsenformen eingeschlossen, die zum Theil mit Laubholz bewachsen sind; hie und da sieht man Getreidefelder und wohl auch ein kleines Gärtchen, auf spärlich zusammengetragener Erde und auf wohlgestützten und ummauerten Terrassen, die kleinen Häuser umgeben. Einen interessanten Anblick gewährt Stilfs, das man den Hauptort dieses Passes nennen könnte, da nach ihm der höchste Punkt desselben „das Stilfser Joch“ (*giogo di Stelvio*) benannt wird. Die Tyroler nennen es aber gemeinhin „das Wormser Joch,“ von Worms (*Bormio*), der ersten Stadt im Veltlin (*Val Telina*), wohin mein heutiges Reiseziel gesteckt war.

Stilfs liegt rechts am Wege, einen sehr steilen Berg hinan. Die kleinen Gärtchen sind fast senkrecht unter den Häusern, und diese wieder ebenso übereinander gebaut. Wer hier seinen Nachbar besuchen will, muß einen halsbrechenden Weg zurücklegen, und das Ganze sieht von unten einer schlechtgemalten Tapete gleich, die an den Felsen aufgehängt ist. Ringsumher sieht man nur unförmliche Steinklumpen statt malerischer Felsenpartien,

verwittertes Gerölle und trostlose Alpenhaide. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch, daß der arme Ort jeden Winter zerstörenden Lawinen ausgesetzt ist. Unten in der Schlucht rollt der wilde Suldnerbach, vom nahen Suldnerferner herabströmend, seine aschgrau schäumenden Wogen, bis ihn etwas höher ein noch tosenderes Wasser, der Trofoibach, vom Trofoiferner kommend, ablöst. Schon ragen die höchsten Zinken dieses majestätischen Ferners über den grünen Kuppen hervor; man bemerkt, wie die glatte, feste Lage des Schnees plötzlich wie abgebrochen erscheint: hier hat sie eine Lawine losgelöst. Das Auge verweilt mit Entzücken an dem fremdartigen Schauspiel. Alles erregt Bewunderung, man glaubt, der Schnee bewege sich, er riesele in die Tiefe — es sind jedoch die Schatten von Wolken, die über der glänzenden Fläche im Fluge vorüberziehen. Oeder wird die Gegend, nur einzelne Häuser auf den Anhöhen; der Anbau umgibt sie nur in der engsten Nähe, in der Entfernung verschwindet er gänzlich; Föhren und Tannen kränzen die Felsen zu beiden Seiten, die Zinken und Hörner der Ferner rücken näher und werden gigantischer; man naht sich bereits den Wildnissen der Natur, wo dem Menschen nicht mehr die wohnlichen Stätten gewährt sind; wir würden uns beengt, von einem unheimlichen Gefühl ergriffen sehen, müßten wir auf einsamem Saumpfade diese Einöde durchziehen, aber diese herrliche Strasse wird uns nun zur traulichen Gefährtin. Je steiler die Felsen, desto höher, fester, schützender die Brustwehr, je tobender der Gletscherbach, desto sicherer gemauert die Brücke. Dieses angenehme Bewußtseyn läßt uns die wilden Naturszenen, denen wir uns nähern, mit ruhigem Auge betrachten, und den wildern mit frohem Muth entgegen gehen.

So hatten wir Trofoi erreicht am Fusse des

Orteles, dessen Gipfel hier jedoch noch nicht sichtbar ist, dem herrlichen Trofoiferner gegenüber. Es war zwölf Uhr, und wir machten Halt. Der Ort ist nur klein, und die Häuschen sind es auch. Sie sind meist an schroffen Abhängen gebaut. In ihrer Mitte befindet sich ein kleines Kirchlein, wo die Ehen eingeseget und die Kinder getauft werden; die Leichen müssen aber über Gebirgssteige nach Stilfs hinunter gebracht werden, weil hier kein Gottesacker ist. Hier wächst nichts mehr; alle Nahrungsmittel müssen fünf Stunden weit herbeigeschafft werden, und doch fanden wir ein Mittagsmahl von vierzehn Schüsseln, das bloß in Folge des früher eingetroffenen Laufzettels auf der Post für uns bereitet war. Wir hatten Hühner, Fische, wilde Tauben, Ragout in Pasteten, Torten, Crème von Chokolade, und Einiges davon sogar nicht übel zugerichtet; doch war im Ganzen die Kochkunst der Frau Posthalterin nicht eben sehr zu loben, und wir hungerten inmitten des Ueberflusses. Der gute Wille, die Reinlichkeit und die überraschendste Wohlfeilheit verdienen hingegen großes Lob. Die Häuser in Trofoi sind alle mit Holzschindeln gedeckt, die Mauern sehr massiv, die Fenster klein, und man scheint auf den Besuch der Lawinen vorbereitet zu seyn. Wenn gleich Trofoi für die erste Gefahr durch einen bedeutenden Waldstrich oberhalb des Ortes geschützt zu seyn scheint, so sahen wir doch ungefähr fünfzig Schritte vom Posthaus einen Stall, die Brustwehr der Strasse und Bäume zertrümmert und zersplittert daliegen, als traurige Zeichen eines verwüstenden Schneesturzes im vorigen Winter.

Hinter Trofoi hebt sich die Strasse bereits kühner. Man muß ganze Strecken wieder zurückfahren, um die Höhe allgemach zu erreichen. Oft schlingt sich der Weg um die Felsen wie ein sogenannter Schneckenberg in einem Park; man sieht zehn bis fünf-

zehn Windungen über einander, sorgfältig ausgemauert und gestützt, die zuletzt in einer halbrunden Brustwehr auf schwindelnder Höhe sich enden, wie ein Belvedere. Man staunt freudig, wenn man die Blicke hinaufsendet, und doch weiß man, daß dieß noch nicht das Ziel der Reise ist; höhere Felsen, unwirthbare, mit Eis und Schnee gekrönt, versperren den Hintergrund. Auch sie müssen zurückgelegt werden; wie wird der Weg dahin führen? wo zeigt sich die Bahn? die Felsen deckt ein fest anliegendes Moos, und ungeheure Riesentannen, wie ich sie selbst in Polens und Litthauens Urwäldern nie sah, streben aus dem Abgrunde hervor, in dem der brausende Bach immer tiefer sich das Bett wühlt. Diese Baumgiganten halten an der Gränze der Vegetation die ewige Wacht; gleich nach ihnen trifft man nur noch die Zwerge der Pflanzenwelt, das Gestrüpp und das Knieholz; dann beginnt der Granit zu sprossen aus uraltem Eis und Schnee, die seit Beginn der Schöpfung kein Sonnenstrahl schmolz. Wie in der vegetabilischen, eben so ist es auch in der Thier- und Menschenwelt. Neben dem riesigen Russen wohnt der zwerghafte Samojede, neben dem Patagonen der Pescheräh, und damit hört das Menschengeschlecht auf, und Bären und Wallrosse treiben auf schwimmenden Gletschern des Eismeers. Auch in diesen hohen Thälern leben Bären, die sich im Winter selbst bis zur Straße wagen.

Die Fernerfläche, die man vor kurzem noch von unten aus ehrerbietiger Ferne begrüßte, rückt nun näher. Wir haben ihren Fuß schon tief unter uns, und die Capelle „zu den drei Brunnen,“ ein Wallfahrtsort am Fusse des Orteles, liegt wie ein Punkt zu unsern Füßen. Das Eis des Ferners ist geborsten und zeigt uns einen hellgrünen Krystall, wie Aquamarin, was gegen den Schnee allerliebste absticht und dem Koloss einen Anstrich von Eleganz und Zierlich-

keit verleiht. Um einen noch angenehmern Contrast zu bilden, färbt der herabstürzende Bach den von ihm unterminirten Schnee grauschwarz, und gibt ihm das Ansehen vulcanischer Asche. Gerade aus der Mitte der sehr breiten Fernerfläche erhebt sich der Riesenkegel des Mandatsch, dunkelschwarz, mit grauen Rissen, und zur Seite lehnt sich gewaltig, wie auf seine feste Stütze mit Zuversicht vertrauend, in ganz schräger Richtung der Fuß des Orteles, ein kahler, nackter Felsen, der in dem Thale wurzelt. Und neben diesen trotzigem Riesen zieht sich die Strasse wie ein leichtes Band in Windungen hin, die mehr die Laune als die Nothwendigkeit geschaffen zu haben scheint. — Wir kommen an ein geräumiges Haus, sehr fest gebaut, mit starkem Dache, kleinen Fenstern und einer Einfahrt. Es ist die erste Cantoniera, die nun bis zur Höhe in gemessenen Zwischenräumen anzutreffen sind. Hier wohnen die Strassenaufseher und Wegmacher; auch sind es Zufluchtsstätten für die Reisenden, die in ungünstiger Jahreszeit hier ein warmes Zimmer, Betten und einige Erfrischungen finden. An dem Felsen, oberhalb der Strasse, erblickten wir die erste Strichwand gegen Lawinen; ein Beweis, daß hier bei frischgefallenem Schnee Gefahr obwalte. Diese Strichwände wiederholen sich bis zur höchsten Höhe und dienen sowohl dazu, die Schneemasse zu brechen, als ihr eine bestimmte Richtung zu geben. In dieser Region sahen wir das letzte Grün, einen kleinen Alpenrain, zur Seite des Gletschers eine unbewohnte Sennhütte darauf. Sie war zur Hälfte eingefallen und längst der Lawinen wegen verlassen; ein trauriges Bild: der unmächtige Kampf des verlöschenden Lebens gegen den starren, eisigen Tod.

Wir blickten über uns und zählten hier sechszehn Windungen, welche die Strasse machte, bis sie zuletzt sich auf der Höhe wiederum in einem Punkte, gleich einem Belvedere, endete. Es ging nicht sehr steil

hinan, bei jeder Windung sahen wir Trofoi unter uns liegen, und dieß überzeugte uns, daß wir, trotz alles Rück- und Vorwärtsfahrens, trotz alles Drehens und Wendens, welches einer der Mitreisenden mit den Touren eines Contretanzes nicht übel verglich, dennoch stets nur einen und denselben Felsen hinanklommen, der die Gletscher schon weit überragte, die wir, endlich auf der Höhe angekommen, tief unter uns erblickten. Hier hatten wir die Poststation „Franzenshöhe“ erreicht, die auf einem Plateau, über den Abgrund hinausragend, erbaut ist. Das Joch thürmte sich nun in seiner furchtbaren Erhabenheit vor uns auf. Der Reisende müßte zusammenschauern, wenn ihn der Gedanke nicht belebte, daß jene kühnen Ingenieure, welche die Straße bauten, hier auch nicht den Muth verloren haben. Bei der Franzenshöhe angekommen, glaubt man schon das Höchste der Straße erreicht zu haben: tief unten das Pygmäendorf Trofoi, verschwunden die mächtigen Riesentannen, verstummt der Fernerbach, der noch vor kurzem so donnernd toste, und den man noch immer sieht, ohne ihn zu hören, selbst höher schon als die Ferner, deren Spitzen uns so majestätisch überragten. Aber Welch ein Anblick! an der steilen Felswand des Joches, wo man vergeblich die Stelle sucht, an welcher der Fuß haften könnte, hängt die Straße, im Zickzack daran, schwebend und von dünnen weißen Streifen umsäumt, die, in der Nähe betrachtet, sechs bis acht Fuß hohe Schneewände sind. Auf einem Punkte hinter der letzten Cantoniera macht uns der Postillon aufmerksam, und wir wenden den Blick. Der Orteles ist hier unser nächster Nachbar; alle andern Höhen sind zurückgedrängt oder in die Tiefe gesunken. Mit jedem Schritte steigt seine Spitze höher empor. Nie ist mir ein zierlicherer Koloss vorgekommen. Man glaubt, diese 14,000 Fuß hohe Ortelesspitze sey von

einem Conditor aus Dragant verfertigt und dann fleißig überzuckert, so nadelspitz läuft sie zu, so anmuthig erhebt sie sich, so reizend zeigt sie einen Vorsprung nach Nordwest, der wie ein Tempeldach auf Säulen aussieht.

Wir standen nunmehr am Fusse des Joches, und der Postillon trieb unsere vier Pferde den Anfang des Zickzacks muthig hinan; der Gedanke, daß wir uns nun dort befanden, wo wir vor wenigen Augenblicken noch so überrascht hinangeblickt hatten, machte uns schwindeln. Wie früher Trofoi, so hatten wir jetzt beständig Franzenshöhe und alle die Windungen der Strafe, die wir bereits zurückgelegt hatten, senkrecht unter uns. Beim schnellen Umbiegen, indem man eine neue Windung aufwärts fährt, ist dieser Blick in den Abgrund, an dessen schroffem Rand man knapp dahinfährt, wirklich schaudererregend. Die Möglichkeiten, die hier eintreten können, darf man sich gar nicht denken. Wenn die aufgemauerte Strafe sich nur ein wenig senkte, wenn sie sich vom Felsen löste, wenn die hölzerne Brustwehr, noch überdies schadhafte und zum Theil zertrümmert, gänzlich wiche? Wenn die furchtbaren, in Tyrol so häufigen Steinlawinen, „Murren“ genannt, uns hier überraschten? Doch wer will sich damit den Sinn umdüstern und die Brust beengen? Wir lachten und scherzten und vertrauten der Strafe, der selbst schon der greise Monarch auf der Reise in sein lombardisches Königreich sich anvertraut hatte, und die in wenigen Tagen der Erzherzog Johann, aus Mailand kommend, befahren sollte.

Wir fuhren nun fast immer unter bedeckten Gallerien von sehr solider Bauart und höchst zweckmässig eingerichtet, um die Lawinen so schnell als möglich in den Abgrund zu befördern. Es sind Schufslehnen, sehr abschüssige, starke Dächer, aus aneinander gefügten Dielen von Lärchenholz, auf Pfählen und Widerhaltern ruhend, durch eiserne

Klammern verbunden, wie sie beim stärksten Brückenbau angewendet werden. An der Felsenseite liegen diese Dächer auf Balken, die tief in die Felsen hineingehen, und diese Constructionen beruhigen gewiß auch den zaghaftesten Reisenden gänzlich. Wir sind jetzt an jene Stelle gelangt, welche „bei den Wandeln“ genannt wird. Anfänglich hat hier ein Posthaus gestanden; eine Lawine hat es an einem traurigen Winterabende hinabgeschleudert. Der Postmeister, ein junger Mann, wartete auf die Briefpost von Bormio, die des Schnees wegen sehr lange ausblieb. Er war indess in das obere Stockwerk gestiegen, um sich auf das Bett zu legen, während zwei Knechte unten blieben, um ihn zu wecken. Sie vermochten dieß jedoch nicht mehr. Der ankommende Postillon fand alles in Schutt und Schnee tief unten begraben; auf dem Postmeister lag ein Fels von so beträchtlicher Größe, daß zehn Menschen ihn mit Mühe abwälzten, die Knechte im untern Stocke waren aber wie durch ein Wunder gerettet worden. Steine und Gebälke hatten ein Schirmdach über ihnen gewölbt, und es gelang, sie wieder ins Leben zurückzubringen. Das Posthaus ist an dieser Stelle nicht wieder erbaut, sondern nach der Höhe verlegt worden. Man schreibt das Unglück zu großer und doch ganz ungeeigneter Vorsorge zu. Denn statt das Haus ganz nach Art der Galerien zu construiren, wurde es nach dem Felsen hin mit einer sehr starken Mauer versehen, die etwas hervorragte, um den Schneesturz aufzuhalten. Aber eben diese Hemmung war es, was Mauer und Haus der Zertrümmerung preisgab. Nicht Hemmnisse, sondern fördernde Brücken soll man so drohendem Feinde bauen.

Auf einigen der Dächer ruhte noch eine schwere Schneelast, die nun unter den Strahlen der Juniussonne zu schmelzen begann, so daß wir unter einem beständigen Regen hinfuhren. An den Seiten der Galerien

waren dicke Wände sechs bis acht Fuß hoch, welche jede Aussicht versperrten und Ueberbleibsel von Lawinen zu seyn schienen, denen diese Wandeln am meisten bloßgestellt sind. Die Hälfte der Straße, außerhalb der Galerien, war nicht zu passiren; theils war sie mit Schneebergen bedeckt, theils gänzlich zertrümmert, die Balustraden ausgerissen u. s. w. Endlich erreichten wir die Höhe und jauchzten. Wir hielten mit unserm vierspännigen Reisewagen, höher, als irgend einer in diesem Augenblick in Europa, denn wir waren die Einzigen hier. Seitwärts war ein abgestumpfter Kegel errichtet, und darauf stand zu lesen: *Confine 1828*, und nach der Seite, von wo wir kamen, *Territorio Tirolese*, und nach der, wohin wir fuhren: *Territorio Lombardo*. Vor uns lag eine Cantoniera, wo wir zwei Pferde ließen, und schnell rollten wir zwischen einem fast ebenen, ins Unendliche sich ausdehnenden Schneefelde, die Straße war ausgeschaufelt, dem Posthause: *Giogo di Stelvio*, zu, etwas mehr als 9800 W. Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres erhaben. Hier wurden unsere Pässe visirt, womit der gute Gendarme eine ziemliche Zeit hinbringen mußte, weil sie deutsch waren; unterdeß trat ein Kerl an den Wagen, der ein Trinkgeld als Stalliero ziemlich trotzig begehrte; die Postillone schrien laut mit einander, so daß, trotz der siberischen Gegend, wir dennoch merkten, daß wir uns in Italien befanden. An Santa Maria, einer einsam im Schnee stehenden Kirche vorbei, führt der Weg jäh hinab nach Spondalunga. Hier verschwindet der Schnee wieder, und man erblickt den nackten Fels. Die Straße stellt sich fast so, wie oberhalb Trofoi dar; nur sind die Windungen kürzer und daher zahlreicher, und die hohen Tannen und Föhren fehlen auch. Die Klüfte zur Rechten werden immer wilder und tiefer, die Felsenmassen zur Linken wölben sich immer trotziger,

hängen über, engen die Strasse ein, und weiter unten verschlingen sie dieselbe gänzlich. Man kann nicht absehen, wie von dort der Weg weiter führt. Von der Höhe bei Spondalunga zieht er sich, in gerader, beträchtlicher Länge, an den Felsenwänden hin. Dieser Punkt ist sehr schön; einige Wasserfälle, worunter ein sehr beträchtlicher, zeigen sich ganz in der Nähe; am Abhange blüht die herrlichste Alpenflora, gelb, roth und blau, in den brilliantesten Abstufungen, und in den schroffgethürmten Felsenwänden zeigen sich schwarze Punkte in weiter Ferne, wie runde Löcher, etwas gröfser als Kanonenmündungen, und diefs sind die Einfahrten in die durch den Felsen gesprengten Galerien. Unser Postillon fährt im stärksten Trabe hinab; wir haben nur Ein Rad gehemmt. Mit wunderbarer Schnelligkeit legt man die zwei Posten bis Bormio zurück. — Jetzt fahren wir in die erste Galerie ein; sie ist zum Theil gemauert, zum Theil durch den Felsen geleitet, an den sich der gemauerte Theil bald so, bald so anschmiegt, wie es der Bau des Berges, bald vorspringend, bald zurückweichend, erfordert. Man hat schon so viel bewundert, alle Ausrufungen sind erschöpft, und man begnügt sich, still dieses Riesenwerk zu betrachten. Den Londoner Tunnel ausgenommen, dürfte in Europa kein Pendant hiezu gefunden werden.

In der dritten Galerie, die ganz durch den Felsen gesprengt ist, kommt man an eine Stelle, wo eine natürliche Höhle sich gegen den Abgrund öffnet, und wo ein Wasserfall sich hinabstürzt, unter dem man ganz wohlbehalten hinwegfährt. Ueberall hört man das Rauschen verborgener Quellen, das Tosen von Wasserfällen, ohne sie zu sehen. Der Quell der Adda springt aus einer runden Oeffnung des Felsens in beträchtlicher Höhe und schon sehr wasserreich hervor und gewährt einen malerischen Anblick. Mit der Adda wird die Gegend freundlicher, der holde

Name erinnerte mich unwillkürlich an Lord Byrons Tochter und eines seiner rührendsten Gedichte. Das anmuthige Grün des Valtelins, das nun schon das Auge zu erfreuen begann, erhöhte noch diese poetische Stimmung. Rechts auf einer schroffen Spitze liegen alle Gebäude. Hier strömen die Heilquellen von Bormio, die denen von Carlsbad ähnlich seyn und ihnen in der Kraft durchaus nichts nachgeben sollen. Unweit davon liegen einige elende Hütten und ein paar Kirchen; man sieht keine weißsgetünchte Mauer mehr, kein rothes Dach, keine grünen Läden, kein freundliches Thor, alles trägt die Farbe von dem Schmutze des Weges, dem Staube der Straße. Jahrhunderte lang waren diese starken Heilquellen fast unbesucht; nur wenige Reisende kamen dahin auf dem gefährlichen Saumschlag über das Wormser Joch, der sich der jetzigen Straße gegenüber, hart am Fusse der Gletscher, hinzog. Die Landleute der Gegend wollen behaupten, man hätte dort die Straße mit leichter Mühe, gefahrloser und dauerhafter anlegen können. Die jetzige Frequenz, welche viele Fremde, besonders Engländer, hieher zieht, hat die Unternehmer der Straße veranlaßt, in der Nähe der Heilquellen, an einem reizenden Abhang, ein stattliches Gebäude aus Stein in guten Verhältnissen aufzuführen, das seiner Vollendung bereits nahe ist. Verbinden sich einige schattenreiche Alleen damit, woran es jetzt in dieser Gegend noch gänzlich fehlt, so wird es ein angenehmer Aufenthalt auch für andere Badegäste werden, als Italiener aus den nahe gelegenen Thälern, die bis jetzt allein dieß treffliche Bad benutzten. Von dem neuerbauten Hause hat man die Aussicht in das von der Adda durchströmte Thal, das mit üppigem Grün prangt und am Flusse viele freundliche Orte zeigt. Die Biegung, die das Thal macht, theilt dasselbe in das Val di Sotto und Val di dentro, wie es von den Landleuten benannt wird.

Die Straſſe läuft nun gemächlich in die Ebene des Thals aus, an deren Seite die Stadt Bormio liegt, die keinen übeln Prospect zeigt, obgleich sie im Innern schmutzig, eng und winkelig ist. Alles sagt uns hier, daß wir uns in Italien befinden. Die ärmliche Reinlichkeit in Trofoi, die Sorgfältigkeit und Aufrichtigkeit der Bewirthung sind hier nicht mehr anzutreffen, und uns empfängt ein anspruchsvoller Schmutz, ein Luxus voll Unrath, und eine Höflichkeit, die nach Eigennutz riecht. Die schlechtesten Zimmer werden uns angewiesen, und erst, nachdem wir zufällig erfahren, daß bessere vorhanden sind, müssen wir sie durch Lärmen und Schelten ertrotzen. Die Leute haben ein wildes, unordentliches Aussehen. Der Koch schielt und sieht einem Zigeuner gleich; die Mägde tragen die dicken, pechschwarzen Haare fliegend im Nacken, der Küchenzettel ist groß und läßt viel hoffen; als wir aber nur zwei Speisen bestellen, so finden wir sie fast ungenießbar. Der Schmied des Ortes, der unsern Radschuh ausbessert, gibt vor, zehn Pfund Eisen darauf verwendet zu haben, und läßt sich die Arbeit wie ein Goldschmied bezahlen, und der Postmeister, ein geborner Deutscher, sagt seufzend: er glaube ein großer Sünder zu seyn, da er verdammt sey, unter diesen Leuten zu leben. So stellte sich uns Bormio bei unserm kurzen Aufenthalte dar; es ist möglich, daß es bei längerer Bekanntschaft gewinnt; auch glauben wir, daß ein zweiter Gasthof, „zum Lamm,“ dessen Aeußeres sehr freundlich war, uns eine bessere Aufnahme gewährt haben würde.

Am andern Tage gingen wir über das Joch zurück, an all' den Wundern wieder vorbei. Der Orteles hatte sich in Wolken gehüllt, und als eine ganz besondere Artigkeit war es zu betrachten, daß er, wie zum Abschiede, seine Spitze uns noch einmal zeigte. Reisende, die einige Stunden später denselben

ben

ben Weg machten, haben nicht das Geringste von ihm zu sehen bekommen. — Schon Napoleon faßte den Plan, eine Straßse von Tyrol in das Veltlin zu führen. Er wollte jedoch das Wormser Joch umgehen und sie von Spondalunga seitwärts über den Monte Braglio in das Münsterthal lenken. Man behauptet, dieß wäre zweckmäßiger und leichter gewesen, wunderbarer jedoch sicher nicht. Der Postdirector von Innsbruck, ein Postofficier und der Postmeister von Mals waren die Ersten, die mit der Post die Straßse bereisten. Nie zuvor war in Bormio ein Posthorn erklungen, da nur das Geläute der Saumthiere Ankömmlinge zu verkündigen pflegte. Der Postillon mußte von einem Ende der Stadt bis zum andern blasen und klatschen, und die Einwohner stürzten aus den Häusern, um die fröhliche Neuigkeit anzustauen, die sie von nun an mit fernen Gegenden in nahe Berührung setzen sollte, und ihr abgeschlossenes Thal mit der Welt in Verbindung brachte. Und nur wenige Jahre sind seitdem verstrichen. Noch nicht lange ist es her, daß dort, wo jetzt eine heitere Gesellschaft von rüstigen Pferden sich hinaufziehen läßt, die einsamen Wanderer ängstlich und schwindelnd emporklommen; daß kunstvolle Ingenieure mit Lebensgefahr dort ihre Messungen vornahmen, und Tausende von Arbeitern, an Stricken hängend, oder auf schwanken Brettern über Abgründen schwebend, diesen Riesenbau vollendeten. Augenzeugen vermochten das Gräßliche dieses Anblicks nicht arg genug zu schildern. Dessen ungeachtet hat sich während der Arbeit kein Unglück zugetragen, und außer dem Postmeister auf den Wandeln soll, so lange nun die Straßse bereist wird, nur Ein Mensch verunglückt seyn. Im vorjährigen Herbste nämlich war ungewöhnlich früh viel Schnee gefallen, und die Postillone, welche zwei Reisewagen hinüberführten, entdeckten oberhalb Spondalunga, daß Gefahr vor-

handen sey. Sie hielten an einem sichern Ort und gingen, von den Reisenden begleitet, voraus, um das Terrain zu recognosciren, während den im Wagen zurückgebliebenen Damen anempfohlen wurde, sich ruhig zu verhalten und ihre Rückkunft zu erwarten. Neugier und Angst trieben die Damen jedoch, dieß Verbot zu übertreten; sie folgten den Männern, welche die Lawine schon kommen sahen und ihnen zuriefen, schnell zurückzulaufen. Eine von ihnen verstand den Zuruf nicht und lief weiter; die stürzende Lawine erfasste sie, warf sie ein paar Mal herum und zerbrach ihr ein Bein. Sie mußte in Skums, am untern Ende der Strasse, curirt werden und kehrte an der Krücke in ihr Vaterland zurück.

Es ist wahrhaft tröstlich, auf dem ganzen langen Wege von Prad nach Bormio keinem jener frommen Bilder zu begegnen, die so manche andere Strasse einfassen und den zufälligen Tod armer Reisenden auf eine rohe Weise versinnlichen.

Die Civilingenieurs, welche die Strasse erbauten, heißen Noli, Paoli und Tallachini. Ich schreibe die Namen, die ich nie gedruckt gelesen, nach dem Gehör, und weiß daher nicht, ob die Orthographie richtig ist. Noli, ein kenntnißreicher junger Mann von zwanzig Jahren, wurde kürzlich beim Bau eines Theaters von einem herabfallenden Balken erschlagen. Der kaiserliche Ingenieur Lambertenghi, eine halbe Stunde von Bormio wohnend, führt nun die Oberaufsicht. Außerdem sind auf Franzenshöhe stets zwei Ingenieurofficiere, ein Deutscher und ein Italiener. Die Erhaltung der Strasse ist auf eine gewisse Zeit den Unternehmern überlassen. Es hat sich jedoch vielen Sachverständigen die Besorgniß aufgedrängt, daß diese kaum im Stande seyn dürften, ihre Obliegenheit ihrem ganzen Umfange nach zu erfüllen. Die Kosten, die erfordert werden, sind zu überschwänglich, der Boden ist an einigen Stellen,

auf der deutschen Seite, zu ungünstig, der Kampf mit den Elementen während des Winters unausbleiblich und verheerend. Zu Anfang des Junius fand ich die beschädigten Punkte am höchsten Theile des Joches noch nicht ausgebessert und nur wenige Arbeiter dabei beschäftigt. Das schützende Geländer, das den ängstlichen Reisenden den meisten Trost gewährt, war dort sehr mangelhaft, und die Strasse hatte sich hie und da mit ihrer gemauerten Stütze tief in den weichenden Sandboden hineingesenkt. Man sagte mir jedoch, daß bald Arbeiter genug vorhanden seyn würden, um dann binnen vier Wochen, wo eigentlich die Route recht lebhaft zu werden anfängt, alles in den besten Stand zu setzen.

Die Regierung Kaiser Franz des Ersten bezeichnen viele solcher großartigen Unternehmungen, unter denen die merkwürdigsten Straßensbauten, Römerwerke übertreffend, obenanstehen. Zwei davon schenkte er bereits Tyrol: die durch das Pusterthal über Ampezzo nach Venedig, und die hier beschriebene nach Bormio. Eine dritte wird so eben in dem Passe von Finstermünz abgesteckt, und auch diese soll kühn über die Felsen geführt werden. Für das Leben sind diese Werke von großer Bedeutung, die Verbindung wird gefördert, das Reisen wird bequem, es werden Fremde und Geld ins Land gezogen. Wenn aber alle Straßen gebaut seyn werden, jedes Thal besucht, jede Schlucht durchforscht, an jedem Alpenraine, wo jetzt die gastliche Hütte dem Wanderer sich öffnet, ein städtisches Gasthaus stehen wird mit gewinnsüchtigen Wirthen und pffigen Kellnern, die auf die Gletscher und Wasserfälle in ihrer Nähe speculiren, dann wird auch Tyrol, wie jetzt schon die Schweiz, vieles von seinen natürlichen, unnennbaren Reizen eingebüßt haben. Bis dieß aber eingetreten seyn wird, können noch viele Jahre vorübergehen. Jetzt hat Tyrol noch seine abgeschlos-

senen Thäler, zu denen man nur über steile Joche gelangt, die so unentweiht, so heiter natürlich, so still und heimlich daliegen, daß jeder Reisende, der sie betritt, sich überreden möchte, er sey der Erste und habe sie entdeckt. Die Naivetät dieser Thalbewohner gränzt an den schmucklosen Reiz der wilden Kindlichkeit der Urbewohner America's, ist aber noch um Vieles anziehender für uns, da diese lieben Naturmenschen unsere Landsleute sind und Deutschland uns an seiner Gränze noch so holde Schönheiten bietet, um uns zurückzuhalten und uns von dem ewigen Drange nach der Fremde zu heilen, der uns allen leider angeboren ist.

VII. Capitel.

Das obere Vintschgau.

Seenerie. — Alterthum. — Etymologisches. — Glurns. — Der Mäuseproceß. — Mals. — Die Malser Nationalgarde. — Planailier- und Matscherthal. — Ursprung der Etsch. — Nauders. — Finstermünz. — Martinsbruck im Engadin.

Der obere Theil des Vintschgaus bietet eine angenehme Mannichfaltigkeit dar. Während der untere nur kahle und zertrümmerte Kalkfelsen zeigt, bewalden sich hier wieder die Höhen, und die Massen zeigen feste und sichere Form. Die Etsch, die gleich einem Wiesenbache bei Reschen entspringt, bildet drei schöne Seen auf der sogenannten Malser Haide, einer hochgelegenen Thalebene, von wo sich der Orteles mit der ganzen Gletscherreihe über die nähern Gebirgsketten prächtig emporhebt.

Es war ein kühler Abend, als wir, von Bormio kommend, dieses rauhe Thal durchzogen. Um des Orteles Scheitel lagerten Gewitterwolken. Zahlreiche, aus den Bergen heimkehrende Ziegenheerden verbreiteten ringsumher ein harmonisches Geläute, worein sich die Glocken der Thürme von Glurns und Mals mischten und Leben in das weite Thal brachten. Die Ortschaften lagen nicht mehr weitverstreut, sondern wie aneinander hängend da; die einzelnen Ge-

höfte auf den Höhen fingen an zu fehlen; die Flecken und Weiler lagen beisammen, wohl selbst von Gemäuer eingehegt und zwischen dem Einen und dem Andern breiteten sich die Felder aus, hin und wieder auch Waldungen, doch immer wieder begränzt und auf einem Haufen. Selbst die Etsch hatte schnurgerade Ufer wie ein Canal, und alles schien sich hier der Ordnung fügen zu müssen. Es war ein aufgeräumtes Thal, während noch ein paar Stunden von hier dasselbe Vintschgau sich in der wildesten, und dabei unerfreulichsten Unordnung präsentirt hatte. Hier waren die Felder ohne Menschen, und da man in die engen, dicht zusammengereihten Gassen der Orte nicht hineinsehen konnte, so sah es ziemlich todt aus. Nur einige Fischzieherinnen belebten die Scene; arme Weiber, die mit großer Anstrengung die Fische aus den Seen der Haide nach dem Unterlande bringen. Sie sind in Menge vor den Fässern vorgespannt und keuchen unter Schweiß und Mühen ihren beschwerlichen Weg dahin.

Dieser Theil Tyrols, das Thal der Venoneten, Venosten, woraus Vinstgau, und dann Vintschgau wurde, ist wohl der am ältesten bewohnte. Diefs beweisen auch hier häufig gefundene Denkmäler. Drusus hatte kurz vor der christlichen Zeitrechnung hier eine Strafe angelegt, die er mit Thürmen und Schanzen befestigte. Auffallend sind die sonderbaren Namen der Orte in diesem Thale, die auch wahrscheinlich sehr alten Ursprungs sind. Wie z. B. Mals, Glurns, Schluderns, Naturns, Schlanders, Skums, Algums u. s. w. Sollte zwischen den beiden Schlussconsonanten nicht ein Vocal gewesen seyn, der in der Aussprache der Ureinwohner nun für immer verloren ging?

Ich bin eben kein Freund von weithergeholten Etymologien, und babe mich nie darin versuchen

mögen; die seltsamen Benennungen dieser Orte haben aber wohl mit Recht meine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt. Doch begnüge ich mich hier damit, nur eine Andeutung zu geben; mögen gründliche Alterthumsforscher und Kenner sie näher würdigen. Ich will mich durch das Beispiel jenes gelehrten Franzosen abhalten lassen, meine Muthmaßungen mitzutheilen, welcher behauptete, daß der Kaiser Ki und der König Atons eine und dieselbe Person gewesen seyen, man dürfe sich nur die Mühe geben, K in A, und i in tons umzuwandeln, um es alsbald einzusehen. Doch wir wollen uns von dieser Abschweifung wieder in das Vintschgau zurückversetzen.

Vor uns, hart an der Etsch, in einiger Entfernung von Waldstrichen begränzt, liegt das alte Glurns, hinter seinen städtischen Mauern, aus denen einige ganz ansehnliche Häuser, mit bunten Farben angestrichen und mit rothen Dächern versehen, freundlich hervorragen. An den Bergen, die sich dahinter erheben, lehnt die verfallene Burg Rotund, und gleich daneben ist Laatsch und gegenüber Mals, das ganz das Ansehen einer Stadt zeigt. An dem steilen Mittelgebirge, welches die Aussicht begränzt, liegt die Benedictinerabtei Marienberg, auf einsamer waldiger Eelskuppe, mit einer ziemlich imponirenden Fronte.

Wir übernachteten in Glurns, *) wo einer unserer Reisegefährten seine Verwandte besuchen wollte. Der Abend wurde so kühl, daß wir nach einem kurzen Spaziergange gern das erwärmte Zimmer suchten. Einige gefällige Einwohner des Ortes gesellten sich zu uns, um uns zu unterhalten, und ein

*) Im Mittelalter auch Glurms, *Gelurnum*, *Glorium*. 1361 zur Stadt erhoben und 1530 mit Mauern umgeben. 1499 wurden hier blutige Schlachten zwischen den Tyrolern und Graubündnern geliefert, 1488 wurde sie von den Letztern verbrannt.

bei dem Landgericht Angestellter brachte dabei ein Actenstück eines höchst sonderbaren Processes in Erwähnung, welches uns viel Vergnügen machte, und wohl verdient hier mitgetheilt zu werden.

Es handelte sich um einen ernstlichen Proceß, den die Landleute der hiesigen Gegend wider die Feldmäuse führten; sie verklagten sie in bester Form, gaben ihnen Vertheidiger und verurtheilten sie dann. Doch hier ist die Abschrift der ganzen Mittheilung, wie sie uns an jenem Abende gemacht wurde, sie lautete:

„Anno Domini 1519 am St. Ursula-Tag ist für Wilhelm von Haslingen, Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Flifs ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stilfs ein Recht zu führen willens sey, gegen den Mäusen, so genannt sind Lutmäuse, wie Recht sey. Und damit dieselbigen Lutmäuse in solcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, so seyen sie eines Procurators nothdürftig. Begehren sie, daß der Richter ihnen einen Procuratoren setzen soll von Obrigkeit wegen, auf daß sie sich nit zu beklagen haben.“

„Auf solches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäusen auf Stilfs nach Ordnung Rechters einen Procuratoren gesetzt, als Hannsen Grinebner, Bürgern zu Glurns, dem er solche Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts bestättet, auch ist um das Siegel gebeten worden in Gegenwart Siegmunden von Tartsch, Hansen Hafners und Konraden Spergsers.“

„Hernach hat gemelter Simon Flifs von wegen der Gemeinen Stilfs wider die Lutmäuse auch einen Procurator gesetzt, nämlich den Schwarz Minig zu Tartsch, und haben darum den Richter um das In-siegel gebeten im Beiseyn der Zeugen, darauf dann

ein Rechtstag angesetzt als am Mittwoch vor S. Simon und Judas ohbesagten Jahres.“

„Kundschaftrecht am Mittwoch nach St. Philippi und Jacobi, der heiligen Zwölfboten, Anno 1520.“

„Richter Konrad Spergser, Rechtssprecher Hans Hafner, u. s. w.“

„Auf diesen Tag ist verdinglich fürkommen Schwarz Minig von Tartsch, als Procurator der ganzen Gemeinde Stilfs, und hat zu verstehen geben, wie er Hansen Grinebner als Procurator und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuse, auf diesen Tag Kundschaft zu verhören zu wissen gethan und fürgebotten: worübergesagter Grinebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuse ins Recht gedingt.“

„Darauf hat Minig Waltsch aus Suldén bekennt und geseit, daß ihm wohl wissend sey, daß er ungefähr bei 18 Jahr in Suldén gehaust hab, da sey er ein und ausgangen über die Stuck und Güter der Wiesen der Gemeind Stilfs, da hab er allzeit gesehen, daß die Lutmäus ihm daselbst merklich Schaden gethan haben an Aufwühlung des Erdreichs, also daß die von Stilfs, das Heu und Grumat die Zeit lang wenig genossen.“

„Niclas Stocker auf Stilfs hat bekennt und geseit, daß ihm wohl kund und wissend sey, daß so lang er Gemeldter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit gesehen, daß etwas Thiere, deren Name er nit wisse, denen von Stilfs in ihren Gütern großen Schaden gethan hant, uud sunderlich im Herbst, da man das Grumat mähen sollen u. s. w.“

„Vilas von Reining als ein Nachbar deren von Stilfs hat sich zu den zwei Kundschaftern gestellt und dasselbe bekennt. Und sind solche Kundschaften mit dem Eid, wie sich gebührt, bestätigt worden.“

„Es hat solche Kundschaften gedachter Schwarz

Minig, als derer von Stilfs Procurator, um sin Pfennige geschrieben, und besiegelt, und hat das mit Urtheil erlangt.“

K l a g.

„Schwarz Minig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, das diese schädliche Thiere ihnen grossen, merklichen Schaden thun, so würde auch erfolgen, wenn diese schädlichen Thiere nit weggeschafft werden, das sie ihre Jahreszinsen der Grundherrschaft nit mehr geben könnten, und verursacht werden hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalt sich nit wüsten zu ernehren.“

A n t w o r t.

„Darauf hat Grinebner eingedingt, und diese Antwort geben, und seine Procurenz ins Recht gelegt: er hab diese Klag gegen die Thierlein verstanden, es sey aber männiglich bewufst, das sie allda in gewisser Gewöhr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey — —: derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewöhr mit keinem Urtheil nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtheil erging, das sie darum weichen müsten, so sey er doch in Hoffnung, das ihnen ein anderes Ort und Statt geben soll werden, auf das sie sich erhalten mögen: es soll ihnen auch bei solchem Abzug ein frei sicher Geleit vor ihren Feinden ertheilt, es seyen Hund, Katzen, oder andere ihr Feind: er sey auch in Hoffnung, wenn eine schwanger wäre, das derselben Ziel und Tag gegeben werde, das ihr Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge.“

U r t h e i l.

„Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und auf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht

kommen, ist mit Urthel und Recht erkannt, daß die schädlichen Thierlein, so man nennt Lutmäusen, denen von Stilfs ihre Aecker und Wiesmäder nachlaut der Klag in 14 Tag räumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmermehr kommen sollen; wo aber eins oder mehr der Thierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, diese sollen der Zeit von jedermann ein frei sicheres Geleit haben, 14 Tag lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tag wandern.“

Ist es nicht rührend, wie diese wackern Tyroler selbst gegen diese „schädlichen Thierlein“ die ihnen die Wiesen verdarben, und die Frucht auffraßen, menschlich verfahren? Welche biederherzige Billigkeitsliebe spricht sich in diesem Actenstück aus! Heutzutage werden lockende, heimtückische, mörderische Fallen aufgestellt, wenn solch ein armes Thierlein nur ein wenig zu rascheln wagt, und dadurch eine nervenschwache Dame erschreckt wird. Nicht genug, daß wir Katzen dulden, die ihnen nachstellen, hat uns die Mode auch noch mit den schottischen Pinchern bekannt gemacht, welche, wie der berühmte Billy, viele hundert in einigen Minuten todtzubeißen im Stande sind. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, eine Zeit, die wir so gern barbarisch schelten, nahm man sogar auf schwangere Mäuslein Rücksicht, und stellte sie außer dem Bann, der ihre Männlein traf.

Ein ähnlicher Proceß, wo die Feldmäuse gleichfalls belangt und abgeurthelt wurden, fand hundert Jahre früher im Kanton Bern in der Schweiz statt. Ein Seitenstück hiezu bildet der Bannfluch, der im Jahre 1350, bei offenen Kirchthüren, brennenden Kerzen, und dem Läuten aller Glocken, über die Heuschrecken ausgesprochen wurde.

Und alles hier Erzählte ist nicht etwa die Erfindung eines müßigen Kopfes; nein! die glaubwürdig-

sten Schriftsteller geben uns hierüber Kunde, und wer von meinen Lesern nicht in Glurns selbst Nachfrage halten kann, wird sich aus den „Schilderungen aus Urschriften und Voreltern,“ vom Geh. Hausarchivar Franz Gafslar, Innsbruck 1789, so wie aus dem Tyroler Almanach für 1803, Wien bei Andreas Gafslar, hinlänglich davon unterrichten können.

Nachdem wir in der Gegend einige Excursionen gemacht hatten, brachen wir nach Mals auf, wo wir die nächste Nacht zubringen wollten. Ein kleiner Streifzug in das benachbarte bündnerische Gebiet gewährte wenig Vergnügen, weil das Thal von Engadlin, der untere Theil nämlich, der sich hier öffnet, nicht besonders reizend ist. Der obere Theil, den wir noch zu besuchen gedachten, wurde uns als interessanter geschildert.

In Mals *) ist auf der Post ein treffliches Unterkommen zu finden. Reinliche Zimmer, gute Betten und herrliche Küche. Der Wirth ist höflich und gesprächig, und da von hier aus zu mehreren Malen der Orteles bestiegen wurde, so ist seine Unterhaltung, wenn man sie hierauf leitet, auch gewiß nicht ohne Interesse.

Der Ort ist nicht übel gebaut, und lädt zu längerem Verweilen ein. Während der Abendpromenade, sahen wir die Malser Nationalgarde exerciren. Es ging ziemlich kunterbunt dabei her. Der arme Commandant vermochte nicht seine Mannschaft in Ordnung zu halten. Während des Marschirens sprangen einige hoch auf, wenn es ihnen gerade einfiel und jauchzten und schnalzten dabei, wie es alle Tyroler thun, wenn sie Freude ausdrücken wollen. So z. B. wie sie vor dem Kaiser, während seiner Anwesenheit in Innsbruck defilirten, wo alle Thäler ihre Schützen-

*) *Mallesium*. 1499 Schlacht, wo die Graubündner die Tyroler besiegten.

compagnien abgeordnet hatten, konnten sie es nicht unterlassen in Reih und Glied ihren Luftsprung zu machen, den Hut dabei zu schwenken und hochaufzujauchzen *). Sie marschirten stets ohne Tadel bis unter den Balcon des Residenzschlosses, worauf der Kaiser stand, dann aber war es, als ob ein Wahnsinn des Entzückens alle ergriff. Der Schützencommandant, gewöhnlich ein alter, stattlicher Mann, machte zuerst seine Capriolen, und alle die andern nach. Und man muß sie springen gesehen haben, um zu wissen, welchen unwiderstehlichen Eindruck dieß hervorzubringen im Stande ist. Wie sie automaten-gleich, mit ungeheurer Schnellkraft, die Knie ganz dicht an den Oberleib anziehen und dann nach hinten ausfeuern, während die Hände an den untern Theil der Hüfte schlagen und dann über dem Haupte zusammenklatschen, oder den Hut in die Luft schwingen. Dieß von einem militärischen Trupp, statt des üblichen Präsentirens der Gewehre, zu sehen, kann nicht anders als komisch wirken. Aber die guten Leute nehmen es auch gar nicht übel, wenn man darüber lacht, denn sie lachen oft selbst herzlich mit. Ihr Benehmen entspringt aus einer innern Freude, die sich nicht mehr niederdrücken lassen will, und Freude und Lustigkeit haben ja dieselbe Quelle.

Die Nationalgarde von Mals zog in Werktagskleidern einher, größtentheils in Hemdärmeln. Wenn „geladen“ commandirt wurde, so luden mehrere wirklich, und schossen dann beim „Feuer“ los, zum großen Aerger des Befehlshabers, der an diesem Abende wohl etwas strenger auf Ordnung sehen mochte, weil fremde Zuschauer zugegen waren. Was kümmerte dieß aber seine Leute!

Von Mals kann man die beiden kleinen Thäler

*) Juchazen, in der Landessprache.

Planail und Matsch besuchen, die ganz nahe sind, und von dem Langtaufer Ferner begränzt werden, der, obgleich nicht unmittelbar, mit dem großen Eismeer der Oetzthaler Ferner zusammenhängt, dennoch aber ihr nächster Nachbar ist. Auf der andern Seite, sind es von Mals nur wenige Stunden nach Suldén, jener Riesenmasse von Schnee und Eiskrystallen, die von der nordöstlichen Flanke des Orteles in ein wildes, enges Thal hinabfällt, dessen armselige Bewohner, durch die Bewegung, die sie vor einigen Jahren in diesem schrecklichen Nachbar wahrnahmen, so sehr in Angst gesetzt wurden. Es war die bekannte Erscheinung des Wachsens der Gletscher.

Andern Tages brachen wir von Mals auf. Das Thal wird hier wieder breiter, und wir fahren nach einander an den drei Seen der Haide vorüber, die anziehende Prospective boten. Der Anbau wird spärlicher; Wald bedeckt die Abhänge der Berge und einen Theil der Seeufer; weit und breit ist nur Ein Ort zu erspähen, Haid selbst, ganz von Wasser umgeben, von reinlichem Ansehen und berühmt wegen seiner delicates Fische. Bei Graun, am dritten See gelegen, hat man eine Einsicht in das enge Thal von Langtaufers, das hier von hohen Bergen eingeschlossen wird. Oberhalb Graun, bei Reschen sieht man den Ursprung der Etsch, die hier sehr friedlich ist, und noch nichts von dem tobenden Charakter verräth, den sie annimmt, noch ehe sie das Vintschgau verläßt, aus dem sie sich mit donnerndem Fall in das ihr eigenthümliche Gebiet, das nach ihr benannte Thal hineinstürzt, wo sie Fruchtbarkeit verbreitet und mit Italiens Sonne buhlt.

Hinter Reschen wird es immer rauher, die Berge rücken näher, man sieht fast keine Anpflanzung mehr, und den Horizont begränzen mehrere Reihen von Bergen, von den sonderbarsten Formen, die eine über die andere hervorgucken und anzuzeigen schei-

neu, daß man nur über sie den Weg aus dem Thale finden könne. Wir sind hier am äußersten Ende des Vintschgau's, wo das Oberinnthal beginnt. Der hochgelegene Ort, der uns entgegenblickt, und von der Rückseite unzugänglich scheint, ist Nauders, das Schloß, etwas seitwärts vor demselben, ist Naudersberg, jetzt der Sitz des Landgerichts.

Nauders ist schon mehr, als 3000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, überragt mithin die meisten Höhen der norddeutschen Gebirgswelt, und kommt dem Könige des Harzes, dem alten Brocken, gleich, der lange genug, ganz sonderbarerweise für den höchsten Berg in Deutschland gegolten, weil ihn Fabri, Gaspari und andere Geographen so hoher Ehre würdig hielten. Später wurde diese Würde der Schneekoppe im Riesengebirge zuerkannt, und erst in neuester Zeit fing man an, die stille Bescheidenheit eines Thorsteins, eines Sollsteins, der Zugspitze, des Venedigers, des Glockners in Erwägung zu ziehen, die alle in deutschen Landen gelegen sind, und zuletzt das höchste Prädicat der majestätischen Ortelespitze zuzuerkennen, die noch auf deutschem Boden wurzelt, wenn sie gleich Eis und Schnee, wie lange Schleppen ihrer Prachtgewänder nach Italien hinabfallen läßt.

Hier in Nauders fehlt noch im Junius alles Gemüse; das spärliche Obst, schlechte Kirschen und saure Aepfel, wird erst sehr spät reif. Nur die Preiselbeere wuchert auf den Feldern und steht im Junius in voller Blüthe. Der Ort ist, wie fast alle Orte des Oberinnthals, an dessen äußerster Gränze er sich befindet, sehr hübsch gebaut und überaus reinlich. Die Post und das Lamm sind sehr empfehlenswerthe Gasthöfe; die Betten sind reinlich, das Essen ist gut zubereitet und die Rechnung mäßig. Man versäume nicht, sich Forellen serviren zu lassen, die — nach denen in Mals — die schmackhaftesten

waren, die ich in Tyrol zu essen bekam. Hinter dem Orte beginnt die Straſſe sich zu senken, und schroffe und immer schroffere Felsen engen sie ein. Dieſs ist der berühmte Paſs von Finſtermünz, der in diesem Augenblick befestigt werden sollte.

Wir fanden Ingenieurs dort, die mit der Vermessung beschäftigt waren, und angefangen hatten, die neue Straſſe abzustecken, die über den Felsen führen wird. Es ist bewundernswerth wohin diese Leute sich wagen, und selbst die Landleute der Gegend gestehen, die meisten dieser gefährlichen Punkte nie noch erklettert zu haben. Erst vor wenigen Tagen hatte sich der Hauptmann verstiegen. Er war von Absatz zu Absatz klimmend und springend, plötzlich auf eine Felsenspitze gerathen, von wo kein Herabkommen möglich schien. Es war eine verzweiflungsvolle Lage. Er rief, allein vergeblich. Der Inn, in der Tiefe brausend, übertönte ihn. Endlich sieht er einige Bauern auf der Straſſe mit beladenem Wagen einherziehen. Er bindet sein Taschentuch an eine Stange, und läſt es flattern. Zum Glück gewahren die Bauern; sie kennen einen Fußweg durch den Wald, der nach der Spitze führt, und bringen den kühnen Steiger glücklich herunter, der schon darauf gefaſt war, die Nacht in seiner wilden Abgeschiedenheit zuzubringen.

Es war ein schöner, sonniger Morgen als wir den Paſs besuchten, und wir vermochten ihn aus diesem Grunde wohl nicht so schauerig und fürchterlich wie viele andere Reisende zu finden, die ihn bei trübem Himmel gesehen haben mögen. Vielleicht war auch die Ursache, daſs wir so eben vom Monte Stelvio kamen, und daſs jene Eindrücke noch zu frisch in uns waren. Die hellgrüne Welle des Inn in der Tiefe, gibt dem Ganzen einen gefälligen Charakter; denn der Inn flieſt hier schon ganz wohlgezogen, nicht wie ein störrischer, wilder Gebirgsbach

bach vorüber. An einer Stelle ist ein ungeheurer Felsen, der freilich ein wenig über die Strasse hinüberraagt und von dem ziemlich bedeutende Fragmente am Weg und im Flußbette liegen. Das findet sich aber auch an andern Orten oft. Ein starkes Dach von Lärchenholz, ähnlich denen auf den Wandeln des Wormser Jochs, soll vor diesen Steinlawinen Schutz gewähren. Nachdem der Weg sich zwischen den Felsen, am hohen Ufer des Inns fort, immer bedeutend senkte, erblickt man plötzlich bei einer raschen Wendung einige Gebäude im Grunde. Es ist ein Gasthof und ein Bräuhaus, hart am Inn, über den eine gedeckte Brücke führt; auf einem Felsen daneben die Wohnung des Straßenaufsehers. Diese Gebäude bilden ein malerisches Ensemble.

Wir kehrten ein, um uns zu erfrischen. Mittelmäßiges Bier, gutes Brod und frische Butter konnten wir bekommen. Wir verzehrten unsern Imbiss unter dem Thore, das sich über die Strasse wölbt, und wurden dabei von dem Staub eingepudert, den die vielen durchpassirenden Wagen erregten. Diese Passage ist sehr belebt. In den Zimmern war es vor Hitze und Fliegen nicht auszuhalten.

Am jenseitigen Ufer zieht sich das bündnerische Gebiet, zu Engaddin gehörig, hin. An den Fußwegen stehen Warnungstafeln von österreichischer Seite, sie nicht zu betreten, der Schmuggler wegen, die sich jedoch dadurch nicht abschrecken lassen sollen. Anständige Fußreisende, ohne Gepäck, die zum Ueberflusse noch mit ihren Pässen versehen seyn können, dürfen indess hier ohne Bedenken wandern. Der Weg führt immer angenehm und bequem am Ufer des Inns zu dem ersten schweizerischen Orte Martinsbruck, der sehr anmuthig gelegen ist, und mit recht stattlichen Häusern prangt. Die Bauart erscheint von der in Tyrol üblichen sehr verschieden. Hier sind mehr Fenster, festere Ziegeldächer, bunt-

getünchte Mauern. Es scheint Wohlhabenheit neben Bequemlichkeit, verfeinerter Lebensgenuss neben Unbeschränktheit hier zu wohnen. Die Einwohner sind lustig, zum Trinken und Tanzen sehr aufgelegt, und werden daher oft von den benachbarten Tyrolern besucht, die sich bei ihnen gütlich thun wollen.

Dieser Spaziergang von anderthalb Stunden bringt zu Leuten, die nicht mehr deutsch sprechen. Ihre Sprache ist das Romanische, hier zu Lande „Romaunschisch“ geheissen. Kleider, Sitten und Gebräuche, alles ist anders. Aus diesem Thale wurde die Welt seit länger als hundert Jahren mit Süßigkeiten versehen. Die Stechbahn in Berlin und die Pavillons in Hamburg erhielten von hier aus ihre kunstfertigen Meister. Josty und Ruben, Stehely, Kuonz und Consorten wurden im Engaddin geboren.

Das Thal zeigt sich eng, aber gut angebaut und sehr pittoresk; man übersieht von der Höhe vor Martinsbruck die Ortschaften Strada, Namis, Sins, Schuls.

Einen steilen Abhang hinan gelangt man wieder nach Nauders.

VIII. Capitel.

Das Oberinntal.

Landeck. — Imst. — Stams. — Die Verschütteten. — Die Rosana. — Der Arlberg. — Die Stiftung des Findlings. — 's Haimgarteln. — Schnodahupferln und Jägerlied. — Probe französischer Uebersetzung. —

Bei Landeck wird das Oberinntal etwas freundlicher; der Ort mit schönen Häusern liegt auf angebauten Höhen zerstreut. Die Felsen, die uns vom Finstermünzerpasse her begleiteten, weichen zurück. Unterhalb der Stadt führt eine steinerne Brücke über den Inn, und hier gelangt man auf das Schlachtfeld von Flies, wo 1703 viele tapfere Tyroler für ihr Vaterland geblutet haben.

Verfolgen wir den Lauf des Inns, so zieht sich die Strasse schmal und voller Windungen an beträchtlichen Höhen hin, und bietet sehr reizende Aussichten dar. So erreicht man den bedeutenden und schönen Flecken Imst, eine und drei Viertel Post von Landeck entfernt. Es wird hier viel Leinwand gefertigt, die eine vortreffliche Bleiche erhält. Auch gibt es in diesem Theile des Innthales zahlreiche Bergwerke, die ich jedoch nicht in Augenschein nehmen konnte. Imst war im vorigen Jahrhundert seines bedeutenden Handels mit Canarienvögeln wegen berühmt, der jetzt jedoch fast ganz erloschen ist,

Die Einwohner verwendeten grofse Sorgfalt auf die Zucht jener schreienden gefiederten Sänger, und benutzten die Liebhaberei aller Länder zu ihrem Vortheile. Sie durchzogen Europa von Lissabon bis Petersburg, ihren Papagenokasten auf dem Rücken. Diese Handelsleute waren die Commissionuäre grofser, weitverzweigter Gesellschaften, die sich in ihrem Vaterlande gebildet hatten, und das Geschäft auf gemeinschaftliche Rechnung trieben. Periodisch, oft nach sechs, oft nach acht Monaten, kehrten sie in die Heimath zurück, und brachten Summen von zwanzig bis dreifsigtausend Gulden mit. Alle Interessenten, von nah und fern herbeigerufen, fanden sich dann zur bestimmten Zeit in einem Wirthshaus ein, wo das Geld aufgezählt und vertheilt wurde, ohne dafs man dabei an eine weitere Rechnungsablage dachte. War die Theilung vorüber, so ging alles in die Kirche, und von hier wieder in das Wirthshaus, wo ein Mahl das Ganze beschlofs. Die grofsen Kriege zu Anfange dieses Jahrhunderts haben den wandernden Vogelhändlern Eintrag gethan.

Bei Imst theilt sich die Strafse. Die eine führt längs dem Ufer des Inns, den sie bei Magerbach überschreitet, nach dem Cisterzienserkloster Stams, und von dort nach Innsbruck; die andere geht über Nassereit, ein schlechtes Dorf, wo man übrigens trefflich bewirthet wird, auf der Höhe fort. Der Eilwagen wählt diese letztere, welche an schönen Ansichten überreich ist. Das Innthal ist hier so erhaben und freundlich zugleich, wie kein anderes, das ich noch sah.

Bei Nassereit läuft die Strafse über Kempten und Füssen nach Bayern aus. Man findet hier bedeutende Zink- und Bleiwerke. Die Schlösser Sigmundsburg und Fernstein, und tief im Grunde Klamm, geben dieser Gegend einen hohen Reiz. Bei einer Wendung des Weges erblickt man das Kloster Stams,

welches in einem engen, rauhen Seitenthale liegt, das den Lawinen oft ausgesetzt ist. Man erzählt hier folgenden rührenden Vorfall.

Auf dem südlichen Gebirge, zwei Stunden über dem Kloster, stand ein Jägerhaus, das ihm gehörte. Der alte Jäger war gestorben, und seine sechs Kinder wohnten hier: ein Bursche von zwanzig Jahren und fünf Mädchen. Ein anderer Sohn stand in des Stifts Diensten, und wohnte im Kloster.

Die gröfseren Kinder waren am Neujahrstage zur Kirche nach Stams gegangen, und liefsen eines der Mädchen im Stifte, um dort die Schule zu besuchen. Wie sie Abends nach Hause kehren, will der ältere Bruder an gewissen Merkmalen einen Lawinensturz prophezeyen. Er geht daher nicht schlafen, um das Wetter zu beobachten. Um zwei Uhr nach Mitternacht tritt er vor das Haus, und nun scheint es ihm bedenklicher als zuvor. Er eilt schnell hinein, um seine Schwestern zu wecken, aber es war zu spät; eine fürchterliche Lawine drückt das Haus in demselben Augenblicke zusammen und begräbt sie alle.

Es konnten mehrere Tage vergehen, ohne dafs jemand davon etwas erfahren hätte, wenn nicht glücklicherweise die Schneemasse den Lauf eines kleinen Bergstromes hemmte, dessen Ausbleiben in Stams Aufmerksamkeit erregte. Der Prälat sendet sogleich den im Kloster dienenden Bruder der Verschütteten hinauf, um nachzusehen. Dieser kehrt am Abend mit der Trauerbotschaft zurück: dafs der Platz, wo das Haus gestanden, nicht mehr ausfindig zu machen sey. Den 3 Januar Morgens wurden sogleich Dienstleute abgeschickt; aber neue Lawinen, die niedergehen, vereitelten ihre Arbeit, und sie mußten vorläufig davon abstehen. Noch am 4ten waren Sturm und Schneegestöber so heftig, dafs niemand es wagen will, einen neuen Versuch anzustellen. Trotz der Fruchtlosigkeit der Bemühungen

wird aber dennoch die Gemeinde von dem Prälaten aufgeböten, und man steigt am 5ten endlich wieder den Berg hinan, um jetzt wenigstens die Leichen auszugraben.

Der Schnee und die Steine werden weggeräumt, und man stößt auf das Dach, das sorgfältig aufgehoben wird. Das erste, was sich den Blicken zeigt, sind die zerquetschten Leichname von zwei Töchtern, welche hier ihre Schlafstelle hatten. Das herabgestürzte Gebälk hinderte noch die Annäherung zu den Uebrigen, welche man auch todt zu finden glaubte. Aber plötzlich hören sie eine schwache Stimme, die einzuhalten bittet — es ist die Stimme des Sohnes — er fürchtet, daß man ihm in den Kopf haue. Ueberrascht halten die wackern Leute einen Augenblick inne, dann fahren sie mit Vorsicht fort und sind so glücklich ihn — dem Anscheine nach — gesund an das Sonnenlicht zu bringen. Von seiner ältern Schwester wufste er nichts, als daß sie in der Kammer schlafe. Nun arbeitet man sich auch bis zu ihr durch und findet sie zwar noch lebend, aber äußerst schwach. Nur das kleinste der Geschwister fehlte noch, dessen Schlafstelle von den Geretteten angegeben werden kann. Ein Bauer kriecht bis dahin und ist bemüht, das Kind bei den Füßchen herauszuziehen; er selbst hat sich aber so tollkühn vorgewagt, daß er nicht mehr im Stand ist, sich durch den Schutt zurück zu winden. Auf sein Geschrei muß er nun selbst mit dem Kinde befreit werden. Auch dieses lebte noch. Die Verschütteten hatten 82 Stunden in ihrem Grabe gelegen. Wie im Triumphe wurden die drei Kinder in die Prälatur getragen, wo sie bei den Mönchen, die auf das Schrecklichste gefaßt waren, Freude und Dankgefühle veranlaßten. Der Sohn erzählte, daß er eben, als das Haus einstürzte, auf das Ofengestell klettern wollte, aber in eine solche Lage kam, daß er den einen Fuß nicht mehr nachziehen konnte, und

ihn daher während der langen Zeit hängen lassen mußte. Er war gelähmt und erfroren, der Brand stellte sich ein, und der so wunderbar Gerettete mußte nach wenigen Tagen dennoch sterben. Das grössere Mädchen genas nach und nach, und das Kind litt an Gicht, wovon es aber auch hergestellt wurde. Der Bruder sagte vor seinem Tod aus, die Zeit in der verschütteten Hütte sey ihm nicht lang geworden. Er glaubte in der nämlichen Nacht befreit worden zu seyn. Alle anderen kummervollen Empfindungen wichen dem Durste. „Mir war, als könnte ich mein ganzes Leben so daliegen,“ sagte er, „wenn ich nur zu trinken gehabt hätte.“ Er kratzte Schnee mit Staub und Erde aus einer Ritze, um sich daran zu laben. Wie er die Retter über sich sah, dachte er: der Himmel öffne sich, und alle Heiligen stiegen zu ihm herab. Das Mädchen war nur weniger Empfindungen mächtig gewesen, und hatte grösstentheils in einem Zustande der Betäubung gelegen. Sie erwartete ruhig den Tod und hoffte, daß man ihre Leichname, wenn der Schnee geschmolzen wäre, wieder finden und begraben würde. — Die nächste Umgebung des Klosters ist gut angebaut und mit einer Menge von Bäumen und Gesträuchen geziert. Die Gebäude sind groß und prächtig, und gewähren einen schönen Anblick. Sie wurden 1272 von Meinhard, Herzog von Kärnthen und Graf von Tyrol, erbaut. Die Kirche enthält sein Grabmal, und ausserdem eine Menge von Zierrathen und Schnörkeln, die sie der Geschicklichkeit und dem angestregten Fleiß eines alten Prälaten verdanken soll. Obgleich reich an Gemälden, ist ausser einem von Schöpf nichts Erhebliches hier zu finden. —

Nach diesem Abstecher zu den interessantesten Punkten des Oberinnthals kehrte ich nach Landeck zurück, um meine Reise fortzusetzen. Indem ich von hier mit dem Eilwagen nach Bregenz fuhr, wurde

ich durch einen melodischen Namen lebhaft an Jean Paul erinnert. Es war der „Rosanabach,“ der zu meiner Linken dahinfloß. Wer erinnert sich nicht der schönen Schilderungen aus dem Rosanathale, welches Walt in Gesellschaft des Generals Zablocki und seiner Tochter Wina durchwandert? Jean Paul hat sicherlich nicht dieses Tyroler Thal beschreiben wollen, das übrigens auch nicht nach dem Bache heißt, sondern Stanzerthal genannt wird. Mit jenem Rosanathal aber meinte er ein ihm sehr wohlbekanntes, welches er von Bayreuth aus oft zu durchpilgern pflegte, und das eines der lieblichsten im weiten Vaterlande genannt zu werden verdient. Es ist das Thal der Wiesent, am Abhange des Fichtelbergs, das sich von Muggendorf nach Weischenfeld erstreckt, und das auch ich einst, während ich in Jean Pauls Nähe weilte, mit lieben Freunden und Freundinnen durchzog. Den Namen Rosana jedoch hat er von diesem Gränzbache Tyrols entlehnt, wie er zu thun pflegte, wenn er auf melodische oder bezeichnende Namen Jagd machte.

Ich spreche von dem Gränzbache Tyrols, und wahrlich nicht ohne Trauer schreibe ich es nieder, wir nähern uns der Gränze des schönen Landes. Schon ziehen die Pferde keuchend die Diligence den hohen Arlberg hinan, mit Sonnenaufgang haben wir seine Höhe erreicht, und wenn wir von der Poststation Stuben abwärts fahren, so sehen wir ein Land vor uns, das von dem Berge, vor dem es liegt, das „Vorarlbergische“ genannt wird. Aber der Charakter des Ganzen bleibt schon noch eine Weile unverändert, und die Berge auch lassen es sich nicht wehren, ihre Riesenarme in das Vorarlbergische hineinzustrecken, und es brüderlich fest an das Tyrolische zu klammern.

Sonst war der Weg über den Arlberg, der in Tyrol ziemlich allgemein „der Adlerberg“ geheissen

wird, voll Gefahren und Schrecknissen. Jetzt ist die Strafe zwar gut, jedoch im Winter den Lawinen ausgesetzt. Im Jahr 1386 wurde ein Hospiz auf dieser Höhe gestiftet, welches die St. Christophs-Brüderschaft heisst. Ihr Stifter, ein armer Findling, war ein auferordentlicher Mensch, dessen Gedächtnis den spätesten Zeitaltern aufbewahrt zu werden verdient. Ich theile hier die Urkunde der Stiftung in ihrer alterthümlichen Sprache mit. *) Man wird daraus am besten den hohen Geist des Stifters kennen lernen.

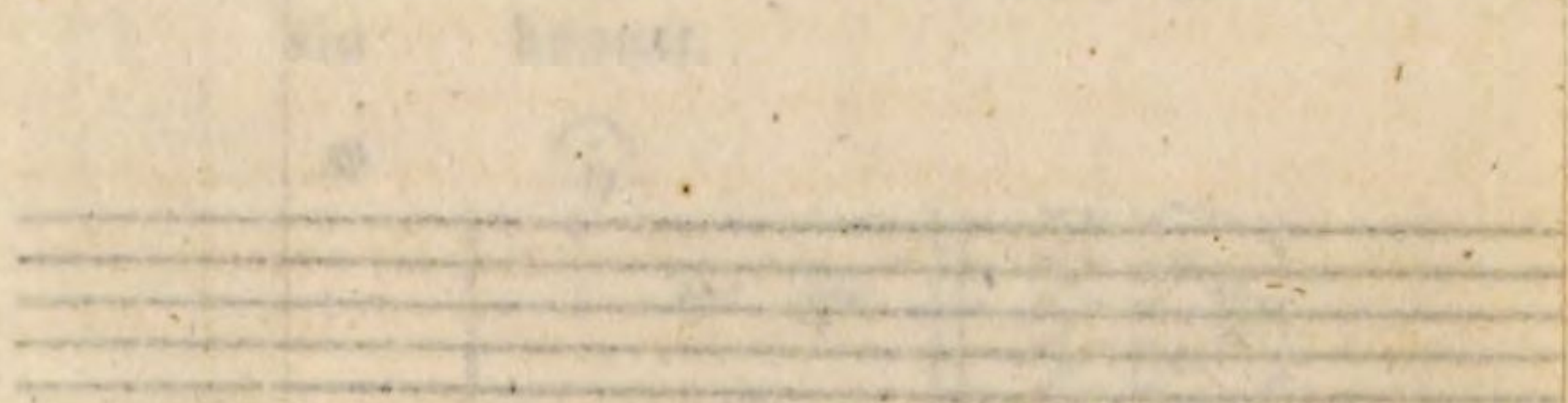
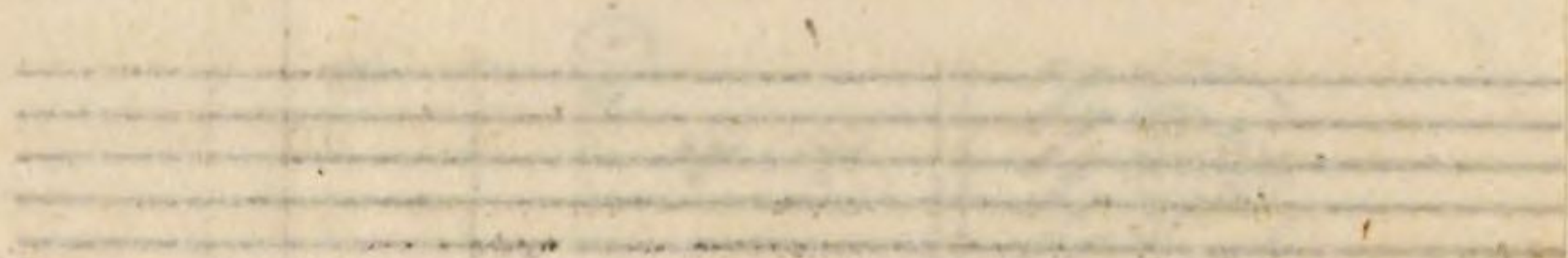
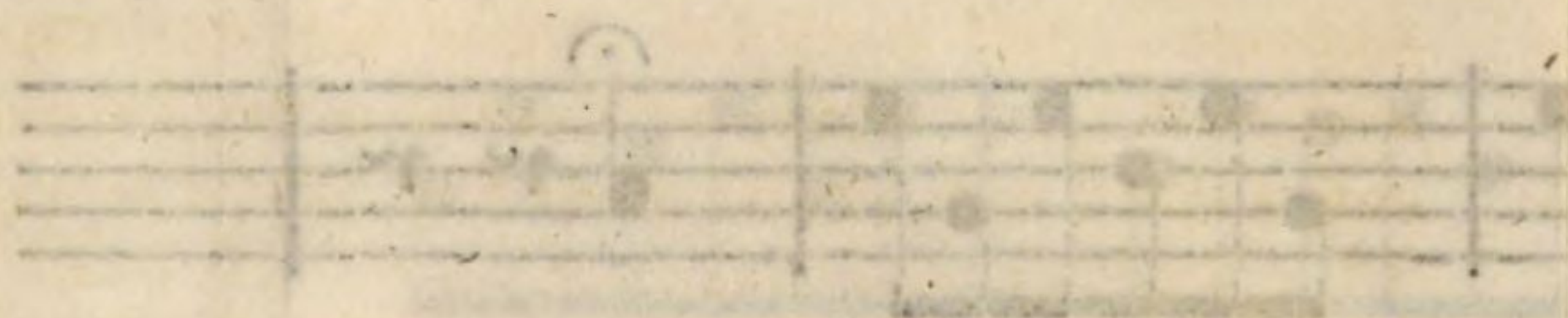
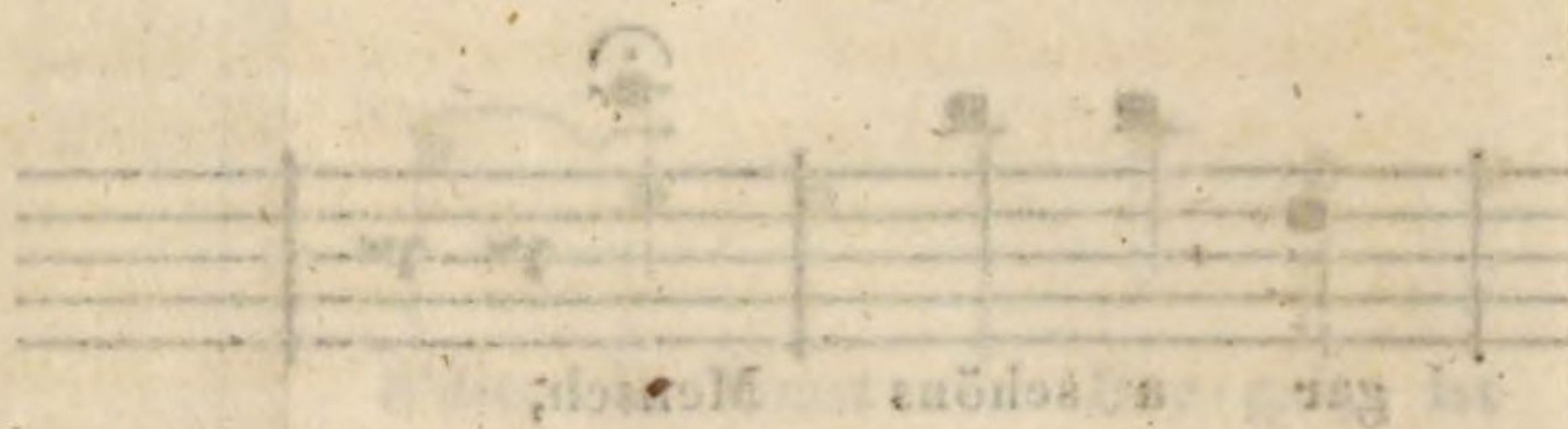
„Ich Hainrich Fündlkind. Wann mein Vater, der mich da fand, hiess der Mayr von Kempten, der verdarb von Bürgschaft wegen; der hatte neun Kind, defs war ich, Hainrich Fündlkind das zehente. Da schlug er uns halb aus, dafs wir gingen und dienen sollten. Da kam ich H. F. zu zwei Priestern, die wollten gen Rom gehn. Mit denen ging ich über den Arlberg und kamen zu Jaklein ober Rein. Da sprach Jakl: wo wolit Ihr mit dem Knaben hin? da sprachen die Herrn: er ist zu uns kommen auf dem Feld; da sprach Jakl: wollt Ihr ihn hie lassen, dafs er uns das Vieh hüt'? da sprachen sie: was er thut, das ist uns lieb. Da dington sie mich und gaben mir das erste Jahr zween Gulden. Da war ich bei dem ehgenannten Jaklein zehn Jahr; da ging ich mit ihm zur Kirchen in dem Winter und trug ihm das Schwert nach; da bracht man viel Leut, die da waren in dem Arlberg, in dem Schnee verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgegessen und die Kehlen ab, das erbarmt mich H. F. so übel, da hatt ich 15 Gulden verdient mit dem Hirtenstab, da ruft ich und sprach: Ob jemand wollt nehmen die 15 Gulden und einen Anfang wollt anheben auf dem

*) Die Rechtschreibung ist der Deutlichkeit wegen verändert worden.

Arlberg, daß die Leut also nicht verdürben. Das wollt niemand thun, da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülff und den lieben Herrn, der ein großer Nothhelfer ist Sanct Christofl'n und fing an mit den 15 Gulden, die ich mit dem Hirtenstab hatt' verdient um Jaklein ober Rein, und den ersten Winter da half ich 7 Menschen des Lebens mit dem heiligen Almosen. Seit desselben Males hat mir Gott und ehrbare Leut geholfen 50 Menschen des Lebens, und den Anfang hub ich an *Anno Dei MCCC octuagesimo Vto in die Johannis Baptistae.*“ —

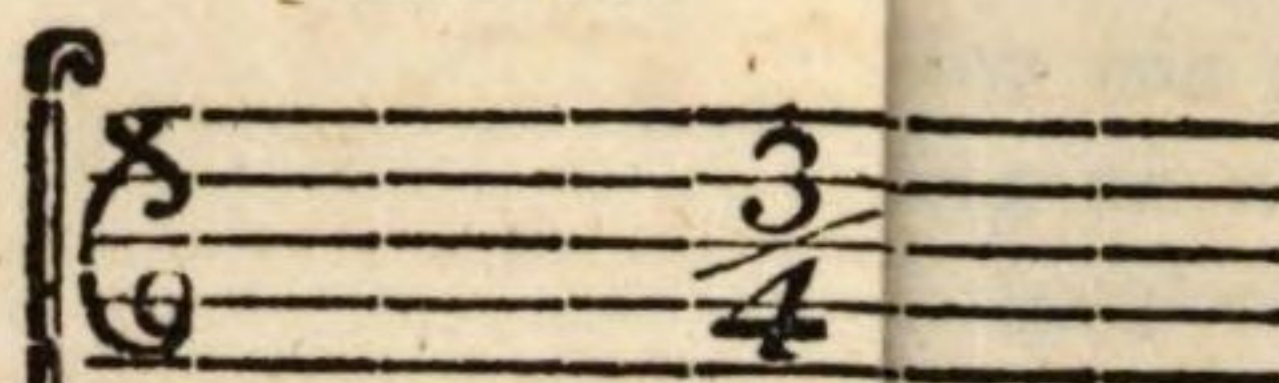
Herzog Leopold von Oesterreich ertheilte diesem großen Menschenfreunde landesfürstliche Freiheit und verbrüdete sich ihm selbst mit mehreren Fürsten. Das Brüderschaftsbuch im Original ist eines der schätzbarsten Denkmäler jener Zeit (1386 — 1414). Es ist auf Pergament, groß Quart und beinahe ebenso dick als lang. Jedes Mitglied liefs sein Wappen bei seiner Verbrüderung hineinmalen, und machte sich zu einer kleinen Abgabe verbindlich. Der Stifter Heinrich das Findelkind, wie er sich selbst nannte, durchzog Deutschland, Böhmen, Croatien, Polen, um sein Vorhaben durchzusetzen. Daher findet man viele edle Geschlechter aus diesen Ländern unter den Mitgliedern. Folgendes war seine Aufforderung: „Liebe Kind! Ihr sult wissen, daß Ihr mer Almosen sult geben auf den Arlberg zu Weg und Steg, und zu einer elenden Herberg, da man inbeherbergt arm und reich. Wer da all Abend ausgehen, rufen ich oder mein Knecht, Jeglicher mit 4 Schneereifen und wen wir immer im Schnee finden, den tragen wir in die elende Herberge und geben ihm das Almosen, um daß er für mag kommen.“ —

Welche treuherzige Biederkeit spricht aus diesem Allem. Mit welchen geringen Mitteln konnte in jener Zeit Großes gewirkt werden, weil der Wille so stark war. Wie viel müßten wir wohl zusammenbringen,

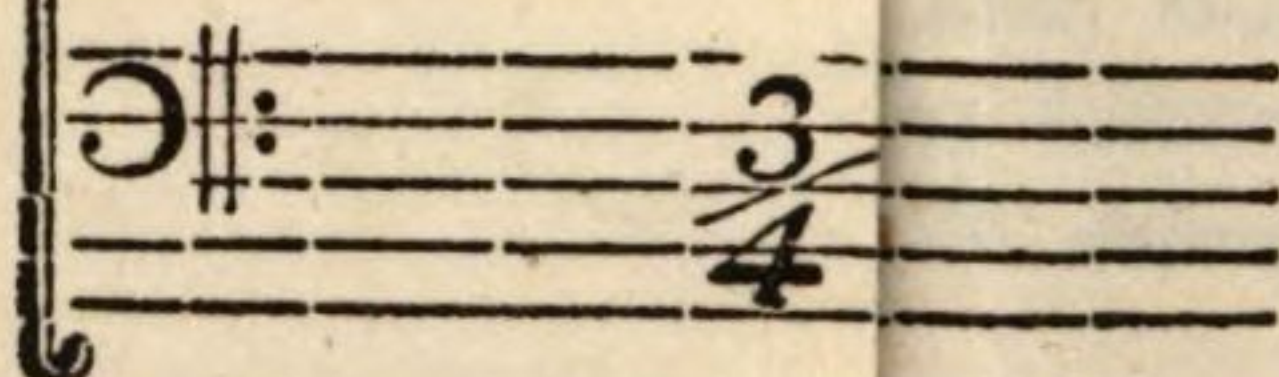


II. (Zu Seite 267.)

Recit.



Allegro audace.



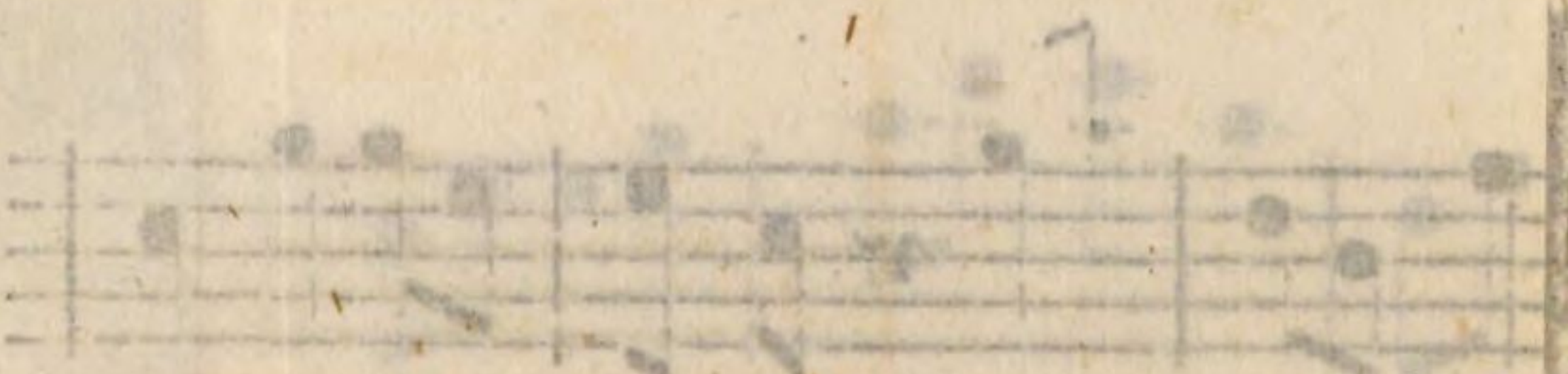
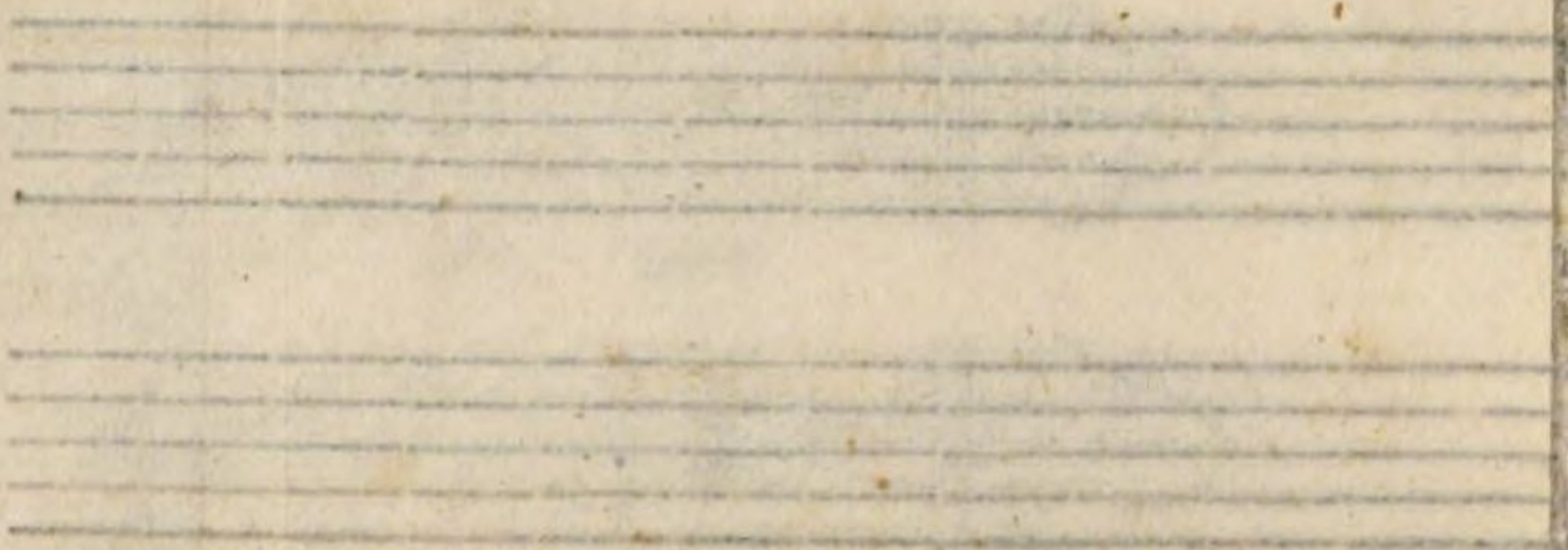
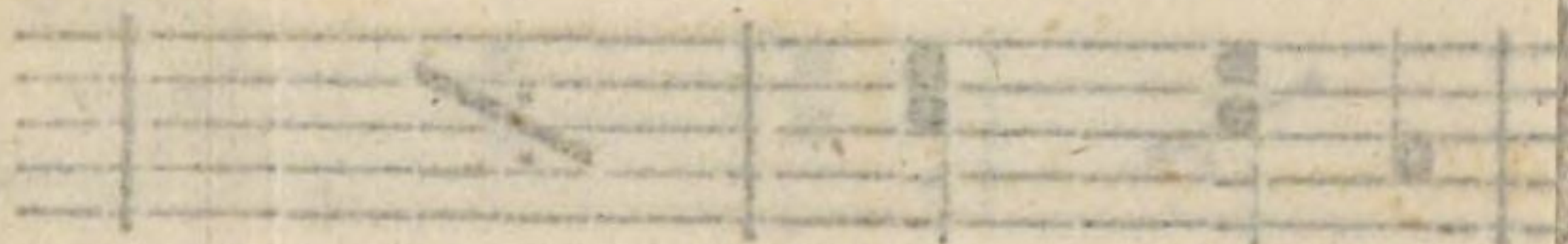
Adagio.



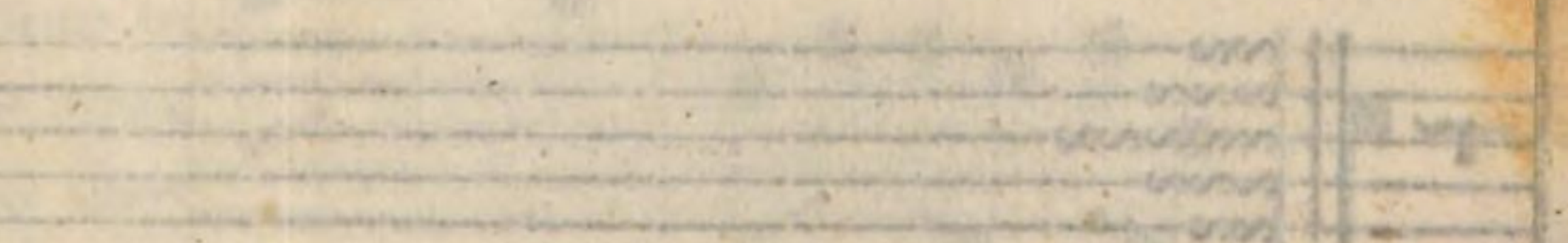
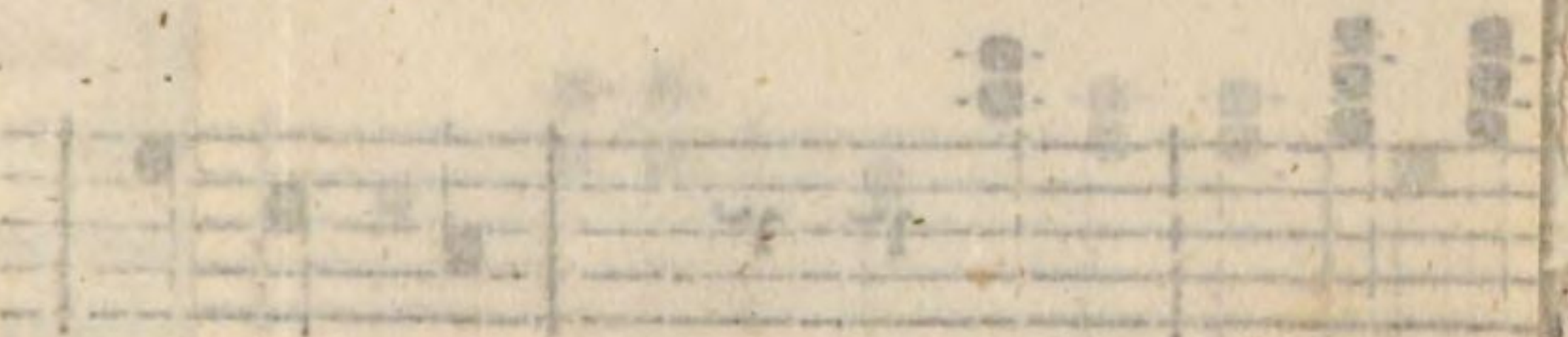
Schuldopferin.



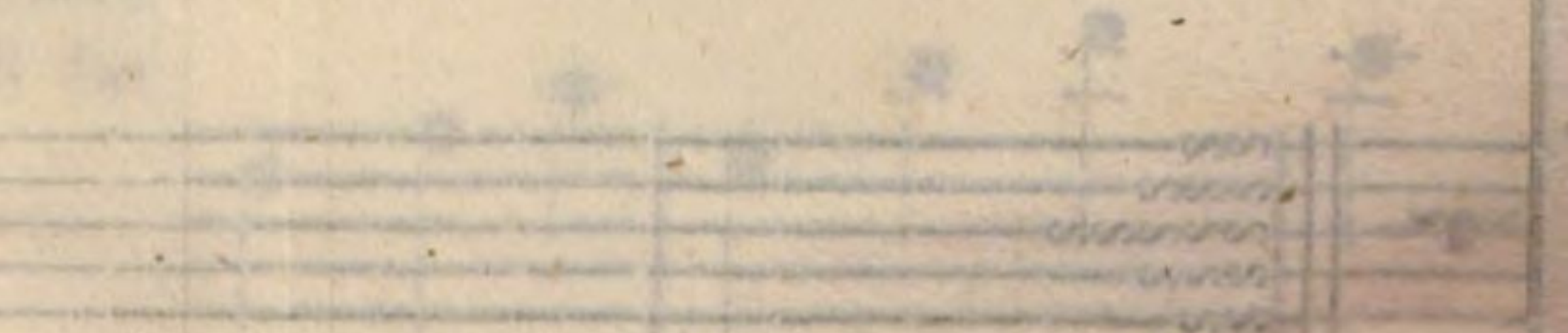
ben thuns ob d' 57 b an



schant's heart und so oft i beim



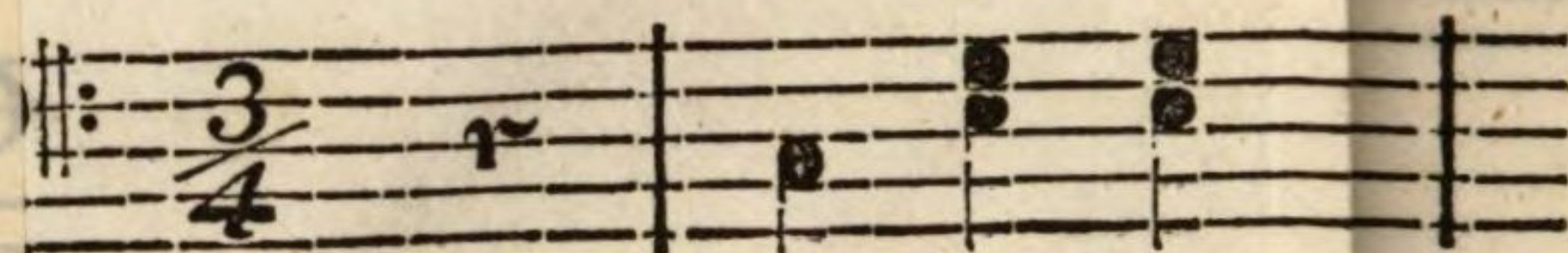
each - ad - da - hear.



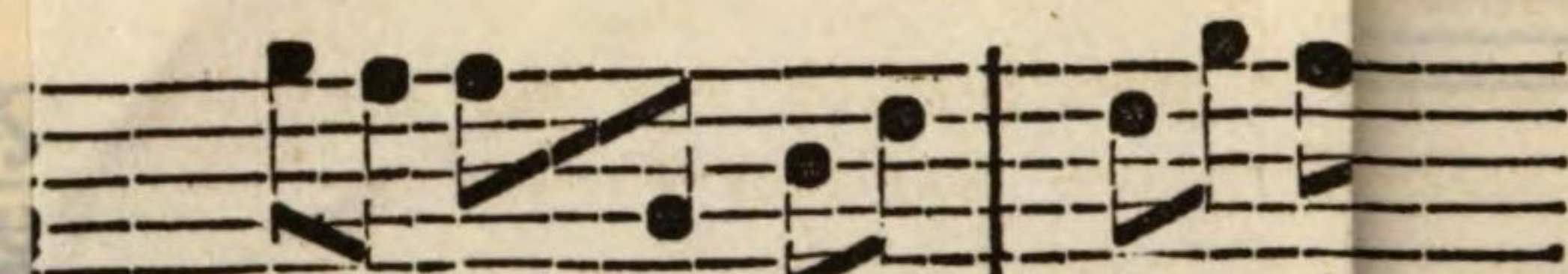
I. (Zu Seite 267.)



Warum sollt denn net



Wald dafs sie d' A



Sdien - del hat dunkl - braeim



Fen - star an Schug-ler thu,



um ein solches Hospiz zu errichten, und welches hohen Schutzes glaubten wir dabei nicht entrathen zu dürfen? —

Die nächtlichen Zusammenkünfte junger Burschen und Mägde sind im Oberinnthale besonders üblich. Man nennt diesen Gebrauch: „s Haingarteln z' Nachten.“

Wenn aber die andern einem solchen heimlichen Verständniß auf die Spur kommen, fehlt es nicht an Neckereien und Strafen für das Liebespäarchen. In den Dörfern des Gerichts Ehrenberg schleichen sie einem Liebhaber nach, wenn er Nachts zu seinem Mädchen geht. Hierauf werden Kleidungsstücke, den seinen ähnlich, auf ein Kreuz gehängt, und diese Vogelscheuche an dem Dache der Wohnung des Mädchens aufgerichtet. So wissen dann die Leute am Morgen das ganze Geheimniß.

Kommt ein Fremder aus einem andern Dorfe auf den Einfall, einem Madl seine Liebe zu bezeugen, so lassen ihn die jungen Bursche ruhig herein, dann aber, wenn er fort will, wird er mit Tannenästen zerworfen, die vor den Hütten zur Feuerung aufgeschichtet liegen. Dieß heißt: „Aeschten.“ Nach solchen Abenteuern hat jedoch der Liebhaber die Gunst des Mädchens nur desto mehr.

Im Bregenzer Walde wird Einer, der in ein fremdes Dorf zum Madl schleicht, mit dem Kopf in den Gemeindebrunnen getaucht, und mit einer Kuhglocke um den Hals heim escortirt.

Hier im Oberinnthale wird wieder der „Schnoda-oder Almerhupferl“ und der gellende Jodler gehört, der uns im südlichen Theile des Landes ganz verschwunden war. — Ich füge hier ein paar der originellsten Melodien bei, nach welchen ein großer Theil der üblichsten gesungen werden kann. Auch

ein Gamsenjägerlied finde hier seine Stelle, das eine gar frische und heitere Weise hat. *)

Und nun mein Tyrol, auf Wiedersehen! der Arl-

*) Ich kann nicht umhin, hier ein Schnodahupferl nebst seiner französischen Uebersetzung zur Belustigung meiner Leser mitzutheilen, wie es Herr *Marcel de Serres* den Seinigen zu Nutz und Frommen geliefert hat:

Lustig und alert

's weifs kein Mensch, wie lang's währt,

Währt's wie lang es da wöll,

Und kein Mensch kommt in d' Höll!

Geh' weg von mein Fenster,

Hör' auf zu singen!

Wenn's D' mein rechter Bua wärest,

Wär'st schon lang herinna!

Wenn Sonn' und Mond steht,

Und kein Wind mehr geht,

Und der Bach aufwärts rinnt,

So lieb' i Di g'schwind!

Ami, le plaisir t' appelle, livre-toi à la gaité;

Profite de l' instant, sais-tu combien dure la joie?

Ne crains rien!

Les dieux punissent-ils d'innocens plaisirs? —

Pourquoi sous ma fenêtre discrète,

Soupires-tu plaintive romance?

Si tu étais l'amant de mon coeur,

Serais-tu loin de ton amie?

Dès que le soleil dore la cime des monts,

Que le vent agite la feuillée,

Que le ruisseau descend dans la prairie,

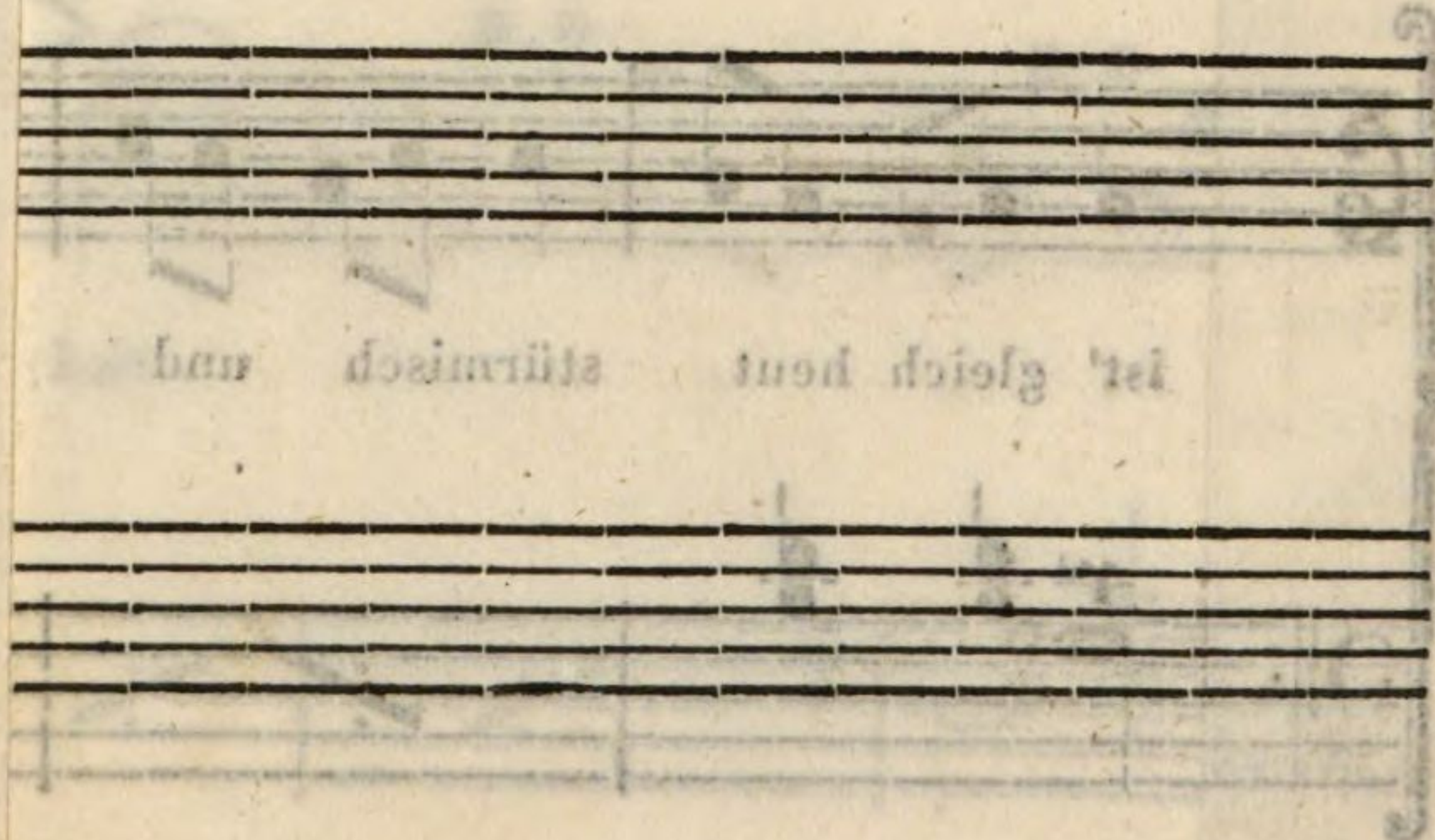
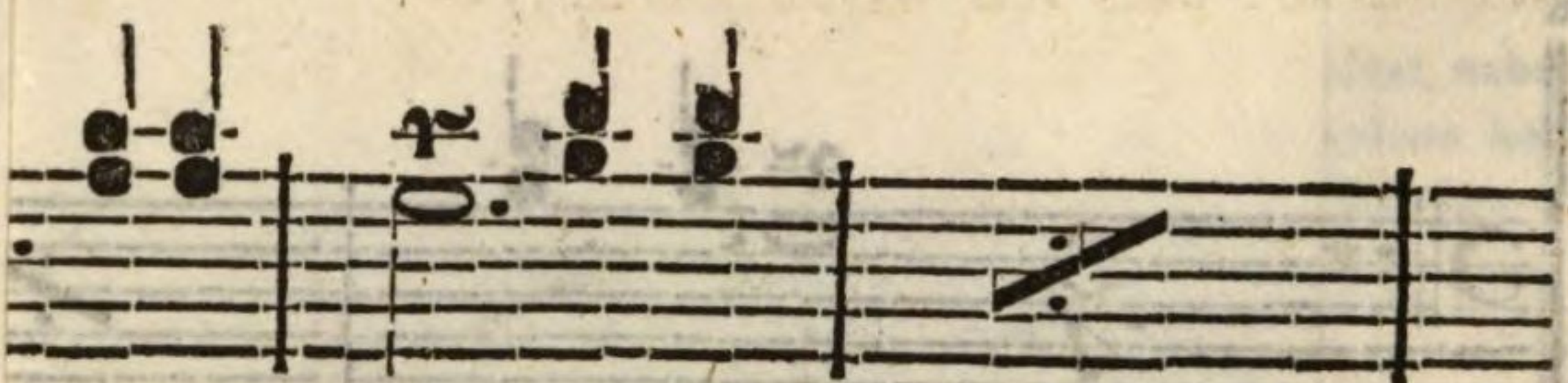
Mon coeur palpite et c'est pour toi!

So verstehen uns unsere Nachbarn! — Im letzten Couplet wird gerade im Französischen das Gegentheil des Deutschen ausgedrückt. Und solche Leute reisen durch Tyrol, und erzählen der Welt, was sie gesehen und gehört haben! —



schiefst schon fruh





Jäger haben fröhlichen Muth,
den Gamsbart auf'n Hut,
gen frei Pulver und Blei,
enbei lieben sie treu.



berg ist erreicht, und auf herrlicher Straſſe rollt
 der Wagen zur ersten Station im Vorarlbergischen:
 Bludenz. Der Abschied sey kurz, wie man ihn bei
 geliebten Gegenständen zu nehmen pflegt, und wahr-
 haſtig ich fühle, daſs ich weich werde! —

Der Bodensee.

Die grotesken Felsenformationen verschwanden nun nach und nach, so wie wir uns Bludenz näherten. Die Cultur des Bodens, der schon mehr Ebenes zeigte, trug nicht mehr den Charakter jener malerischen Mühseligkeit, wie wir sie noch vor kurzem anstauten. Wir fuhren durch das Klosterthal und hatten den freundlichen Alfensbach zu unserer Linken.

Mir bleibt von dieser Fahrt wenig aufzuzeichnen. — Ein junger ungarischer Officier, mein Nachbar in der Diligence, ergoß sich unaufgefordert in Lobeserhebungen Schillers, und als er keinen Widerspruch fand, zog er kaltblütig einen Gräzer Nachdruck des grossen Dichters aus einer Seitentasche und fing pathetisch und mit starkem magyarischem Accente das Lied von der Glocke zu declamiren an. Ich sah ihm vertrauensvoll lächelnd in die Augen, weil ich mir einen Spass darunter dachte, als er aber die Stimme immer mehr und mehr erhob und die Worte donnerte:

„Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben!“
Da überschaute ich mit einem Male das Entsetzliche meiner Lage und war nahe daran, aus dem Wagen zu springen. Aber ich war müde, und die Pferde flogen; ich besann mich daher eines Bessern. Ich warf mich in meine Ecke zurück, biß die Zähne zusammen und drückte die Augen zu. Es währte nicht lange und sein Singsang hatte mich eingeschläfert.

Das Rütteln auf dem Bludenzner Straßenspflaster weckte mich erst auf; die Glocke war gegossen und

mein Ungar still, und auf dem Laden des Apothekers, der Post gegenüber, las ich mit grossen, goldenen Lettern:

Ars longa, vita brevis!

Die anderthalb Posten bis Feldkirch schienen mir eine Ewigkeit zu dauern. Nach dem Gesehenen will diese Einförmigkeit nicht behagen. So wie man sich aber jenem gewerbfleißigen Orte nähert, gewinnt die Gegend wieder an Reiz. Man fährt durch ein anmuthiges Defilé, dessen Höhen mit schönen, grossartigen Gebäuden geziert sind, die nicht mehr bäuerisch, nicht mehr alterthümlich aussehen. Es sind Fabriken. In dem Wirthshause findet man alles schon auf andere Weise; die Nähe der Schweiz macht sich bemerkbar. Es herrscht mehr städtischer Luxus; die Speisen, obgleich nicht sehr gewählt, werden mit gröfserer Prätension angerichtet; der Landwein weicht dem Markgräfler und Veltliner, und der Wein vom nahen Bodensee wird offenherzig als nicht besonders empfohlen.

Ueber Gözis, Dornbirn und Hohenems ging von hier der Weg nach Bregenz, wohin wir erst sehr spät gelangten. Nun hatten wir die letzte Gränze unserer Reise erreicht, wir befanden uns an den Gestaden des Bodensees, der von Vielen „das schwäbische Meer“ genannt wird. Dem kleinen, freundlichen Ländchen, mit den anmuthigen Zwergbergen und den engen, schattigen Thälern, deren übervölkerte Dörfer im Blüthenduft lagern und mit Düngerhaufen verschanzt sind, mag der Bodensee immerhin als Meer gelten.

Aus dem Fenster unsers Zimmers sahen wir nach dem Sanct Gebhardsberg, der vor zwei Jahren den Einsturz drohte und Stadt und Umgegend in keine geringe Angst versetzte. Mitten in der Nacht hörte man ein Getöse gleich einer starken Kanonade, das man sich nicht zu erklären wufste. Am Morgen sah

man, daß sich aus der Flanke des Berges große Fragmente losgelöst hatten und herabgestürzt waren. Dieß dauerte mehrere Wochen, und das Getöse soll besonders zur Nachtzeit schaurig zu hören gewesen seyn. Seitdem ist es wieder ruhig geworden; die Behörde hat den Berg untersuchen lassen, und man versichert, daß keine Gefahr mehr obwalte. Es war mir interessant, daß dieser äußerste Sprößling der Alpen, der gleich einer Vedette in die Wasserebene schaut, doch auch noch etwas auf seine Würde hält, und einen so großartigen Lärm zu machen keinen Anstand nimmt.

Die Aussicht, die man von oben hat, ist herrlich. Man sieht den Arlberg mit seinen Gletschern (Kaltenferner), den hohen Sentis und die anderen Berge von Sanct Gallen, und den ganzen Bodensee mit seinen fruchtbaren und schönbebauten Ufern. Da er leicht zu besteigen ist, so sollte es kein Reisender unterlassen, sich diesen Genuß zu verschaffen.

Wer in Bregenz länger verweilt, versäume auch nicht die ersten Arbeiten der Angelica Kaufmann zu besehen, welche sie in ihrem vierzehnten Jahre, als sie noch im Haus ihres Vaters lebte, verfertigte. Sie werden von ihren Verwandten, der Familie Aberer, aufbewahrt. Angelica war aus dem Alpendorfe Schwarzenberg im innern Bregenzer Walde gebürtig.

Wenn der Bodensee das schwäbische Meer genannt wird, so will ich gern zugeben, daß man Lindau mit dem Titel des bayerischen Venedigs beehre. Es liegt wirklich in den Wellen des Sees, und wenn es gleich nur durch eine kleine Brücke mit dem Ufer zusammenhängt, so zeigt es doch nach der Bregenzer Seite hin eine Reihe schöner, hellangestrichener Fronten mit vielen Fenstern. Obgleich uns hier nicht Palladio's Façaden und Sansovino's Kuppeln entgegenstrahlten, aus den grünen Wellen am fernen Horizont auftauchend, so setzte mich doch alles in eine so freundliche

liche Stimmung, daß ich mit keinem ehrlichen Bayern oder Würtemberger rechten mag, der auf den Gedanken kommt, Lindau das deutsche Venedig zu nennen.

Von Bregenz bis Lindau stößt Garten an Garten, Villa an Villa. Es ist ein Etwas über diese Gegend verbreitet, was die Ufer des Rheins charakterisirt, ein Segen, den dieser Fluß wie befruchtenden Thau mit sich führt. So wie man sich ihm nähert, stößt man nicht nur auf Gewerbreisamkeit und Wohlstand, wie sie andere Ströme auch an ihren Ufern sehen, sondern es ist eine Wohlhäbigkeit, ein bürgerlicher Glanz, ein verständiger Lebensgenuss überall zu spüren, der wahrhaft erfreulich selbst den Durchreisenden schon anweht.

Bregenz zeigt in seinem Innern Leben und großartigeres Treiben; es ist die Brücke, auf welcher man aus Tyrol in die Schweiz gelangt; Handel und Wandel regen sich; die Reisenden kommen bei Nacht und Tag; das fabrikkleissige St. Gallen ist in wenigen Stunden erreicht. In Lindau sieht es stiller aus; die Strafsen sind reinlich und wie ausgekehrt; es ist das letzte Gränzstädtchen eines kleinen Staates; der Hafen war leer, und ich glaube nicht, daß man ihn wohl jemals anders zu sehen bekommen kann.

Die fernen Ufer des Sees waren in Dunst gehüllt, und die Sonne spiegelte sich in der ruhigen Wasserfläche, die ihrer Ausdehnung nach ganz respectabel ist.

Bald näher, bald weiter vom Gestade ab zieht sich die Strafsen nach Friedrichshafen, wo das Dampfschiff, das von Rorschach herüberkommt, die Passagiere aus der Schweiz mitbringt, welche nach Stuttgart wollen.

Hier war nun meine Tyroler Reise geendet. Was ich durch Anschauung, was ich aus der Geschichte dieses Landes gelernt, die vielen kleinen unschein-

— — Wir stiegen in den Nachen und durchschnitten die stillen Gewässer. Es war ein schöner Herbstabend, den der frühe Mond schon zierte, während noch ein glühendes Abendroth sich über den Münster von Kostnitz ausspannte. Der Kahn schaukelte, der See plätscherte, meine liebe Gefährtin hatte meine Hand ergriffen und drückte sie sanft; es war ein Moment zu holden Träumen geschaffen. Vergangenheit und Zukunft berührten sich; die Gegenwart verschwand. Ein starker Ruck erweckte mich erst spät; wir waren gelandet. Ehe ich den Nachen verließ, kehrte ich mich aber nach Osten, wo die Nebel der Nacht bereits alle Gegenstände umfassen hatten, und sandte die herzlichsten Grüsse meinen lieben Freunden in Tyrol! —

История, биология, А

ANHANG.

- # ANHANG.

Touren in Tyrol.

- I. a) Von München nach Verona.
b) Andere Strafe von München nach Innsbruck.
- II. Von Bregenz nach Verona.
- III. Von Salzburg nach Bregenz.
- IV. Von Augsburg nach Innsbruck.
- V. a) Von Innsbruck nach Mailand
(über das Wormser Joch).
b) (über den Lago di Garda.)
- VI. Von Innsbruck nach Venedig durch das Val Sugana.
- VII. Strafe durch das Pusterthal nach Venedig.
- VIII. Ausflüge von Innsbruck:
 - 1) Nach dem Zillerthal, und von dort
 - a. über die Gerlos ins Pinzgau,
 - b. ins Duchserthal,
 - c. über die Ferner des Zemthals ins Pusterthal.
 - 2) Ins Achenal.
 - 3) Nach dem Patscher-Kofel.
 - 4) Nach dem hohen Serles oder Senllesberg.
 - 5) Nach dem Selrain.
 - 6) In das Oetzthal.
- IX. Ausflüge von Botzen:
 - 1) Nach Gröden.
 - 2) Nach Sarnthal.
 - 3) Nach Ober-Botzen und Ritten.
 - 4) Nach Eppan und Kaltern.

X. Ausflüge von Meran.

- 1) Ins Passeyerthal.
- 2) Ins Val di Non und Val di Sol. (Val di Rabbi und Pejo.)
- 3) Nach Bormio.
- 4) Nach Ulten.

XI. Ausflüge von Trient.

- 1) Nach Judicarien. (Val di Ledro und Lago di Garda.)
- 2) Nach Fleims und Fassa.
- 3) Nach Val Sugana.

XII. Ausflüge von Roveredo.

- 1) Nach dem Lago di Garda.
- 2) Nach Slavini di Marco.

XIII. Durch das Pusterthal nach dem Glockner.**XIV. Von Brunecken nach dem Enneberg.**

Nota.

Touren durch Tyrol.

I. a) Von München nach Verona.

(Hier geht ein Eilwagen.)

	Posten
Von München nach Starnberg (schöner See).	1 1/2
Nach Weilheim	1 1/2
— Murnau	1 1/4
— Partenkirch (Zugspitze 10,000 F.)	1 1/2
— Mittenwald	1 1/4
— Seefeld	1 1/4
— Zirl (der Zirlerberg; Ansicht des Innthals)	1
— Innsbruck (links am Wege die St. Martinswand)	1
(Gasthöfe: Adler. Sonne. Rose.)	
— Schönberg (seitwärts vom Posthause: Ansicht des Stubaythals mit den Gletschern)	1

	Posten
	<u>11¹/₄</u>
Nach Steinach (in der Kirche: Gemälde von Knoller)	1
— Brenner (Posthaus, 4000 F. über der Meeres- fläche)	1
— Sterzing (herrliches Wirthshaus im Nagerl. Sterzingermoos. Jauffen)	1
— Obermittewald (Festungsbau. Seitwärts neue Strasse durch das Pusterthal)	1
— Brixen (gutes Wirthshaus im Elephanten)	1
— Kollmann (Kuntersweg)	1 ¹ / ₂
— Deutschen (jenseit der Eisack, Weg zur Seiser- alp und zum Schlern)	1
— Botzen (schöne Domkirche. Weinbau. Ober- italische Vegetation. Schlern. Rosengarten. Erster Gasthof: Kaiserkrone)	1
— Brandzoll	1
— Neumarkt	1
— Salurn (der letzte deutsche Ort)	1
— St. Michael	1
— Lavis (Wälschtyrol)	1 ¹ / ₄
— Trient (Sta. Maria Maggiore. Dom. St. Simon. Rose und Europa, gute Wirthshäuser)	1
— Roveredo (Filanda Bettini, Filatorio Tacchi, berühmte Seidenspinnmanufacturen. Treffli- cher Gasthof im Rössel oder Cavalletto) (Drei Stunden vom Lago di Garda.)	2
— Ala (Felsensturz, Slavini di Marco)	1
— Peri	1
— Volargne (la Chiusa, die Veroneser Klause)	1 ¹ / ₄
— Verona (Gasthöfe: due Torri, Gran-Parigi, Torre- di Londra. Arena. Römische Triumphbogen. Grabmäler der Scaliger. Juliens Grab. Theo- dorichs Burg u. s. w.)	1 ¹ / ₂
	<u>32³/₄</u>

b) Andere Strafse von München nach Innsbruck:

	Posten
bis Wolfertshausen	2
— Benedictbeuern	2
— Wallersee	1 $\frac{1}{2}$
— Mittenwald	1 $\frac{1}{2}$
— Seefeld	1 $\frac{1}{4}$
— Zirl	1
— Innsbruck	1
	10 $\frac{1}{4}$

II. Von Bregenz nach Verona.

(Eilwagen.)

Von Bregenz nach Hohenems (Vorarlberg)	1 $\frac{1}{4}$
Nach Feldkirch	1
— Bludenz	1 $\frac{1}{2}$
— Dalaas	1
— Stuben	1
— Nasserein (Oberinnthal)	1
— Flürsch	1
— Landeck	1
— Ried	1
— Pfunds	1
	(Pafs von Finstermünz)
— Nauders (Vintschgau)	1
— Mals	1 $\frac{3}{4}$
— Eyrs	1
— Latsch	1
— Meran	2
— Botzen	2
	19 $\frac{1}{2}$
Von Botzen wie I. a)	14
	33

III. Von Salzburg nach Bregenz.

(Eilwagen.)

	Posten
Von Salzburg nach Reichenhall	1
Nach Unken	1
— Waidring , ...	1 ¹ / ₄
— St. Johann	1
— Elman	1
— Söll	1
— Wörgl (Schlachtfeld)	1
— Rattenberg	1
— Schwatz (Silbergwerke)	1 ¹ / ₄
— Volders	1
— Innsbruck	1
— Zirl	1
— Platten	1
— Ober-Miemingen	1
— Nassereit (sehr gutes Wirthshaus)	1
— Imst	1
— Landeck	1 ¹ / ₂
— Flirsch	1
— St. Anton (Arlberg)	1
— Stuben (auf der Höhe des Berges)	1
— Talas (Vorarlberg)	1
— Bludenz	1
— Feldkirch	1 ¹ / ₂
— Hohenems	1
— Bregenz (St. Gebhardsberg)	1
	26 ¹ / ₂

IV. Von Augsburg nach Innsbruck.

(Eilwagen.)

Von Augsburg nach Lechfeld	1 ¹ / ₂
Nach Landsberg	⁵ / ₄
— Schongau	1 ³ / ₄
— Füssen	2

	Posten
	6
Nach Reiti	1
— Lermos	1 ¹ / ₂
— Nassereuth	1
— Obermiemingen	1
— Platten	1
— Zirl	1
— Innsbruck	1
	13 ¹ / ₂

V. a) Von Innsbruck nach Mailand
(über das Wormser Joch).

Von Innsbruck nach Landeck s. III	6 ¹ / ₂
Nach Ried	1
— Pfunds (Pafs von Finstermünz)	1
— Nauders (Vintschgau)	1
— Mals (Aussicht nach dem Orteles)	1 ¹ / ₂
(guter Gasthof zur Post)	
— Brad (Anfang der neuen Strafse)	1 ¹ / ₂
— Trofoi (Gletscher. Mandatsch)	1
— Franzenshöhe (Ortelesspitze)	1
— Sta. Maria (Wormser Jochhöhe 9000 F.)	1
— Spondalunga (Addaquelle)	1
Bormio (Veltlin. Heifse Bäder)	1
Bolladore	2
Tirano	2
Sondrio	1 ¹ / ₂
Morbegno	1
Colico (Comersee)	³ / ₄
Como und Barlasina	1 ¹ / ₂
Mailand	1 ¹ / ₂
	27 ³ / ₄

b) Ueber den Lago di Garda.
bis Roveredo s. I. a)
von Roveredo nach Riva 1¹/₂

mit dem Dampfschiffe nach
Desenzano.

Von Desenzano nach Ponte San Marco	1
Nach Brescia	1 ¹ / ₂
u. s. w. nach Mailand.	

VI. Von Innsbruck nach Venedig durch das
Val Sugana.

Bis Trient s. I. a)	15 ³ / ₄
— Pergine (See von Levico)	1
— Borgo di Val Sugana	2
— Bassano (in der Nähe: Canova's Geburtsort Pos- sagno, mit der von ihm erbauten Kirche. Post: Gasthof)	2
— Castelfranco	2
— Treviso (hübscher Ort. Rose) (Brenta und Villen)	1 ¹ / ₂
— Mestre (Lagunen)	1 ¹ / ₂
(zu Wasser) nach Venedig	1
	26 ³ / ₄

VII. Strafe durch das Pusterthal nach
Seravalle und weiter nach Venedig.

Von Mittewald unterhalb Sterzing, seitwärts
ab über Mühlbach nach

Untervintl	1
Brunecken (auch Bruneck)	1 ¹ / ₂
Niederdorf (Toblacherfeld)	1 ¹ / ₂
Höllenstein	1
Cortina (Ampezzaner Thal. Hexenfelsen)	1 ¹ / ₄
Venas	1 ⁵ / ₄
Perarolo (Piavethal)	1
Longarone	1 ¹ / ₄
Sta. Croce	1 ⁵ / ₄
Seravalle	1
u. s. w. nach Venedig.	13

VIII. Ausflüge von Innsbruck.

1. Nach dem Zillerthal.

Nach Volders (Salzberg bei Hall) 1 Post

— Schwatz 1 —

— Straß am Eingange des Zillerthals, ungefähr $\frac{1}{2}$ —

Von hier hört die Poststrasse auf, und man rechnet bis Zell 8 Stunden. Guter Fahrweg am linken Ufer der Ziller.

Schlitters.

Fügen. (Wohnort der bekannten Sänger: Rainer.)

Uderns.

Ried.

Zell. (Hauptort des Thals. Sänger: Leo. Guter Gasthof beim „Bräu“, jedoch nur ländlich.)

am rechten Ufer der Ziller:

Bruck.

Hart.

Stumm.

Rohr.

Von Zell geht man:

a) über die Gerlos ins Pinzgau.
(Gebirgsteig.)

Von Zell nach Heinzenberg:

nach Gerlos, über den Berg.

— Wald. (Hier beginnt die Communalstrasse wieder.)

— Neukirchen.

— Bramberg.

— Mühlbach.

— Mittersell. (Markt. Hauptort des Thals.)

— Stuhlfelden.

— Dobersbach.

— Walchern.

— Piessendorf.

— Gries.

— Taxenbach.

— Länd. (Auf der Strasse von Salzburg nach Gastein.)

b) ins Duchser Thal.

Von Zell nach Hippach.

- Mayrhoft (Fußweg).
- Finkenberg.
- Lahnersbach. (Von hier Gebirgssteig.)

über das Duchser Joch nach Schmirn

(hohe Alpennatur. Alpeiner Ferner. Duchser Ferner).

Sanct Jodok.

Staflath (am Fusse des Brenners).

c) Ueber die Ferner des Zemthals ins
Pusterthal.

Von Zell nach Mayrhoft.

- Brandberg (Gebirgssteig).

Zur Mitterwand (Quelle der Ziller am Krümlertaun)
durch den wilden Sondergrund, am Rande der
Zemerferner vorüber (für geübte Steiger nicht be-
schwerlich)

nach St. Jacob ins Ahrnthäl (von hier Communalweg).

— S. Martin.

— Luttach.

— Taufers und ins Pusterthal.

NB. Die Gegend der Zemerferner reich an botanischen
und mineralischen Seltenheiten, von denen sich
Sammlungen in Zell befinden.

Von Taufers geht es ostwärts über wildes Gebirg
und Ferner ins geschichtlich merkwürdige Tefereken-
und Virgenthal. Rauhe Gegend.

2. Ins Achenthal.

Von Schwatz (2 Posten von Innsbruck)

nach dem linken Ufer des Inn,

— Stans (gute Fahrstrasse, stark bergig),

— Jenbach,

— Eben (liebliche Gegend am Achensee),

— Achenthal

über den Plattenberg nach Bayern ins Wildbad
Kreuth, Tegernsee u. s. w.

3. Nach dem Patscherkofel.

Nach Pradl.

- Ambras (Schloß. Philippine Welser. Tummelplatz).
- Lans (Lanserköpfe. Herrliche Ansicht vom Mittelgebirg).
- Heilige Wasser. (Wallfahrt).
- Patsch. (Patscherkofel).

NB. Von Lans nach Rinn, wo der kleine Junge von Juden zu Tode gemartert worden seyn soll; nun der heil. Andreas von Rinn, der in der Gegend stark verehrt wird.

4. Nach dem hohen Serles- (Senlles) Berg (Waldrasterspitze).

Nach der Abtei Wilten,
über den Berg Isel, } große Poststrasse.
nach Schönberg.

Nach Mieders ins Stubaythal, Communalweg.

- Waldrast (Wallfahrt) Fußweg.
- der Spitze des Serlesbergs.

NB. Von Mieders weiter ins Stubaythal,

Nach Telfes.

— Fulpmes.

— Neustift.

Von hier beginnt der Gebirgssteig zu den Fernern.

5. Nach dem Selrain.

Auf dem rechten Innufer, nach

Vels,

Kematen,

Ober-Perfufs (Peter Anich, Geograph).

Selrain,

Gries (nach Lisens, im Lisenerthal. Schöne Alpeiner Ferner).

6. In das Oetz-Thal.

S. oben bis Ober-Perfufs.

Von Ober-Perfufs nach Ranggen.

— Inzing.

— Hatting.

Von Flaurling.

— **Kloster Stams.**

— **Silz.**

— **Haiming.**

Hier hört die Commercialstrasse auf, und die Communalwege beginnen (beschwerlich zu fahren).

— **Sautens.**

— **Oetz.**

— **Dumpen.**

— **Umhausen.**

— **Lenggenfeld.**

— **Huben.**

— **Solden.**

Hier beginnen die Fufssteige.

— **Zwieselstein.**

Von hier nach Gurgl, zum Fusse das grossen Oetzthaler Ferners, oder nach Fend, zum Fusse der Gebatscher Ferner.

Ueber die Ferner führt ein höchst beschwerlicher; oft gefährlicher Pfad, ins Etschthal oder Passeyer.

IX. Ausflüge von Botzen.

1. Nach Gröden.

Von Botzen nach Steg, $\frac{1}{2}$ Station, Poststrasse.

Man geht hier über die Eisack, und kann in der Mühle Pferde, oder Bändl, eine Art Gebirgsfuhrwerk miethen. Zu Wagen ist von hier nicht mehr weiter zu kommen. Ein Bändl kostet ungefähr 2 Kronenthaler den Tag. Ein Bändl für eine Dame, ein Pferd für einen Herrn und zwei Führer kosten 4 Kronenthaler den Tag und so im Verhältnisse.

Nach Völs (steil bergan) gutes Wirthshaus.

— **Seis** (ziemlich eben) freundliches Dorf.

Man geht dicht an den weissen Dolomiten des hohen Schlern vorüber. Herrliche Aussicht.

Nach Ratzes. (Kräftiges Mineralbad.) Steiler Weg, durch wilde Tannenwälder. Auf dem Schlern selbst, dessen höchste Kuppen und Hörner nur noch dieses Bad überragen.

(Steiler, schmaler, gepflasterter Weg die Seiseralpe hinan, 5000 Fuß hoch).

- Pufels (einen fürchterlichen Schlund hinab).
- St. Ulrich in Gröden.
- St. Antoni.
- St. Christina. (S. Chrischtein.)
- St. Maria.

Wer die Seiseralpe nicht besteigen will, kann von Ratzes nach dem alten Castelruth, und dann nach Gröden. — Der Weg über das sogenannte Torkeln von Castelruth nach Azwang, ist zwar kürzer, aber der Steilheit wegen nicht anzurathen.

NB. Von St. Maria in Gröden kann man über Colfusco (Colfuschg) in das Thal Enneberg kommen. Beschwerliche Steige.

2. Nach Sarnthal.

(Gebirgssteig.)

Nach Jenesien,

über das Joch

nach Afing.

— Sarnthal.

NB. Trefflicher Anbau. Enges Thal. Jenesien, hübsche Menschen. Malerische Trachten. Man kann von dort über das Mölfner Joch nach Hafling und ins Etschthal.

3. Nach Ober-Botzen und dem Ritten, wo die hübschen Sommerwohnungen der Botzener sind; zu Pferde oder zu Fuß. Auch in Bändln wird hinaufgefahren.

NB. Die Erdpyramiden von Langmoos. Die Rittneralpe.

4. Nach Eppan und Kaltern.

(Gute Fahrstrasse. 5 Stunden.)

Nach Siegmundskron.

- S. Pauls.
- Eppan. (Aussicht vom Calvarienberg. Burg Hohen-Eppan.)
- St. Michael.
- Kaltern. (Caldera.)

Kalterensee. Kalternseewein.

NB. Von Kaltern über die Mändl ins Val di Non. Saumschlag; auf Muli, oder Pferden.

X. Ausflüge von Meran.

1. Ins Passeyerthal.

(Fufsweg.)

Nach Zenoberg.

- Salthaus.
- St. Martin.
- Am Sand. (Hofers Wirthshaus.)
- St. Leonhard. (Hauptort des Thals.)

Von hier über den Jauffen nach Sterzing ins Eisackthal in 6 Stunden. Von Meran nach St. Leonhard braucht man 4 Stunden.

- Moos (im innern Passeyer).
- Rabenstein.

Von hier: a. über das Timbeljoch ins Oetzthal; beschwerlich. Der plötzliche Anblick der Ferner belohnend.

b. Nach dem Schneeberg. Höhle mit der Aussicht nach Sterzing. Imposant.

c. Seeherberg; dessen See ausbrach und das ganze Thal bis Meran überschwemmte und furchtbar verwüstete.

2. Ins Val di Non und Val di Sol.

(Nonsberg und Sulzberg.)

Nach Lana.

- Brandis.

A. Lewald, Tyrol. II.

- Nach Tisens (hier endet der Fahrweg)
über den Gampen. Saumschlag. Auf Muli.
— Unserer L. Frau im Wald.
— Castelfondo im Val di Non.

(Hier beginnt eine sehr gute Fahrstrasse durch das ganze Thal.)

- Arz.
- Cloz.
- Revò.
- Clès *)
- Tueno.
- Terres.
- Flavon.
- Denno.

(Durch die Rocchetta (Pafs) ins Etschthal, bei St. Michael, 2 Posten von Trient.)

*) Von Clès geht der Fahrweg ins Val di Sol:
Nach Magras. **)

- Malé.
- Croviana.
- Mondasico.
- Mastelina.
- Mezzana.
- Pellizano.
- Ossana.

Von hier beschwerliche Fußsteige über den Tonal.
Die letzten Tyroler Gletscher.

**) Bei Magras theilt sich der Weg, und man kommt in gerader Richtung in das wilde Val di Rabbi, nach S. Bernardo.

- Rabbi (berühmtes Bad).
über Gebirgspfade, auf Muli.
- Pejo (Bad, in einer einsam-schauerigen Gegend).

3. Nach Bormio, über das Wormser Joch.
(Treffliche Poststrasse.)

Von Meran nach der Töll.

- Naturns im Vintschgau.
- Tschars.
- Galsaun.

Castelbell (schönes Schloß).

- Latsch 2 Posten
- Vezan.
- Schlanders.
- Kortsch.
- Laas.
- Eys 1 Post
- Spandinig.
- Brad $\frac{5}{4}$ Posten

(Anfang der neuen Strasse.)

- Stilfs (rechts am Wege).
- Gamagoi.
- Trofoi $1\frac{1}{4}$ Posten
- Franzenshöhe 1 —
- St. Maria (Wormser Jochhöhe 9000'). 1 —
- Spondalunga (Lombardie) . . . 1 —
- Bormio 1 —

(Hinauf werden 4 Pferde gegeben; hinab fährt man mit 2 im Trab; in Spondalunga wird nicht umgespannt. Man erreicht Bormio von Meran in 12 bis 13 Stunden; Mittagsaufenthalt von einer Stunde inbegriffen.)

4. Nach Ulten.

Nach Lana zu Wagen.

Von hier weiter: Gebirgsweg:

- Eschenloh.
- St. Pancraz (das kräftige Ultener oder Mittelbad, Von Tyrolern stets sehr besucht).
- St. Waldburg.

Nach St. Nicolaus.

— St. Gertrud.

Saumschlag über den Gleckberg nach Rabbi.
Gewöhnlicher Weg der Badegäste dahin.

XI. Ausflüge von Trient.

1. Nach Judicarien. (*Giudicaria*.)

(Auf Muli. Nicht fahrbare Straße.)

Nach Cadine.

— Baselga.

— Vezzano.

— S. Massenza. *) (Lago di Toblino.)

*) Von S. Massenza in das Val di Ledro und an
den Lago di Garda.

Von S. Massenza nach Calavino.

Nach Madruzzo.

— Lasino.

— Cavedine.

— Drena.

— Dro.

— Ceniga.

— Massone.

— Arco.

— Riva (am Lago di Garda).

Zu Wasser nach dem Ponalfall.

Von hier auf Muli.

Nach Molina am Lago di Ledro.

— Pieve (Gebirgspfade).

— Bececca.

— Tiarno di Sotto.

— Tiarno di Sopra.

— Condino.

— Darzo.

— Lodrone.

— Rocca d'Aufo (am Idrosee).

(Von wo man nach Brescia gelangt.)

Nach Comano.

- Poja.
- Stenico. (Sitz des Landgerichts.)

Von hier in das angebaute Val di Rendena
an die Quellen der Sarca (Mincio).

- Tione.
- Villa.
- Javrè.
- Vigo.
- Peluco.
- Pieve di Rendena.
- Mortaso.
- Strembo.
- Cadezzone.
- Pinolo.
- Caresol.

Am Fusse der hohen Vedretta Amola, wo
die Sarca entspringt.

2. Nach dem Fleimser und Fassanerthal.
(Val di Fiemme, u. V. di Fassa.)

Von Trient nach Lavis, eine Station.
(Grosse Landstrasse.)

Nach Verla (Gebirgsstrasse, doch fahrbar).

- Lisignago.
- Cembra.
- Favèr.
- Grumes.
- Graum.
- Cavriana.
- Cavalese (Hauptort von Fleims).
- Tesero.
- Predazzo.

(Von hier Saumschlag. Muli.)

- Forno.
- Moena.

Nach Vigo (Hauptort von Fassa).

— Mazin.

(Von hier gelangt man über sehr steile Wege, durch Livina longo, nach Enneberg und von dort in das Pusterthal. Geübte Gebirgssteiger müssen es seyn, die diesen Weg zurücklegen wollen.)

3. Nach dem Valsugana.

Es ist die Strafe nach Venedig, die ich unter V. bereits mitgetheilt habe.

XII. Ausflüge von Roveredo.

1. Nach dem Lago di Garda.

(Gute Poststrasse.)

Nach Lizzana,

über die Etsch.

— Mori (Lago di Loppio).

— Nago.

— Torbole.

— Riva.

2. Nach Slavini di Marco.

(Uralter Bergsturz dessen schon Dante erwähnt.)

Nach Lizzana,

— Pieve, } Poststrasse.

— Marco. }

XII. Durch das Pusterthal nach dem Glockner.

(Poststrasse.)

Von Bruneck nach Niederdorf . . . 1 $\frac{1}{2}$ Posten.

Nach Sillian . . . 1 $\frac{1}{2}$ —

— Mittewald . . . 1 —

— Lienz . . . 1 —

Hier verläßt man die Poststrasse und schlägt den Seitenweg ein.

Nach Nufsdorf.

— Iselsberg.

— Winklern.

Nach S. Leonhard.

- Lagritz.
- Döllach.
- Gebirgssteig.
- Heiligenblut (am Glockner).

(Unter den Heiligenblutertauern, hart am Glockner vorbei, gelangt man nach der Rauris, und von dort weiter in das Salzburg'sche.)

XIV. Von Bruneck im Pusterthal nach dem Enneberg (vulcanisches Thal). (Gebirgssteig.)

Nach Reischach.

- Michaelsburg.
- Zwischenwasser.
- S. Maria.
- S. Vigil.

NB. Wer ganz Tyrol bereisen will; die Thäler besuchen, zu denen keine fahrbaren Strafsen führen, die Gletscher (Ferner) und interessantesten Berggipfel besteigen, muß dazu zehn bis zwölf Wochen verwenden können. Von der Hälfte Julius bis zum 1 oder 15 October; jedoch so, daß die heißere Jahreszeit für die nördlichen Thäler und Gletscher, die spätere für die italienischen bleibt. Die Rückreise nach Deutschland geschieht mit dem Eilwagen durch das ganze Gebirgsland in 2 bis 3 Tagen, der Länge oder Breite nach.

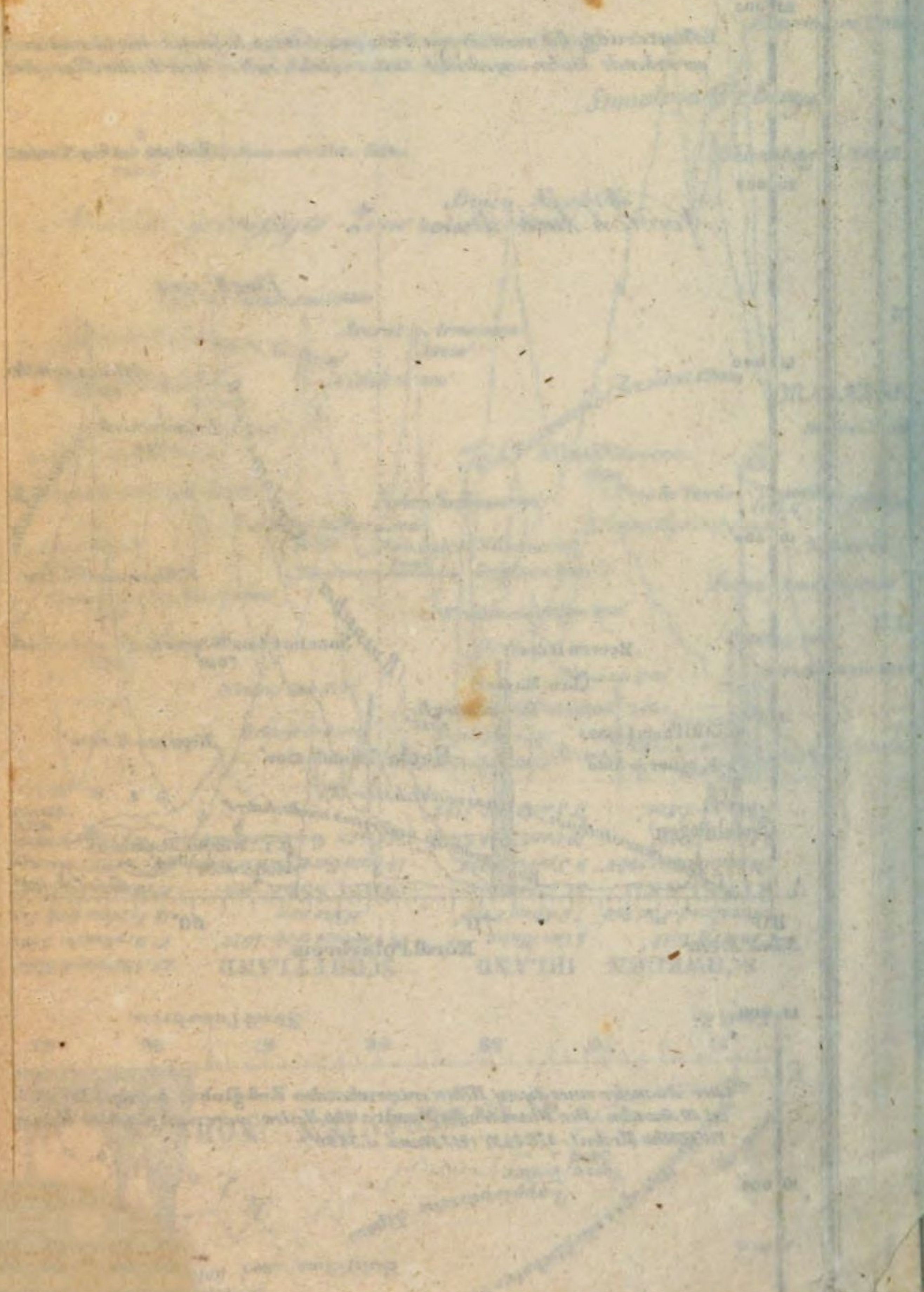
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

**Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.**

VERGLEICHENDE KARTE

in der Gegend von

1871/72



Lewald, August,

Tyrol, vom Glockner zum Orteles, und vom Garda- zum Bodensee 1833 - 34

Bd.: 2

München (1835)

P.o.germ. 842 ei-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113813-6